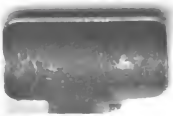
B 731-40

NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

PURCHASED FROM THE
James H. Lawley
Memorial Fund



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1820.

Januar-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

L905
U22 v
1820
pt.1

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1820.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

B 731-40

NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

PURCHASED FROM THE
James H. Lawley
Memorial Fund

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1820.

Januar-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

L905
U22 v
1820
pt.1

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1820.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der gelehrte Bramine Rammohon-Roe in Calcutta, der Stifter einer neuen Religionsſekte unter den Hindoos.

In einigen Nachrichten über dieſen merkwürdigen Reformator ſeines Volks, welche der Miſſionar Hr. Deokar Schmid, aus Madras unterm 10. Auguſt 1818 dem Hrn. Dr. Knapp in Halle überſchrieb, und die im neueſten (vierten Jahrgangs viertes Heft) Stück des in Baſel gedruckten Magazins für die neueſte Geſchichte der evangeliſchen Miſſions- und Bibelgeſellſchaften mitgetheilt werden, äuſſert Hr. Schmid die Hoffnung, da er im Begriff ſtehe, nach Calcutta zu reiſen, bald genauere und vollſtändigere Berichte über dieſe, die allgemeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmende Erſcheinung ſenden zu können. Solche finden ſich inzwiſchen in einer Notiz über das Leben und die Schriften des gelehrten Braminen und über ſeine Sekte, welche Hr. d'Acoſta, ein in den Sprachen, der Geſchichte und den Alterthümern Indiens bewanderter Aſiate, der auch gegenwärtig den Times von Calcutta herausgibt, unterm 8. Nov. 1818 geſchrieben und an den Hrn. Biſchof Gregoire geſandt hat, aus deſſen Chronique religieuse (Vol. 3. no. 16 et 17) vom 12. Nov. 1819 ſie hier mit einigen Abkürzungen überſetzt folgen.

Rammohon-Roe-Banoudjia iſt ein Sohn von Ram-Hant-Roe und ein Enkel von Roe-Bri-Binad. Der letztere lebte zu Mourchedabad, bekleidete wichtige Stellen unter den Mongolen, ward aber gegen das Ende ſeines Lebens von der deſpotiſchen Regierung mißhandelt; dies bewog den Sohn Ram-Hant-Roe, ſeinen Aufenthalt in der Landſchaft Bordouan zu nehmen, wo er ein anſehnliches Grundſtück von der engliſchen Regierung zu Lehen empfing. Rammohon-Roe ward in Bordouan um das Jahr 1780 geboren. Den erſten Unterricht erhielt er im väterlichen Hauſe, wo er auch die perſiſche Sprache erlernte; um die arabiſche zu lernen, ward er nach Patna, und zu Erlernung der Sanſkritſprache ſpäter nach Calcutta geſandt. Durch ſeine Lehrmeiſter in Patna erhielt er Kenntniß von einigen ins Arabiſche überſetzten Werken des Ariſtoteles und Euklides. Wahrſcheinlich waren es theils der Inhalt dieſer Bücher, theils die vertraute Bekanntſchaft, welche er früh mit einigen von ihm hochverehrten Muſelmännern zu machen im Fall war, die zuerſt ſeinen Glauben an die Religion der Braminen erſchütterten, und ihn veranlaßten, auch andere Religionsſyſteme ſeiner Prüfung zu unterwerfen. Die Abſicht ſeiner Lehrer war dies wohl keineswegs geweſen; denn obgleich geiſtreiche und wohlunterrichtete Muſelmänner in Indien angetroffen werden, ſo ſind ſie doch ohne Ausnahme alle in Religionsſachen ſehr unduldſam. Als neunzehn- oder zwanzigjähriger Jüngling glaubte er an keine der drei ihm vor Augen liegenden Religionen, weder an die muhamedaniſche,

330173

Digitized by Google

noch an die chriſtliche, noch an die der Hindoos. Vom Engliſchen verſtand er damals noch wenig, und dieſes Wenige hatte er aus ſich ſelbſt gelernt. Die Furcht vor ſeinem Vater hielt ihn zurück, ſeine Ueberzeugungen offenbar werden zu laſſen. Einige Rügen, die ihm dieſer zu Theil werden ließ, machten ihn glauben, es habe derſelbe dennoch einigen Verdacht geſchöpft; dieſer gute Mann war aber ſo von Herzen Hindoos, daß er ſich von dem Unglauben ſeines Sohnes und den Beweggründen deſſelben gewiß keine Vorſtellung machen konnte, ſo daß er, was ihm an dieſem auffallend war, ohne Zweifel nur für jugendliche Uebereilung hielt. Es muß inzwiſchen bemerkt werden, daß er dem Sohne eine dortzuland ſehr ausgezeichnete Erziehung gab. Er ſelbſt, an einem muhamedaniſchen Hofe erzogen, beſaß eine vorherrſchende Neigung für das, was den Jüngling den alten vielmehr als den neuen Eroberern Indiens empfehlenswerth machen konnte, und der Sanſkrit-Unterricht, welchen er ihm ertheilen ließ, beabſichtigte einzig nur ſeinen Braminenrang zu bewahren. Ram-Hant-Roe ſtarb bald nachher, ums Jahr 1804 oder 1805 nämlich, nachdem er zwei Jahre vor ſeinem Tode, um jeden Anlaß des Streites zu verhüten, ſein Vermögen unter ſeine drei Söhne getheilt hatte. Bald ſtarb auch der ältere Bruder, wodurch der zweite, Rammohon-Roe, nun der erſte ward, und bald auch der einzige überlebende blieb. Von da an ging dieſer, wie es ſcheint, mit ſeinen Reformationsplanen um; er zog aus Bordouan weg, wo er ſich überhaupt nie lang aufgehalten hatte, und begab ſich nach Mourchedsbad, wo er in perſiſcher Sprache, mit einer arabiſchen Vorrede, ein Buch mit der Aufſchrift: Gegen die Abgötterei aller Religionen, herausgab. Niemand trat auf, ihn zu widerlegen, wohl aber erzeugte er ſich durch ſeine Schrift zahlreiche Feinde unter den Muſelmännern und unter den Hindoos, die ihn nöthigten, ſich im Jahr 1814 nach Calcutta zu flüchten. Dieſer Schritt kann zum Maasſtab der britiſchen Macht in Indien dienen; denn alle bis dahin von Rammohon-Roe bewohnten Landſchaften ſtanden gleichmäßig unter britiſcher Herrſchaft, nicht aber eben ſo unter dem Einfluß britiſcher Sitten. In Calcutta vervollſtändigte er ſeine Kenntniß der engliſchen Sprache durch Leſen und Umgang; ein engliſcher Sprachlehrer, Namens Pritchard, gab ihm einigen Unterricht im Lateiniſchen, und ein Deutſcher von philoſophiſchem Geiſt, Namens Makay, ertheilte ihm Unterricht in der Mathematik. Er kaufte ſich einen Garten und ein auf dem Circular Read, am öſtlichen Ende der Stadt auf europäiſche Weiſe erbautes Haus. Es gelang ihm, ein Dutzend ſeiner Mitbürger, alle durch Stand und Reichthümer ausgezeichnet, für ſeine religiöſen Anſichten zu gewinnen, und mit ihrer Hilfe ſtiftete er eine Sekte, die bereits ungefähr ein Tauſend Schüler ſtark ſein mag. Er gab ihr nicht nur den gefälligen Namen der Unitarier, ſondern erklärte auch, um die Europäer ſich gewogen zu machen, er halte ſich ausſchließlich an die Sittenlehre des Evangeliums. Die Anhänger dieſer Sekte verſammeln ſich alle Sonntage bei Rammohon-Roe, wo ſie zuſammen ſpeiſen und zu Ehren des einen wahren Gottes ſanſkritiſche oder bengaliſche Hymnen ſingen. Rammohon-Roe iſt der achtungswürdigſte unter ihnen, und vielleicht der Einzige, der wahre Achtung verdient. Die Andern ſind wenig bekannte Leute, mit Ausnahme

Digitized by Google

eines gewiſſen Kamo, der ein hordreicher Mann und groſser Liebhaber geiſtiger Getränke iſt. Man wird ſich leicht vorſtellen, daſs die den Vedah's ergebenen Hindoos ſich der Neuerung zu widerſetzen verſucht haben. Rammohon-Roe hat verſchiedentliche Angriffe erlitten; aber ſein Geiſt, ſeine Entſchloſſenheit, ſeine Kenntniſſe und ſein Reichthum haben ihn vor der Kaſten-Ausſchlieſſung (hors-caste) bewahrt, die eine Art Achterklärung iſt, welche ſeine Mitbürger gern gegen ihn ausgeſprochen hätten, und die ihn alles Umgangs, ſelbſt mit ſeiner Gattin und mit ſeinem einzigen Sohne, berauben würde. Es darf übrigens nicht unbemerkt bleiben, daſs der eifrige Reformator ſo vorſichtig und gewandt iſt, daſs er täglich eine Anzahl Braminen zu Gaſt bittet, die dadurch in den Fall geſetzt werden, ihn unter allen Umſtänden vertheidigen zu müſſen, indem jeder, der auch nur einmal mit ihm geſpeiſet hat, in einer von ihm verſchuldeten Achterklärung einbegriffen ſein würde.

Gewiſs iſt, daſs, wie groſs auch Rammohon-Roe's Verdienſte ſein mögen, doch wohl in ganz Indien kein einziger Bramine ſich findet, der weniger Bramine und Hindoos wäre, als er iſt; und daſs Tauſende von Betrogenen, denen die Strafe der Kaſtenausſchlieſſung zu Theil ward, ſich gegen ihre Nationalreligion ungleich weniger verſchuldet haben, als er that. Wohl wiſſend, daſs die Jugend für Neuerungen aller Art die meiſte Empfänglichkeit beſitzt, hat Rammohon-Roe auf eigene Koſten eine Schule errichtet, worin bei fünfzig Schüler in der engliſchen und Sanſkrit-Sprache und in der Erdbeſchreibung Unterricht erhalten. Wie ſchwach auch dieſe Anfänge und Grundlagen einer Reform ſind, ſo iſt jedoch ſehr wahrſcheinlich, daſs ſie, unterſtützt durch den europäiſchen Einfluſs, und vorzüglich durch die Druckerpreſſe, etwas früher oder ſpäter ihren Zweck erreichen werden. Die Kaſten-Unterſcheidung iſt es zunächſt, gegen die Rammohon-Roe ſeine Angriffe zu richten ſcheint, und er legt darin einen Beweis ſeines richtigen Urtheiles zu Tage. Man kann jenen Unterſchied für das Ciment der Vielgötterei und der übrigen Irrthümer Indiens anſehen; ſobald daſſelbe verſchwindet, wird auch aller übrige hindoos'ſche Aberglaube der Vernunft Platz machen. Die höchſt ungemeſſene und aufs Aeuſſerſte getriebene Kaſteneintheilung iſt die Hauptſtütze des Indianismus, weil ſie ihn mit der ganzen Lebensweiſe und allen häuslichen und perſönlichen Verhältniſſen aufs innigſte verſchmilzt. Man weiſs, daſs auch in den europäiſchen Inſtitutionen der Einfluſs dieſer fehlerhaften Grundlage noch vielfältig angetroffen wird. Die Legitimität, als unbedingte Regel betrachtet, der Erbadel und die Majorate ſind anders nichts, oder ſie ſind ihre noch ſchwer auszurottenden Ueberbleibſel.

Der Zeit, und ſeines Standortes, und der Menſchen Rechnung tragend, die er aufklären will, beſtreitet der Braminen-Reformator die Kaſten nicht durch Vernunftſchlüſſe, die keinen Eingang fänden, ſondern durch das eigene Anſehen der Vedah's, die er in Ehren hält, und nur auslegen und erklären will. In ſeinem ganzen Thun und Laſſen vorſichtig, erlaubt er ſich nichts, was den Vorurtheilen ſeiner Mitgenoſſen allzuanſtöſsig ſein, oder hinlänglichen Grund für ſeine Ausſchlieſſung darbieten könnte. Immerhin jedoch ſetzt er ſich über manche Kleinig-

keiten hinweg. Er trägt kein Bedenken, ſich neben einen Europäer zu Tiſche zu ſetzen. Er ladet ſelbſt bisweilen Europäer zu ſich ein, und bedient ſie nach ihren Sitten. Allein weit entfernt, auf ſeine Braminenwürde zu verzichten, gründet er vielmehr ſein Vorhaben auf dieſelbe, indem er erklärt, als Bramine verpflichtet zu ſein, ſeinen Landsleuten den wahren Sinn und die wirklichen Gebote ihrer heiligen Bücher auszulegen. Er ſetzt einen großen Werth darauf, das Vorurtheil zu zerſtören, welches die verſchiedenen Kaſten gemeinſam zu ſpeiſen hindert. Er behauptet, dieſe Neuerung müſſe große und wichtige Ergebniſſe herbeiführen, und auch auf die Verbeſſerung der politiſchen Zuſtandes ſeiner Landsleute wohlthätig einwirken. Gewöhnlich läßt er alle ſechs Monate eine kleine Schrift ausgeben, worin er ſeine Lehre von den göttlichen Dingen (son système de théisme) entwickelt, und die Angriffe beantwortet, welche in Flugſchriften, die zu Calcutta und Madras erſcheinen, gegen ihn geſchehen ſind. Dieſe Polemik macht ihm Vergnügen, und obgleich ihm weder philoſophiſcher Geiſt noch Kenntniſſe mangeln, ſo ſind es doch vorzugsweiſe die dialektiſchen Formen, in denen er als Streiter glänzt, und er ſcheint den Vortheil recht gut zu kennen, welchen ihm dieſe Geſchicklichkeit, den Methodiſten gegenüber, deren einige ihn zu bekehren ſuchten, verleiht. Er hat ſeine polemiſche Kunſt aus der Logik der Araber geſchöpft, die er jeder andern vorzieht, ſo wie er hinwieder auch behauptet, in den Büchern der Europäer nichts gefunden zu haben, das der ſcholaſtiſchen Philoſophie der Hindoos gleich käme. Daß ein durch Einſichten ſo weit über ſeine Landsleute emporſtehender Mann ihnen auch in ſeiner Lebensweiſe nicht gleichen werde, mag man ſich leicht denken. Wirklich nimmt er nicht nur an keinerlei abergläubiſchen Gebräuchen Theil (welches noch kein großes Verdienſt wäre, da es leicht auch unrühmliche Urſachen haben könnte), ſondern was viel wichtiger iſt, ſeine Reden, ſeine Handlungen und ſein ganzes Betragen verkünden die perſönliche und innere Würde des Mannes, während Charakterſchwäche und Niederträchtigkeit nur allzugemeine Kennzeichen der Hindoos ſind. Gleich dieſen, von einem Geiſte der Ordnung, der Sparſamkeit und der Würdigung des Geldwerths beſeelt, welchen die kaufmänniſche Erziehung ihnen ertheilt, ſcheint jedoch die Vermehrung ſeines Vermögens keineswegs ſein Hauptſtreben zu ſein: es beſteht dieſes Vermögen in ererbten Grundſtücken, und er gibt ſich mit keinerlei Handelsverkehr ab, den er ſeinem Reichthum, wie ſeinem Braminenſtande gleich unanſtändig achten würde. Von ſeinen Schriften zieht er keinerlei Geldvortheil, und wenn er auch für Anſehen und Auszeichnung nicht gleichgültig iſt, ſo würde er doch eine bloß einträgliche Stelle von der Regierung nicht annehmen, und noch weniger wird er je Nachwerbungen um irgend ein Amt machen. In jene Verſuchung dürfte er jedoch ſchwerlich geſetzt werden; die gegenwärtigen Machthaber ſeines Landes können es ihrer Staatsklugheit nicht angemeſſen achten, einen Mann von ſo gebildetem Geiſte hervorzuziehen, der offen genug iſt, um in ſeinen Geſprächen, halb in Ernſt und halb in Scherz, deutlich auszuſprechen, was er für ſeine Landsleute alles gern thun möchte. Er ſteht zwar mit mehrern durch Rang und Verdienſte ausgezeichneten Europäern in freundſchaftlichen Verbindungen, ſcheint aber keine

Digitized by Google

anderweitigen Verhältniſſe zu ſuchen. Seit einem oder zwei Jahren geht er ſeltener, als vorhin, in Geſellſchaft.

Rammohon-Roe hat ſein vierzigſtes Jahr noch nicht erreicht; er beſitzt einen hohen Wuchs und kräftigen Körperbau; ſeine regelmäßigen Geſichtszüge und ſein meiſt ernſter Ausdruck werden im muntern Geſpräche ſehr angenehm. Er ſcheint etwas Anlage zur Hypochondrie zu haben. Seine Manieren und ſeine Geſpräche verrathen alsbald den ausgezeichneten Geiſt. Er ſpricht öfters von einer Reiſe nach Europa; zuvor aber ſcheint er die Vorurtheile ſeiner Landsleute ſoweit beſiegen zu wollen, daß die für unerlaubt geachtete Reiſe ihn keiner Aechtung ausſetze. Daß er es dahin bringen werde, bleibt freilich ſehr zweifelhaft, daß er es aber hofft, iſt ein nicht geringer Beweis ſeiner Geiſtesſtärke. Es iſt eine Bemerkung, die hier, wie überall, Anwendung leidet, daß wohl die meiſten Menſchen, welche hienieden mehr thun, als geboren werden, leben und ſterben, ſich irgend ein Ziel ihrer Beſtrebungen vorgeſetzt haben, das nicht zwar in ſich eingebildet oder chimäriſch, aber ſchwierig iſt und entfernt ſteht, ſo daß es immer neue Anſtrengungen erheiſcht, die ausharrende Standhaftigkeit durch das edle Bewußtſein, nicht vergeblich zu leben, unterſtützt, und für einzelnes Mißlingen und zufällige Kränkungen in der Zuverſicht Erſatz gewährt, ein nicht unrühmliches Andenken zu hinterlaſſen.

Merkwürdig iſt es, daß der indiſche Weltweiſe, der, wie aus dem bisher Geſagten erhellet, ſo ausgedehnte Plane für die Reform ſeiner Landsleute hat, gar nicht daran denkt, dieſelben auf das weibliche Geſchlecht auszudehnen, und daß er von demſelben auch nur nie ſpricht. Wahrſcheinlich hat dieſes auf die Saſtrahs gegründete und unter den Hindoos freilich allgemeine Vorurtheil ſich bei einem ſo aufgeklärten Geiſte nur durch eigenthümliche häusliche Verhältniſſe erhalten; wirklich beſtätigt ſeine Familie das Sprichwort, indem ſie ſich zuerſt und am meiſten allen ſeinen Reformplanen widerſetzt hat. Kein Glied derſelben, und ſelbſt ſeine Frau nicht, wollten ihn nach Calcutta begleiten, und er beſucht ſie hinwieder auch nur ſelten in Bordouan. Man wollte ihm ſogar die Sorge für die Erziehung ſeines Neffen ſtreitig machen; und ſo eifrig er ſelbſt den indiſchen Aberglauben bekämpft, ſo eifrig iſt hinwieder ſeine Mutter dieſem zugethan und gegen ihren Sohn erzürnt.

Mit vorſtehenden Nachrichten hatte Hr. d'Acoſta eine Samm lung on Druckſchriften die ihr als Belege dienen, nach Paris geſandt. Es befindet ſich darunter die im Chriſtmonat 1818 gedruckte engliſche Ueberſetzung einer urſprünglich in der Bungla-Sprache geſchriebenen, gegen die Sitte des Lebendigverbrennens der Wittwen auf den Scheiterhaufen ihrer Männer gerichteten Abhandlung. Man hat dieſelbe in den Gegenden, wo dieſe grauſame Sitte noch üblich iſt, in Menge ausgetheilt, und ſie hat höchſt wahrſcheinlich den Rammohon-Roe zum Verfaſſer, obgleich ſein Name ihr nicht vorgeſetzt iſt, wie dies hingegen bei den übrigen Schriften, von denen hier die Rede ſein ſoll, und die anfänglich in bengaliſcher und hindoſtaniſcher, hernach aber in engliſcher Sprache ausgegeben wurden, der Fall iſt. Sie ſind alle gegen die

Digitized by Google

Vielgötterei ſeiner Landsleute gerichtet, beweiſen das Daſein eines einzigen Gottes, bekämpfen die Abgötterei und die Kaſtenabſonderung.

Die erſte führt den Titel: Translation of the Ishopanishad etc. Ueberſetzung des Iſhopaniſhad, eines der Abſchnitte der Yajur Veda, worin die Einheit und Unbegreiflichkeit Gottes dargethan wird; von Rammohon-Roe (Calcutta 1816. 8.). In einer ausführlichen Vorrede werden die heiligen Bücher, welche die Lehrſätze und Geſchichte der Hindoos enthalten, die Veda's, die bei ihnen in klaſſiſchem Anſehen ſtehenden Werke, wie die Puranas, die Tantras, die Shaſtras, die Bücher der berühmteſten und geleſenſten Schriftſteller Indiens, verglichen und aus zahlreichen Stellen derſelben dargethan, daß ſie alle dem Begriff von einem einzigen Gott huldigten. Wenn in einigen dieſer Werke in mehrfacher Zahl von Göttern und Göttinnen die Rede iſt, ſo löſen ſie dieſen anſcheinenden Widerſpruch durch die öfters wiederholte Erklärung, daß die Verehrung körperlicher Weſen einzig nur aus Nachſicht für ſolche Perſonen geſtattet wird, deren Geiſt ſich zur Höhe der Vorſtellung eines höchſten unſichtbaren Weſens nicht erheben mag. Dieſer gröbere Kultus dient als ein Zaum gegen verkehrte Neigungen; der reifere Verſtand aber erhebt ſich über die Idole. Sehr viele verſtändige Braminen ſind von der Ungereimtheit des Polytheismus überzeugt; weil aber ſeine Zeremonien und Feſte eine Quelle von Reichthümern und ein Mittel ſind, ihnen die Leichtgläubigkeit, die Schwäche und die Geduld der Hindoos zinsbar zu machen, ſo begünſtigen ſie den Aberglauben vielmehr, als daß ſie ihn zerſtören helfen, und ſie entziehen dem Volke die Kenntniß der reinen Lehre. Anderſeits iſt vielen ihrer Anhänger der Gedanke behaglich, daß die göttliche Natur lebenden Menſchen, die ſie zu Göttern machen, und die jedoch durch Geburt, Geſtaltung und Leidenſchaften andern Menſchen ähnlich ſind, einwohnen ſoll; dieſes den Sinnen ſchmeichelnde Vorurtheil hat den verderblichſten Einfluß auf die Sittlichkeit. Ein Hindoos, der ſich ein Götzenbild verfertigt oder auf dem Markte kauft, ſäumt nicht, jene Zeremonien der Weihe damit vorzunehmen, durch welche er glaubt, er erhalte damit den Geiſt der Gottheit, die es vorſtellt, und es ſei die Macht derſelben in das leere Bild übergegangen. Iſt das Götzenbild männlichen Geſchlechts, ſo vermählt er ihm, mit allem Verlöbnißgepränge, ein anderes Bild weiblichen Geſchlechts. Von nun an wird das Idol für den Leiter der Schickſale gehalten; der Hindoos verehrt ſein Bild; er reicht ihm Morgens und Abends Speiſe dar; er gibt ihm bei heißer Witterung mit einem Fächer Kühlung, und er bringt es bei kalter Witterung Abends in ein gutes Bett. Dieſe Ausartung des Religionsdienſtes der Hindoos reicht übrigens, zumal in Bengalen, nicht über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus, indem ſie ſeither in weſentlichen Stücken von den Einzebornen von Behar, Tirhoot und Benares abweichen, und ihren frühern Kultus gegen einen Götzendienſt vertauſcht haben, welcher die Religion des Tantra oder der Tantrah's, im Gegenſatz jener der Veda's, heißt. Die Mythologie der Hindoos iſt jeder ſittlichen Verkehrtheit und ſinnlichen Lüſten vorzüglich günſtig und ein Werk der Braminen, die ſich durch Beförderung eben dieſer Verderbniſſe und Ausſchweifungen bereichern.

Digitized by Google

Die Vertheidigung der Abgötterei ward durch obige Schrift veranlaßt, in zwei Gegenschriften versucht, deren die eine im Journal von Madras erschienen ist, und durch Rammohan-Roe beantwortet ward; die andere ist eine Vertheidigung des gegenwärtigen Zustandes des Gottesdienstes der Hindoos von einem Braminen aus Calcutta, der die Vielgötterei in Schutz nimmt, und eine zweite Vertheidigung des Monotheismus der Veda's (Calcutta 1817. 8.) von Rammohon-Roe veranlaßte. In dieser werden die Heuchelei, die Verkehrtheit und Schlechtigkeit der Braminen vollends aufgedeckt, insbesondere dann aber die Lehre vom Kastenunterschied und von den Handlungen, die eine Kastenausschliessung zur Folge haben, angegriffen. In Uebereinstimmung mit den alten Bouddisten, behauptet der Verfasser, daß diese unwandelbar strenge Trennung im ältern Religionssysteme nicht vorhanden war, und eine Erfindung neuerer Zeit ist, deren Rigorism in die ungereimtesten Extreme überging. Gleiche Ausartungen weiset er in andern Dingen mehr nach. Die Religion der Hindoos erlaubt unter gewissen Umständen beim Leben einer Gattin die zweite Ehe, insofern schlechte Aufführung, Trunkenheit, unheilbare Krankheit, Unfruchtbarkeit u. s. w. jener zur Schuld kömmt. Dieser bedingten Bewilligung ward nun aber eine solche Ausdehnung ertheilt, daß auch bloße Partikularen dreißig bis vierzig Weiber, zu Befriedigung ausschweifender Sinnlichkeit, heirathen.

Die Verkehrtheit sittlicher Begriffe geht so weit, daß man, der Lehre der Braminen zufolge, seine Kaste und alle damit verbundenen Rechte durch Verletzung gewisser Zeremonien unnachläßlich, keineswegs aber durch Mord, Diebstahl oder Meineid verliert, und daß Reinigungen und Büßungen für diese letztern, mittelst Geschenken an die Braminen, auf die leichteste Weise zu Stande gebracht werden.

Weil die Veda's oder heiligen Bücher, in denen das Religionssystem enthalten ist, überaus weitläufig, und nebenbei auch öfters dunkel und in bildlicher Schreibart verfaßt sind, so hat vorlängst, und wie behauptet wird schon vor zweitausend Jahren, der große Vyasa eine Art Konkordanz oder Auszug davon verfertigt, dessen Ansehen nicht geringer ist, als dasjenige der Veda's selbst, und worin die Lehre von der Einheit Gottes vollständig dargestellt ist. Weil aber die Braminen daraus nur was ihnen gutdünkt dem Volke mittheilen, so hat Rammohon-Roe hindostanische und bengalische Uebersetzungen desselben veranstaltet, die er seinen Landsleuten unentgeldlich austheilen ließ; und um dann weiterhin auch seinen europäischen Freunden darzuthun, daß die abergläubischen Gebräuche, welche den Religionskultus der Hindoos entstellen, eine Ausartung seines ursprünglichen Zustandes sind, ließ er im verflossenen Jahr, in englischer Sprache, einen Auszug des Vedant drucken (Translation of an Abridgement of the Vedant etc. Calcutta 1818. 8.), worin Gott als das unbekannte, aber wahrhafte Wesen, das die Welt erschaffen hat, sie erhält und wieder zerstören mag, dargestellt ist.

In der Uebersetzung des Ishopanishad findet sich unter den aus den heiligen Büchern der Hindoos enthobenen Stellen das I am what he is, welches wörtlich mit der Stelle der

heiligen Schrift: ego sum qui sum, ich bin der da iſt, zuſammentrifft. Bekanntlich haben ſich in Indien bis auf jetzt eine Menge Ueberlieferungen, Thatſachen, Grundſätze und Gebräuche erhalten, die mit den in der Bibel erwähnten übereinkommen. William Jones hat davon Beiſpiele geſammelt, Samuel Burder hat ein eigenes Werk darüber geſchrieben (Oriental customs, London 1802, 2 Bände. 8.), und W. Ward hat neuerdings ausführliche und merkwürdige, dahin einſchlagende Unterſuchungen (Account of the writings religion and manners of the Hindoos. Serampore, 1811, 4 Bände, 4.) bekannt gemacht. Von Rammohon-Roe werden neue Schriften angekündigt. Die Standhaftigkeit und Mäßigung, die in ſeinen Werken, wie in ſeinem Karakter, vorherrſchen, vereint mit ſeinen Kenntniſſen und ſeinem philoſophiſchen Geiſte, können ſchöne Erwartungen für das Gelingen ſeiner Abſichten rege machen, und die Zerſtörung, einerſeits der Vielgötterei und anderſeits des Kaſtenunterſchiedes, die er bei ſeinem Volke beabſichtigt, müßten unſtreitig, da ſie die Grundlagen ſeiner bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſe ſind, auch in dieſen eine vollſtändige Umwälzung herbeiführen.

U.

Von und über Görres Schrift: Deutſchland und die Revolution.

Ein Autor und ſein Buch ſind bekanntlich zwei ſehr verſchiedene Weſen, und es wird nicht der Theilnahme, die jeder unglücklichen Lage das Herz gern zollt, Eintrag thun, wenn man, davon unabhängig, über ein Geiſtesprodukt ein Urtheil ſagt, was kein Lob iſt. Hrn. Görres Schrift: Deutſchland und die Revolution, hat ein Aufſehen erregt, was jene, welche ſie laſen, ſchlechterdings nicht begreifen werden. Nur zwei Dinge erklären dies; einmal, daß ihr das Glück widerfuhr, verboten zu werden; denn es gibt keine beſſere Würze für eine ſonſt unſchmackhafte Speiſe; zweitens, daß ſich die Anziehkraft eines grellen Titels bewies. Wie unendlich mehr Gehalt und Gedankenreife hat dagegen ein anderes Buch, das mit gleichen Gegenſtänden ſich beſchäftigt! wir meinen Hrn. Weitzels „Hat Deutſchland eine Revolution zu befürchten?“ Dort iſt keine jener ſchillernden, hohlen, dunſtigen Phraſen, keine Geſchichte, gemacht, wie man ſie gerade braucht, keine dreiſte Behauptung, welcher Leben und Sinn der Nation widerſprechen, wovon Hrn. Görres Buch überläuft. Mit Unmuth ſieht der Denker ſolche Behandlung der Politik, eines der edelſten und ſchwierigſten Studien, und man muß wünſchen, das Ausland möge nicht nach ſolchen Früchten den Baum deutſcher Art und Kunſt beurtheilen.

Man trug ſich damit, es werde dies Görres'ſche Buch in das Franzöſiſche überſetzt werden. Etwas, woran wir eben ſo ſehr zweifeln, als der Ueberſetzer an manchen Stellen verzweifeln möchte. So wenig die weiland Karfunkelpoeſie überſetzbar war, ſo wenig möchte es dieſe Karfunkelpolitik ohne große Lizenzen werden. Und was bliebe nach überwundener Schwie-

Digitized by Google

rigkeit der Gewinn? Zwei Klaſſen nur konnten dieſe Flugſchrift wichtig finden: diejenigen, welche es nicht geleſen und verdammt haben, und deren waren ſicher nicht wenige, zumal unter den diplomatiſchen Allarmiſten; dann jene, welche nicht zu leſen verſtehen, oder etwa ſo, wie der Verfaſſer des Buches Politik zu ſchreiben verſteht. Ihm dürfte nichts Beſſeres erdacht werden, als daß er in einem Staate Deutſchlands leben müßte, der nach ſeinem Modell konſtruirt wäre. Mit ſolchen Phantaſmagorien, wie dieſe den Kaſten-, Zunft- und Kirchengeiſt erſcheinen läßt, lockt man gewiß weder Deutſchlands Jünglinge, noch Deutſchlands Männer zu Umwälzungsverſuchen. Niemand dürfte dem Verfaſſer Dank wiſſen, als die Jünger der römiſchen Kurie, deren glorreiche Zeit unter einem Gregor VII den unbedingten Lobredner an ihm finden; weil die päpſtliche Kirche mit all ihrem irdiſchen Beſitz nicht nur neben oder auſſerhalb, ſondern über dem Staate von Rechtswegen ſtehen müſſe. Darum wird z. B. Weſſenberg (S. 76) hart angetaſtet, daß „er ſich hinter die weltliche Macht flüchte, um ſeine unlautere Sache gegen die römiſche Kurie durchzuſehen, und daß er die Kirchenfreiheit an die Souverainetät verrathe“!! Eine ganze Reihe ähnlicher Paradoxen und Härten werden in dem Buche im Hui nebeneinandergeſchichtet, worin ein verworrener Geiſt hin und her fährt ohne Leuchte und Regel.

Nachdem vornherein zum Gruße verſichert wird, „daß Deutſchland, bis zu den letzten Jahren der Erhebung, Jahrhunderte von Erbärmlichkeit und Entartung durchlebt habe,“ und gleichwohl daneben (S. 9) ſteht: „Die Meinung habe anerkannt, daß dies Reich nur damals ein wahrer Schutz und Hort der Chriſtenheit und eine Bruſtwehr gegen innere und äuſſere Feinde in feſter Sicherheit auf ſich geruht, als ſeine rege, lebendige Vielheit unter der Einheit eines Kaiſers vereinigt war,“ ſo folgen Klagen und Nachtgedanken (Träume) über dieſe ſchöne Zeit. Die Vielheit unter der Einheit beſtand doch bis 1806 oder 1803, alſo in den Zeiten der Erbärmlichkeit in Deutſchland, und in dieſe letzte fällt, von der Reformation an, von wo Görres die Entartung rechnet, ſo ziemlich das Beſte und Größte, was in Geſetzgebung, Wiſſenſchaft, Künſten, Induſtrie, Kultur und Entwickelung der Nation geſchah. Aber freilich wurden keine Münſter und Klöſter gebaut, keine Domfründen vergabt, Zünfte geriethen in Mißkredit, und der Behauptung zum Trotz, daß es von Gott her zur Leibeigenſchaft beſtimmte und dann wieder edlere Racen in der menſchlichen Geſellſchaft gäbe (S. 170), die eine in ihrem Unmuth und Wehmuth, die andere in ihrem Hochmuth wichtig und verderblich gefunden, und das freie Bürgerthum als das einzig würdige Staatsleben in das Daſein gerufen.

S. 10. „Ein Kaiſer und ein König ſollte ſein, dann Herzoge und Fürſten, Grafen und Prälaten und übrige Standesherren, in einer Pairskammer, die Gemeinen in eine zweite Kammer. So ſei die Erwartung der Deutſchen vom Wiener Kongreß geweſen.“ Man braucht Deutſchland nur wenig auſſerhalb einem Lehrſaal oder einer Studierſtube zu kennen, um zu wiſſen, daß kein Menſch mit geſundem, unbefangenem Verſtande ſo etwas von dem Wiener Kongreß erwartete, und daß der Gewinn einer ſolchen Feudalmonarchie oder Dyarchie, nur

Digitized by Google

durch blutige Kriege den deutſchen Völkern aufzudringen, ein ſehr zweideutiger geweſen wäre. Görres alſo ſtößt im Nu den Königen von Baiern, Würtemberg, Sachſen und Hannover, den Großherzogen von Baden und Heſſen die Kronen vom Haupte, und macht ſie den Standesherrn gleich. Das iſt die geheime, eſoteriſche Lehre des ehemaligen Reichsadels, der nur darum einen Kaiſer predigt über Alle, um die Souveraine über Millionen ſich wieder gleichgeſtellt zu ſehen. Konnte er nicht der Standesherrlichkeit entgehen, ſo ſollen die Andern zu ihm hinabſteigen. Alle Standesherrlichkeit iſt eine Landplage, und wären Titus und Trajan unter ihnen.

S. 16. „Der heilige Bund iſt an die Stelle des heiligen römiſchen Reichs getreten.“ Wahrlich auf keine Weiſe! Der heilige Bund hat wohl etwa dem Bedürfniß eines ſchönen Herzens, aber keinem Bedürfniß Europa's abgeholfen. Ein heiliges römiſches Reich würde nur auf römiſche, aber nicht heilige Weiſe erſchaffen werden können.

S. 76. „Am baieriſchen Konkordate ſind nur die Einräumungen am meiſten zu tadeln, die dem Staate gemacht wurden.“ Höret! hört!

S. 77. „Nie wird die (römiſche) Kurie ſich ſoweit vergeſſen, den proteſtantiſchen Fürſten das Ernennungsrecht katholiſcher Biſchofe zu geſtatten, und keinen Bruch in die Hierarchie durch Abſchaffung der Erzbiſchöfe geſtatten.“ Ei! war es doch in jener geprieſenen Zeit, wo deutſches Reich Schutz und Hort der Chriſtenheit geweſen ſein ſoll, ganz anders, daß ſelbſt die Päpſte nur von den Kaiſern als erſte Diener ihrer Reichskirche ein- und abgeſetzt wurden. Die großen Ottonen ließen ſich in Rom ſchwören, daß kein Papſt ohne des Kaiſers Genehmigung gewählt werde, und erſt 1059 erkühnte ſich Papſt Nikolaus II, es anders zu beſchließen, was nur die von Görres oftbelobte „Vielheit unter der Einheit in Deutſchland“ den Kaiſer zu züchtigen verhinderte. Karl der Große rief Nationalkirchenverſammlungen zuſammen, und ſo werden es auch wieder die deutſchen Fürſten machen, wenn ſie Roms Willkühr Grenzen ſetzen wollen. Wenn es endlich eine Zeit mehrerer Jahrhunderte gab, wo die katholiſche Kirche nichts von Erzbiſchöfen wußte, ſo gab es auch eine andere, wo noch drei andere Erzbiſchöfe oder große Prälaten jeder eben ſoviel galten, als der Biſchof von Rom.

S. 79. „Die Frage über die Zuläſſigkeit gemiſchter Ehen (Ehen zwiſchen Proteſtanten und Katholiken) ſei allein mit dem Papſte auszumachen.“ In allen Staaten Deutſchlands iſt das Gegentheil ſeit Menſchenaltern wohlthätig geſetzlich anerkannt.

S. 87. „Die zwei letzten Jahrhunderte haben in Verzweiflung, ohne alle Unterlage (?) ins Leere, und in ſträflichem Abfall von der Geſchichte (?) in Deutſchland gebaut.“ — Welch ſeltſamer Begriff von Geſchichte ſpukt in vielen Köpfen! Von der Geſchichte kann die Menſchheit ſo wenig abfallen, als vom Leben ſelbſt, und das große Geſetz der Kauſalität iſt unumſtößlich in beiden Welten der Erſcheinung. Wenn ein Strom über einen hemmenden Katarakt erſchütternd flüezt, iſt das ein neuer Strom, der unterhalb anfängt? Und wer iſt am Sturze ſchuld, der Strom oder das ſtarre Hinderniß?

Digitized by Google

S. 90. „Italien hat unter den schwäbischen Kaisern nach der Kammer der Gemeinen gestrebt, so wie das ganze Mittelalter. Darum ist die Schweiz abgefallen, und der Bauernkrieg geworden.“ Das heißt die Geschichte wie einen rückwärtsgekehrten Propheten sprechen lassen, und Begriffe in eine Zeit übertragen, welche sie nicht kannte. Unter den schwäbischen Kaisern wollten die italienischen Städte, unter den Habsburgern die Schweizer doch nichts weniger als repräsentative Verfassungen, wozu noch nichts reif war. Nationalhaß, Priesterränke, Adelsstolz, Uebermuth des Reichthums wirkten in Italien; die alten Bünde und altes Recht wider Vogtsmuthwillen, in der Schweiz; unerträglicher Adelsdruck und Religionsschwärmerei in Deutschland. Keinem der drei Stürme würde durch eine Görressche Bauern- und Städtebank Schwichtigung geboten worden sein.

S. 91. „Hrn. Hallers Buch (Staatsrechtslehre) habe in Deutschland Schule gemacht unter jenen, welche historisch Deutschland regeneriren wollen, und jenen, die es nach allgemeinen Theorien gewollt.“ Diese Schule, wenn eine, erfreut sich eben keines großen Zuspruchs, und aus Ironie hat man es einigen Hochschulen, als Lehrbuch, angedichtet. Sonst zählt das Buch nur unter den Curiosis, etwas wie dieses des Hrn. Görres.

S. 94. „An den Bestand der Ultra's in Frankreich ist die Ruhe und Sicherheit Deutschlands geknüpft.“ Aller Bestand, der an irgend ein Ultrawesen geknüpft wäre, verspräche keine Dauer und kein Heil.

S. 132. „Eine deutsche Revolution würde mit Einführung einer republikanischen Verfassung unausbleiblich enden.“ Ueber eine Prophezeihung läßt sich nicht viel mehr sagen, als daß Niemand daran glaubt, und wenn auch diese Staatsverfassung schon ganz fertig im Pulte einiger Studenten gefunden worden wäre. So wenig als die Konstitution Görres dem deutschen Volke behagen würde.

S. 137. „Deutschland ist im Mittelalter mit einer Mauerkrone wie mit einem festen Harnisch umgürtet gewesen. Jetzt ist es ein offen Dorf.“ — Die Ritterburgen gehörten doch nicht zu dieser Umgürtung? Oder machten etwa die Reichsstädte diese feste Burg. „Den Kriegsstand habe das Mittelalter unabhängig ausgestattet. Aber all' diesen Besitz habe die neuere Zeit in wenigen Jahren in alle Winde getrieben.“ — Sind damit die Lehengüter gemeint? Von wo datirt die Erblichkeit der Lehen, als aus dem Mittelalter? und darf man in unsrer Zeit noch von einem Kriegsstande reden? Freilich wohl, wenn man den Lehr-, Nähr- und Wehrstand als die Grundformen der Menschheit, als die Summe aller Staatsweisheit wiederanpreist.

S. 142. „Der dritte Stand bildet die untern Organe des Staats, der auch in Wissenschaften nur nach dem Derben und Tüchtigen strebt.“ Allerdings bewährt dies Buch die Richtung nach dem Derben, und der Verfasser gehört wohl dem dritten Stand, dem siebenten Heerschild an. Aber welchem Stande entsprießt denn der Lehrstand, und welchem entsprossen die Köpfe, welche in Religion, Kunst und Wissenschaft die Welt schmückten oder aus ihren

Digitized by Google

Angeln hoben? Wer spaltete Begriffe und Sonnenstrahlen, maß die Erde und den Himmel, wie die Grenze des Wissens aus, als die Söhne dieses Standes, der die untern Organe des Staats bildet?

S. 143. „Die bildende Weltkraft hat, als sie die Elemente gemischt, und nun die Kräfte durcheinanderfuhren, erst in vielen mißlungenen Schöpfungen sich versucht, die jetzt die Berge beschließen, ehe sie das rechte Maas getroffen." — Der Verfasser legt hier die Zunft-Idee selbst der Weltschöpfung zum Grunde, meinend, der Herr habe erst seine Lehrjahre bestehen und viele Stümperei machen müssen, ehe er Meister geworden, daß Alles gut war. Hier wird eine Kraft gesetzt, die die Elemente mischt und die Kräfte durcheinanderfahren macht. S. 170 aber wird von einem „Ebenmaas zwischen dem bildenden Elemente und den bildenden Kräften" geredet. — Kann solcher Sprache wissenschaftliche Klarheit und Schärfe zugestanden werden?

S. 145. „Kaiser Heinrich IV hat sich gegen die Weltordnung empört, bis der große Mann, Hildebrand, den Frevel niederblitzte und die Freiheit der Kirche rettete." — Freilich! denn nach

S. 146 ist auch die äussere als Gesellschaft handelnde Kirche „nicht im Staate begriffen, und steht über dem Staat, wie Freiheit über Nothwendigkeit." Indessen kann nach

S. 147 „für die katholische Kirche nur von Beiordnung der weltlichen Macht zur geistlichen Rede sein." Und dies ganz natürlich; denn laut

S. 195 „hat das Christenthum einen neuen Priesterstaat gegründet"! Wozu das Christenthum doch nicht alle gut ist! Man muß es gestehen, daß, wäre dies alles die Lehre der Katholiken, wie sie es, Gott Lob, nicht ist, ein Kreuzzug wider Rom das dringendste Bedürfniß der Sicherheit der Staaten wäre. — So wie die Freiheit der Presse von den politischen Zeloten zerstört ward, so die Freiheiten der Kirche von solchen paradoxen Vertheidigern des krassesten Ultramontanismus.

S. 153. „Das monarchische Prinzip hat durch das Christenthum seine Begründung in höherer Welt erhalten, und von da seine Delegation und Weihe." — Wir dächten, das republikanische nicht minder, und auch für dieses wohnt die Begründung in höherer Welt, im Bedürfniß der Veredlung der Menschheit. Beides sind Formen der Gesellschaft. Des Menschen Geist bildet und wechselt sie nothgedrungen nach der Relation der Kultur jedes gegebenen Volkes und Zeitalters.

S. 153. „Karl der Große, der erste Fürst von Gottes Gnaden und durch die Wahl des Volks (kann man das kleinlichgrobe Possenspiel Leo III in der Kirche zu Rom, als er die Anwesenden der Stegreifkrönung des römischen Patriziers Beifall rufen ließ, als eine Wahl des Volkes zum Kaiser des Abendlandes jetzt noch aufputzen?), hat mit der Freiheit seiner Franken kapitulirt (?) und mit den unterjochten Völkern (?); dabei dem Prinzip der altgermanischen Freiheit jede Entwickelung von unten gestattet, und so den ersten organischen Weltstaat

Digitized by Google

gebildet, in dem Alles ſich durch die auf- und abſteigende Beamtenwelt gliedert.“ — Die Freiheit hat ſich von unten ſeitdem eben nicht ſonderlich entwickelt, weil man ſie von oben weder verſtand noch liebte. Mit Blut taufte Karl die Sachſen; unerſättlich fraß die fränkiſche Geiſtlichkeit; der Zehnte des rohen Ertrags ſog des Landmanns Erde aus; Schaaren fahrender Beamten und Reiſigen durchzogen das Reich; das Lehenweſen, die Leibeigenſchaft wucherte raſch empor. Der ganze Segen des lieben Mittelalters brach ein. Zwar nach

S. 154 „wurde nur alles, was nicht mehr zum ſiebenten Heerſchild gehörte, in eine milde Dienſtbarkeit verurtheilt.“ Eine Milde, vor der dem, welcher die Geſchichte der Leibeigenſchaft kennt, die Haut ſchaudert und die Schamröthe ins Geſicht ſteigt. Und nach

S. 165 „neigt ſich das Lebenſyſtem mehr zu den demokratiſchen Formen als den monarchiſchen.“ Aber die Geſchichte ſpricht ihr Amen nicht dazu, man vermiſche denn ariſtokratiſche und oligarchiſche mit demokratiſchen zu Einem. Nur in dieſer Vermengung konnte die Behauptung hingeſtellt werden auf

S. 190 „die Römer hätten den größten Theil ihrer Dauer mit der Demokratie erfüllt.“ Ariſtokratie alſo wäre nur eine potenzirte Demokratie, wenn man dies ſo will.

S. 167. „Die Dotation des ſtehenden Heeres ſollte an ſich mit der Zivilliſte verbunden werden; da man allgemein einverſtanden iſt (?), daß, ſo lange die gegenwärtigen Kriegsverhältniſſe beſtehen, im Heere das alte Heergefolge der Waffengeſellen des Fürſten völlig hergeſtellt ſei. Dies Heer ſoll aber nur aus Freiwilligen und Geworbenen beſtehen, die allein der Dienſteid bindet.“

Einen verderblichern Vorſchlag, als jenen, das Heer als eine Art Zubehör des Hofſtaates anzuſehen, und die relativ ungeheuern Summen, die es jetzt in allen Staaten bedarf, jeder Kontrole zu entziehen, könnte der unbedingteſte Höfling nicht machen. Eine der bedeutendſten Kräfte der repräſentativen Körper wäre zernichtet, eine Schutzwehr der Freiheit umgeriſſen, und ein verderbliches Geſchenk den Fürſten ſelbſt in dieſem Zuviel gemacht. Der erniedrigenden Stellung nicht zu gedenken, worin das Heer als bloße feile Söldnerſchaar nach dieſer Idee geriethe; nachdem es kaum gelang, ihm aus der edelſten und ſchwerſten Pflicht für Vaterland und aus Allem, was den Menſchen über das thieriſche Sein erheben und begeiſtern ſoll, eine Weihe zu bereiten, die in den großen Tagen Griechenlands und Roms die Bürger in den Kampf geführt. Auf ſolche Irrgänge kann Vorliebe für alte Namen und Deutſchtümelei führen, und phantaſirendes Geſchichtſtudium. Obenein ſoll man über jene Gleichheit des alten Heergefolges und unſrer Nationalheere allgemein verſtanden ſein. Allgemein nicht einverſtanden!

Beigefügt iſt noch: dies Heer ſoll dann nur aus Freiwilligen und Geworbenen beſtehen. Sind letztere keine Freiwillige, oder nur etwa Ueberliſtete und Düpirte? wie S. 97 in nicht ſehr reinem Deutſch beiſammenſteht.

Doch alles dies iſt eine Kleinigkeit gegen das Theorem, was auf

Digitized by Google

S. 170 prangt. „Die Abtheilung in Lehr-, Nähr- und Wehrſtand iſt urſprünglich in der Verſchiedenheit der Racen gegründet, und die graueſte Vorzeit hat ſie unterſchieden. Jene edlere Racen haben ſiegreich die Urſtaaten gegründet, indem ſie in denſelben das bloß pflanzenhafte Leben ſich unterjocht haben.“ — Ein neuer Quinctius Haymeran von Flamming, der in das irdiſche Leben überträgt, was des heil. Auguſtins tolle Behauptung in das ewige legte: Es habe Gott von Ewigkeit her gewiſſe Menſchen zur ewigen Seligkeit, gewiſſe aber zur ewigen Verdammniß beſtimmt. Nur finden wir den Kirchenvater für ſeine Zeit viel genialer, als den Profeſſor Görres; denn bei ihm ſteht in einem Satze das ganze Gebäude für Himmel und Erde mit einem Schlage da, und die Kinder des Lichts wiſſen, warum ſie den Kindern der Finſterniß den Fuß auf den Nacken ſetzen dürfen oder gar müſſen. Wenigſtens wünſchen wir, daß Hr. G. dieſe Sünde in den heiligen Geiſt nicht, wie der fromme franzöſiſche Mönch Gottſchalk, mit zwanzigjährigem Gefängniß abbüßen müſſe; weil ſelbſt ein Gregor VII ſolche Behauptungen nicht in Schutz nehmen mochte. Damit man nicht ungewiß bleibe, wo die edleren Racen zu ſuchen ſeien, ſteht, eben ſo hiſtoriſch wahr,

S. 183: „Der Adel im älteſten Germanien habe in den fränkiſchen Gefolgen ganz Deutſchland, und zuletzt beinahe ganz Europa bezwungen.“

Wer ſind die Gründer der Urſtaaten, und gibt es etwa bloß edlere Racen für die germaniſchen Völker? Wo nicht, ſo wußten die Gründer der Urſtaaten von Aegypten, Kleinaſien und Rom nichts von ſolchen edlern Racen, noch weniger die Osmanli's, welche dem „pflanzenhaften Leben“ der Chriſtenheit im orientaliſchen Kaiſerthum ein Ende machten und die edlern Racen todtſchlugen oder wegjagten. Wer kann ſagen, es habe die graueſte Urzeit den Nähr-, Lehr- und Wehrſtand unterſchieden, ſie, welche gerade alle drei in dem freien Manne patriarchaliſchen Zuſtandes vereint zeigt?

Zum Schluſſe möge die Nachricht ſtehen,

S. 181. daß wir jetzt ungefähr in der Mitte zwiſchen Anfang und Ende der Welt ſtehen, was uns allerdings erfreulicher, als die weiland Ziehenſche Prophezeihung vom nächſtbevorſtehenden Weltuntergang ſein muß. Ja ſelbſt ſind wir, nach Verſicherung des Hrn. Görres, „nach aller Wahrſcheinlichkeit, dem Beginn noch näher, als dem Ausgang.“ Einſtweilen könnte man alſo um Geringes die beſte Welt herrichten, wenn man von ſeiner Verſtocktheit nachließe, und einen Kaiſer und ein Reich mit Herzogen, Prälaten und übrigen Standesherren, und die Zünfte nebſt allenfalls einer „milden Leibeigenſchaft“ für die heimathloſen und ſonſtige Leute aus den „unedlen Racen“, die ſich die „ſieben Heerſchilde nicht angeeignet haben“, ins Werk richten, und über dieſe, „wie die Freiheit über die Nothwendigkeit — den chriſtlichen Prieſterſtaat, die von Gott geordnete römiſche Hierarchie“ in leiblicher und geiſtlicher Glorie ſehen und dotiren wollte, um „von dem ſträflichen Abfall der Geſchichte, deſſen ſich die zwei letzten Jahrhunderte ſchuldig gemacht“, zurückzukommen. Alsdann, meint Hr. Görres,

S. 181, werde das „Ende der Zeiten noch fern ſein, wo durch die Macht der Induſtrie

Digitized by Google

und des Geldes alle Ungleichheit des Besitzstandes sich ausgeglichen haben wird.“ Eine solche Macht der Industrie und des Geldes wäre allerdings noch wunderbarer, als das ganze wunderbare Buch des Verfassers, und könnte eine Revolution in das ganze Einmaleins, wornach von Allem das Gegentheil geschah, und in die Lehre von edeln und unedeln Racen bringen, folglich die Welt nicht mehr lange dauern.

If that is madness; yet there 's is method in it.

14. Nov. 1819. F.

Beiträge zur Naturgeschichte des großen Bernhardsberges, der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher mitgetheilt vom Prior des Hospitiums auf dem genannten Berge, dem Pater Bisela.

Der Bergstock, auf dessen Spitze sich das St. Bernhards-Hospitium befindet, wird enge eingeschlossen, südlich vom Berge Montmort, und nördlich durch den von Chenalettaz. Der zwar entferntere Berg Velan *) begrenzt seinen östlichen, und der Zuckerstock **) sowohl als der Bossazberg seinen westlichen Horizont. Zunächst beim Hospitium westwärts wird man durch einen See angenehm überrascht, welcher freilich zu klein ist, um unter den Schweizerseen Rang zu erhalten. ***) Der Abhang vom Chenalettaz ist über seinem Felsengrund mit einer dünnen Rasendecke bekleidet, und gewährt dadurch dieser Bergwohnung die einzige etwas freundliche Ansicht. Der Montmort (todter Berg) verkündigt schon durch seinen Namen die Abwesenheit alles Pflanzenwuchses, ungerechnet, daß von ihm herab die größten Lawinen rollen, welche im Thale ostwärts des Hospitiums den ewigen Schnee unterhalten, der so vielen Reisenden verderblich wird.

Man erzeigt dem Institute des Hospitiums allgemeine Achtung, um seines menschenfreundlichen Zwecken willen, den Reisenden eine Zufluchtstätte gegen schlimme Witterung, herbes

---

*) Der Berg Velan (der Sonnenberg) ist einer der höchsten in der Nähe vom Bernhardsberg. Auf seiner Ost- und Nordseite ist er bis an den Gipfel mit Eis bedeckt. Der verstorbene Hr. Murith, Chorherr im Hospitium, war der Erste, der seine nicht ungefährliche Ersteigung wagte. Aus den Beobachtungen desselben ergibt sich, daß er 663 Klafter (Toisen) über das Hospitium erhaben ist.

**) Ein nackter Felsenstock erhielt diesen Namen um seiner pyramidalischen Gestalt willen.

***) Man konnte nie Fische dahin verpflanzen; vermuthlich weil die Eier die erforderliche Wärme für ihre Entwickelung nicht finden; es ist nämlich dieser See, während acht bis neun Monaten des Jahres, mit einer zwei bis dritthalb Fuß dicken Eisdecke verschlossen, und auch die übrigen Monate hindurch wird er von dem dahin abfließenden Eiswasser beständig erkältet. Er ist dreiundreißig Fuß tief und sein Umgehen erheischt eine Viertelstunde.

Digitized by Google

Klima und ermüdende Anstrengungen darzubieten. Neben dieser wohlthätigen Bestimmung mag inzwischen auch der Naturforscher daselbst manches Anziehende und Merkwürdige finden. Dieses will man hier zu würdigen versuchen, und um dabei mit einiger Ordnung zu Werke zu gehen, soll zunächst etwas über Luft und Klima bemerkt, nächer von Schnee, Lawinen und Eis gehandelt, alsdann die Gebirgsart des Berges und seiner Umgebungen ins Auge gefaßt, und endlich auch von der Pflanzenwelt dieser Gegenden Einiges gesagt werden.

Von Luft und Klima.

Die Luft auf dem Bernhardsberge hat nichts Eigenthümliches; sie unterscheidet sich nicht merklich von derjenigen, die man auf andern gleich hohen Schweizerbergen einathmet. Das Wasser kocht im Hospitium bei 74° 5/10, und bei mittlerm Barometerstande, der ungefähr acht Zoll und eilf Linien beträgt. *)

Eine Vergleichung der hygrometrischen Beobachtungen mit den unter einem mildern Klima angestellten, zeigt unerwartet eine größere Trockenheit auf dem Bernhardsberge. Zu den Ursachen dieses insofern unerwarteten Ergebnisses, als man in der Region des Nebels und des ewigen Schnees mehrere Feuchtigkeit vermuthen könnte, gehört ohne Zweifel die dünnere Luft; bei einer gegebenen Luftmenge auf dem Bernhard oder einem andern Hochgebirge kommen, um des mildern Luftdrucks willen, weniger Luft und Wassertheilchen mit dem hygrometrischen Haare in Berührung. Im Innern des Hospitiums wird jedoch, obgleich das Gebäude auf des Bergstocks höchster Spitze steht und den heftigsten Winden ausgesetzt ist, eine viel stärkere Feuchtigkeit wahrgenommen, als man, den Beobachtungen zufolge und in theoretischer Hinsicht um des mindern Druckes willen, erwarten sollte, der den Wassertheilchen eine leichtere Verflüchtigung und Auflösung in Dünste zu gestatten scheint. Bedenkt man aber, daß das Hospitium acht Monate durch gleichsam im Schnee versenkt ist, daß die kalte Jahrszeit durch die innern Wände bis zu vier und fünf Linien dicht mit Raubreif belegt sind, und daß durch den beständigen Kontrast zwischen der großen Kälte von Außen und der leichten innern Wärme, die Dämpfe stets in die sich ihnen darbietenden Wände hineinziehen, so wird man sich die Ursache der beständigen in dem Gebäude vorhandenen Feuchtigkeit leicht erklären können.

Der Einfluß der dünnen Luft zeigt sich nicht allein nur in dem zum Sieden erforderlichen Wärmegrad und in den hygrometrischen Ergebnissen; ihre Wirkung auf das Athemholen ist eben so bemerkenswerth. Ohne den zwischen Wirkung und Ursache vorhandenen Zusammenhang erklären zu wollen, will ich mich auf die einfache Angabe der Thatsachen beschränken.

Von den Bewohnern hoher Gebirgsgegenden fühlen die, welche einen starken Körperbau

*) Weil die Wärme es ist, die das Kochen bewirkt, so folgt daraus, daß man auf großen Höhen, wie der Bernhardsberg ist, dazu mühsamer gelangt. Es bedarf im Hospitium fünf und auch wohl sechsthalb Stunden, um das Fleisch hinlänglich weich zu kochen; ein Umstand, der des größern Holzverbrauchs willen, wo dieses ohnedies so selten ist, sehr beschwerlich wird.

und gesunde Lungen haben, am Einathmen einer eben so kühlen, als reinen und leichten Luft ein unverkennbares Wohlbehagen; wogegen Personen, die jene Vortheile nicht genießen, und hauptsächlich Engbrüstige, eine auffallende Unbehaglichkeit und eine Schwierigkeit des Athemholens verspüren, die mit dem Höhersteigen zunimmt. Man hat auf dem Bernhardsberge von Zeit zu Zeit Anlaß, Reisende zu beobachten, die wegen des Abgangs einer für ihre Lungen hinlänglich dichten Luft gleichsam ersticken, und bisweilen darum auch wohl in Ohnmacht fallen. Das letztere widerfährt schwachen und zarten Leuten öfters, bisweilen aber auch stärkern. Im Anfang solcher Ohnmachten schlägt der Puls viel schneller, eine Erscheinung, die übrigens eine allgemeine Wirkung des Ansteigens ist, aber bei stärkern Organen des Athemholens in minderm Grade statt findet.

Bemerkenswerth erscheint hinwieder der Einfluß der dünnen Luft bei Verwundeten. Es ist erwiesen, daß überhaupt auf solchen Bergen die Vernarbung der Wunden zweimal und dreimal langsamer geschieht, als in den Ebenen, wenn auch die angewandten Mittel, die Temperatur, die Nährung und der Verband in beiden Fällen einander völlig gleich sind. Unter einer beträchtlichen Zahl Unglücklicher, die sich Hände und Füße erfroren hatten und denen Glieder abgenommen werden mußten, ward kein einziger schnell geheilt; die Wunde reinigte sich zwar allerdings ziemlich bald; dabei blieb es dann aber auch, und mancher Kranke, der ohne Besserung seiner Wunden zwei und drei Monate auf dem St. Bernhard verweilt hatte, sah dieselben in Frist von sechs Tagen unter einem mildern Himmel vernarben.

Ich erlaube mir noch einer andern Wirkung zu erwähnen, die vielleicht auch von der Luft abhängt, ohne daß ich sie ihr ausschließlich zurechnen möchte. Arzneikundigen Personen steht es zu, die Thatsache, die ich mittheilen will und die auf dem Bernhardsberge häufig beobachtet wird, genauer zu würdigen. Es scheint nämlich, die Arzneimittel seien auf hohen Bergen viel minder kräftig, als in den Ebenen. So zum Beispiel sind drei Gran Brechweinstein im gemäßigten Klima eine hinreichende Gabe; um die nämliche Wirkung auf dem Bernhardsberge zu erzielen, bedarf aber die gleiche Person sechs und auch wohl acht Gran dieses Brechmittels.

Die reine und frische Luft, die man auf hohen Bergen athmet, und die gute Eßlust, welche sie erregt, lassen vermuthen, ein Klima, wie dasjenige des St. Bernhard ist, müsse, auch unabhängig von andern, mit den schon genannten zusammentreffenden Umständen, sehr gesund sein. Die Erfahrung beweist jedoch das Gegentheil, und die zahlreichen Opfer der Strenge dieses Klima's widerlegen leider jene Meinung. Viele unter den Reisenden, die zum erstenmal über den Bernhardsberg kommen, stellen sich vor, Chorherren mit weißen Haaren, dem Schnee gleich, worin sie wohnen, daselbst anzutreffen. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen finden sie statt dessen junge Geistliche, selten über fünfunddreißig Jahre alt, und meist nur zwischen zwanzig und dreißig Jahren. Diese auffallende Erscheinung muß zum Theil auf Rechnung des ungesunden Klima gebracht werden. Nur junge Leute, die völlig gesund sind, und ein kräftiges Temperament besitzen, mögen dieses strenge Bergklima ertragen; und

Digitized by Google

ihres ſtarken Körperbaues unerachtet, verſpüren ſie dennoch bald den verderblichen Einfluß, woran man ſich nicht leicht gewöhnen mag.

Wer Bergreiſen gemacht hat, wird meiſt auch beobachtet haben, daß ſie eine ſtarke Eßluſt erregen und daß auch die Verdauung ſchneller geſchieht. Daraus folgt, daß man gewiſſermaßen genöthigt iſt, mehr Nahrung, als in jedem andern Klima, zu ſich zu nehmen. Man begreift leicht, daß eine ſolche Ueberladung nach und nach die Organe der Verdauung angreifen und ihre Kraft ſchwächen kann; das Bedürfniß, die abnehmenden Kräfte zu erſetzen, ladet zum Mehreſſen ein, dadurch wird die Urſache jener Abnahme verſtärkt, und allmälig werden gallichte und Entzündungskrankheiten, Schlagflüſſe u. ſ. w. herbeigeführt. Die gewöhnlichſte Krankheit inzwiſchen, die das Klima das St. Bernhards veranlaßt, iſt der Gliederfluß (rhumatisme), von dem die Bewohner hoher Berge ſelten frei bleiben, und der dort ſogar auch häufiger, als vormals, geworden zu ſein ſcheint. Zu den Urſachen dieſes beinahe unheilbaren Uebels kann, auſſer den bereits angedeuteten, auch der öfters den Tag durch eintretende ſchnelle Uebergang von einer gemäßigten oder auch wohl warmen Temperatur zu einem beträchtlichen Kältegrad, die Unmöglichkeit, die Zellen der Geiſtlichen im Hoſpitium zu erwärmen, und endlich auch eine Lebensart gezählt werden, welche bald die ſitzende iſt und bald in eine ſehr angeſtrengte Bewegung übergeht, wenn bei der ſchlimmſten Witterung, auf rohen Bergpfaden, vom Froſt überfallenen oder in Lawinen begrabenen Wanderern die benöthigte Hilfe gebracht werden muß. Die große Feuchtigkeit, wovon oben die Rede war, und die nicht kann vermieden werden, geſellt ſich den übrigen Urſachen hinzu, welche den Gliederfluß herbeiführen und unterhalten. Sobald die Krankheit einigermaßen eingewurzelt iſt, muß man nothwendig den Aufenthalt in den hohern Regionen gegen ein gemäßigteres Klima vertauſchen und darin Erleichterung ſuchen.

Die einzigen Monate, in denen der Aufenthalt auf dem Bernhardsberge angenehm und geſund iſt, ſind der Julius, Auguſt und September; der Geſundheit am nachtheiligſten ſind die Monate März, April und Mai.

Mehrere Schriftſteller und Reiſebeſchreiber (Beſſon, Laborde, Ebel u. a. m.) melden in ihren Werken oder Tagebüchern, der Himmel erſcheine auf dem großen Bernhardsberge höchſtens nur zehn- bis zwölfmal im Jahr den ganzen Tag durch hell und rein. Obgleich ſeit kurzer Zeit erſt meteorologiſche Beobachtungen auf dieſem Berge angeſtellt werden *), ſo läßt ſich dennoch mit Zuverſicht behaupten, daß die ſchönen Tage dort ungleich weniger ſelten vorkommen, als jene Angaben mitbringen. **)

---

*) Der Profeſſor Pictet in Genf brachte am 14. Herbſtmanat 1817 meteorologiſche Inſtrumente auf den Bernhardsberg, und erſuchte die Geiſtlichen des Hoſpitiums, mit denſelben nach einer beſtimmten Vorſchrift Beobachtungen anzuſtellen; es geſchieht dieſes ſeither, und ſie werden monatlich in der Bibliotheque universelle mitgetheilt.

**) Vom Heumonat des verfloſſenen Jahres bis zu Ende Brachmonats des gegenwärtigen (1819) hat man über ſechzig gezählt. Der Sommer von 1815 war ſehr ſchlimm auf dem Bernhardsberge, und es ging

Beim Nachdenken über den geringeren Druck der Atmosphäre auf den Berghöhen, sollte man geneigt sein, den Winden ebenfalls eine geringere Kraft beizumessen, weil ihre Stärke im Verhältniß der Dichtigkeit des Luftzuges wächst und abnimmt. Es wäre erwünscht, hierüber bestimmte Auskunft geben zu können; allein noch ist auf dem Bernhardsberge kein Windmesser vorhanden, der die Stärke des Windes angeben und genaue vergleichende Beobachtungen liefern könnte. Inzwischen stimmen Personen, die einen mehrjährigen Aufenthalt daselbst gemacht haben, überein, die Winde auf den Bergen für heftiger als im platten Lande zu halten. Gewiß ist, daß die Engpässe in Gebirgsgegenden durch Verengung des Raumes die Winde konzentriren, und dadurch ihre Geschwindigkeit vermehren. Die Lage der Thäler in der Nähe des Bernhardsberges gestattet den Winden keine mannigfachen Richtungen; die gewöhnlichsten sind die südwestliche und die nordöstliche; der wahre Nordwind tritt bisweilen, doch nie heftig ein; eben so verhält sichs mit dem noch seltnern Südwind.

Die Kälte ist vielleicht so heftig nicht, als man vermuthen könnte. Der niedrigste bekannte Thermometerstand ist 27 Grad Reaumur; derselbe findet jedoch nur selten statt. Häufig hingegen sinkt er auf 20 und selbst 23 Grade herunter. Nie steigt er höher als 17 Grade über Null, und wenn er für einen Augenblick höher reicht, so ist der Fall eben so ausgezeichnet, als wenn er unter 27 herabsinkt.

Vom Schnee, von den Lawinen und Gletschern.

Nach allem dem, was De Saussure mit eben so viel Scharfsinn als Genauigkeit über den Schnee, die Lawinen und Gletscher des Alpengebirges gemeldet hat, hält es schwer, Neues hierüber zu sagen. Dieser gelehrte Naturforscher gab sich alle Mühe, durch eigene Beobachtungen die Wahrheit überall zu ergründen, und seine Darstellung des Erforschten läßt nichts zu wünschen übrig. Er hätte alles gesehen, wenn er den größten Theil des Jahres durch auf den mit Schnee bedeckten Bergen verweilen könnte. Mir bleibt über die drei Dinge nur eine geringe Nachlese übrig.

So wie auf hohen Bergen der Regen selten in großen Tropfen niederfällt, so sind daselbst hinwieder auch große Schneeflocken eine seltene Erscheinung; nur im Sommer, bei milder Temperatur, erreichen sie eine gewisse Größe. Wenn ein starker Wind weht, sind die Schneekrystalle überaus klein.

Die das Jahr durch gefallene Schneemasse läßt sich nicht genau angeben; die Winde vertragen den Schnee während seines Niederschlags, und legen denselben an einzelnen Orten nieder, von denen sie ihn öfters nochmals auffassen und anderswo, als Zurüstung für Lawinen, anhäufen. Man will bemerkt haben, daß der Schnee in gewissen Jahren auf einer bestimmten

---

keine Woche ohne Schnee vorbei; am letzten Tage im Monat August wurden auf dem Eis, das den kleinen See beim Hospitium deckte, Kegel geschoben, und das ganze Jahr durch fror der See nie ganz auf; ein solcher Jahrgang macht jedoch Ausnahme, und nicht die Regel.

Digitized by Google

Seite des Berges in größerer Menge niederfällt, zum Beispiel in den auf der Nord- oder Nordostseite gelegenen Thälern; diese Beobachtung bedarf jedoch noch weiterer Bestätigung.

Der frische Schnee ist gewöhnlich sehr locker; er behält jedoch diese Lockerheit nicht lange, und nach etlichen Tagen ist er schon dicht geworden. Je feuchter er ist, oder vielmehr je höher der Wärmemesser zur Zeit seines Niederfallens steht, desto geneigter ist er, sich zu ballen (se tasser). Bei kaltem Wetter hingegen mögen die Schneetheilchen sich viel weniger fest aneinander hängen, als die bei milder Witterung gefallenen thun. Aus dieser Beobachtung kann man die Folgerung ziehn, daß es mühsamer sein muß, durch eine bei milder Witterung gefallene Schneemasse zu wandeln, als durch eine gleich beträchtliche bei kälterer Temperatur niedergeschlagene. Die erstere kann einem Schlammgrund verglichen werden, aus dem man nur mit großer Anstrengung sich emporhebt; und die zweite einer mit trocknem Sand bedeckten Fläche, in der die Füße zwar auch einsinken, aber ohne beim Herausziehen gleichen Widerstand zu leiden. Im Frühling bemerkt man, daß der im Spätjahr zuerst gefallene Schnee eine Eiskruste über dem Erdreich bildet, wogegen der seit dem Winter gefallene Schnee fault (se pourrit), wie die Bergleute sich ausdrücken, das will sagen, eine geringere Festigkeit besitzt.

Auf der Lockerheit des Schnees und auf dem Grad seiner Dichtigkeit beruht die Ursache der Lawinen. Der im Spätjahr oder zu Anfang des Winters gefallene Schnee, vom Wind gejagt, füllt die Höhlen aus, verebnet alle Ungleichheiten des Bodens, bedeckt die großen Vorsprünge; und nachdem er sich verhärtet hat, bildet er eine Art Gleitbahn oder ebene Fläche, die von der Rauheit des Berges nur die Bogen der großen Krümmungen beibehalten hat. Wenn alsdann ein neuer Schnee sich auf diesen glatten Flächen zu einer gewissen Masse sammelt, so muß, weil er auf dem Abhang keinen Stützpunkt findet, sein eigenes Gewicht ihn nothwendig bis in die Thalgründe herabgleiten machen.

Man unterscheidet gewöhnlich zwei Arten der Lawinen, die Winter- und die Frühlings-Lawinen; die Ursache ihres Sturzes ist in beiden Jahrszeiten nicht die nämliche. Die Winter-Lawinen bestehen gewöhnlich aus dem lockern und leichten Schnee, der beinahe gar nicht zusammenhängt, und der bestimmende Grund ihres Fallens ist sehr oft die Aufklärung des Himmels in dem senkrecht über ihnen stehenden Raume. Die Frühlingslawinen hingegen bestehen aus geballtem Schnee, der zusammenhängt und große Massen bildet; eine allgemeine Erhöhung der Temperatur (eintretendes Thauwetter) begründet ihren Fall.

Die Verschiedenheit der Lawinen beruht hinwieder auch auf der Ungleichheit ihrer Bewegung während des Falles. Im Winter, sobald ein flacher Abhang, wie man sich ausdrückt, mit Schnee beladen ist, was durch die Winde geschieht, welche ihn zusammentragen und Vertiefungen, die für kleine Thäler gelten können, damit anfüllen, so wird durch eine theilweise oder allgemeine Verdichtung, die ein Windstoß oder ein plötzliches Hellwerden verursacht, der Zusammenhang der Schneemasse unterbrochen, und ein Theil der Stützpunkte ihr entzogen; ein kleiner Ballen Schnee fängt zu rollen an, und ist hinreichend, um den Sturz der ganzen

Digitized by Google

Lawine zu bewirken; iſt dieſe einmal gebildet, ſo ſtürzt ſie ſich mit Blitzesſchnelle in den Thalgrund, ohne daß, wer ihr auf dem Wege zu begegnen das Unglück hat, der Gefahr ſich entziehen mag. Je weiter die Lawine vorrückt, deſto mehr nimmt ſie an Schnelligkeit und an Kraft zu, indem ſie jetzt nicht nur den vorfindlichen Schnee, ſondern auch große Steine mit ſich fortreißt, Bäume, die ſich in ihrer Richtung finden, entwurzelt, und andere durch den Seitendruck der anſtoßenden Luftſäule umſtürzt; gleichmäßig drückt ſie in der Nähe befindliche Hütten ein, die auf gegenüberſtehenden Hügeln von der Lawine ſelbſt nicht erreicht werden mochten. Man hört alsdann gewöhnlich ein dumpfes Getöſe, das der Sturz der Lawine verurſacht. Der Schnee fliegt gleich einer vom Wind gejagten Staubwolke durch die Luft; wenn aber ihr Vordertheil bereits den Thalgrund erreicht hat, ſo bewegt ſich der Hintertheil noch mit ſeiner ganzen Schnelligkeit, indem er die Maſſe zuſammendrückt und verdichtet.

Es gibt Lawinen der zweiten Art oder Frühlingslawinen, welche von den höchſten Bergen, dem Montblanc, dem Mont-Roſa, dem Velan u. ſ. w., auch mitten im Sommer herabſtürzen; die Verhältniſſe und die Urſachen ihres Falls treffen aber völlig mit denen, die im Frühling fallen, zuſammen. Die Wärme kann, wie ſchon bemerkt, als die erſte wirkende Urſache der Lawinen betrachtet werden. Der friſche Frühlingsſchnee, ſo wie derjenige, welcher im Winter auf einmal nur in kleiner Menge fällt, und ehe er vom Winde zuſammengedrückt ward, nicht einſtürzte, beſitzt zwar genug Feſtigkeit, um nicht zu fallen; aber wenn die Sonnenſtrahlen oder ein warmer Südwind dieſen Schnee gemildert haben, ſo kann alsdann einige Schmelzung und eine Schwächung ſeiner Stützpunkte eintreten. Ein Schneeballen löſet ſich ab und fängt zu rollen an; der Schnee, über den er ſeinen Weg nimmt, hängt ſich ihm an, und der Ballen, welcher nach Maasgabe ſeines Fortſchreitens anwächſt, ertheilt zugleich während ſeines Durchgangs dem zunächſtliegenden Schnee eine kleine Erſchütterung, wodurch auch dieſer, da ihm ein feſter Stützpunkt mangelt, ſich gleich dem erſtern zu ballen geneigt wird. So vermehrt ſich die niederfallende Schneemaſſe zuſehends, ihre Bewegung wird gleichzeitig ſchneller und die Lawine iſt gebildet. Der Unterſchied iſt beträchtlich zwiſchen den langſamen Frühlingslawinen und den viel plötzlichern im Winter; ſobald man die erſtern über die Bergabhänge rollen ſieht, mag man ſich durch eine ſchnelle Flucht noch retten; iſt man aber unglücklich genug, auch nur mit einem Fuß von der Lawine ergriffen zu werden, ſo hält es ſchwer, den eben zurückzuziehen, indem der Schnee dieſer Frühlingslawinen überaus dicht iſt, und nicht nur in ſich ſelbſt einen ſtarken Zuſammenhang hat, ſondern ſich auch den Körpern, die er umhüllt, feſt anhängt. Wenn demnach die Winterlawinen jene des Frühlings an Schnelligkeit übertreffen, ſo kommt den letztern hingegen die größere Attraktions- oder Impulſions-Kraft, wie man es nennen will, zu gut.

Obgleich der St. Bernhard keine eigentlichen Gletſcher beſitzt, ſo finden ſich ſolche doch in ſeiner Nähe. Es haben dieſe Eismaſſen in den neueſten Zeiten mehr als je die Aufmerkſamkeit

Digitized by Google

der Naturforscher beschäftigt, und dieser Umstand wird, wie ich hoffe, den Bemerkungen, welche ich hier mittheilen will, einige Nachsicht verschaffen.

Das Dasein der Gletscher, nicht allein auf hohen Bergen, sondern auch in niedern Thälern, neben Wiesen, Wäldern und Getreidefeldern, ist eine Erscheinung, die den Reisenden sehr auffallend sein muß. Das Erstaunen mindert sich, wenn man bedenkt, daß die Gletscher durch das Eis und den Schnee höherliegender Behälter unterhalten werden, wo die Sonnenwärme jene ungeheuern Massen zu schmelzen ausser Stand ist, die nicht nur allmälig hinuntersteigen, sondern bisweilen auch wohl plötzlich Felder und Wiesen überziehen.

Dem Freunde und Bewunderer der Natur stellen die Gletscher ein trauriges, aber majestätisches Bild vor Augen; der Naturforscher unterscheidet daran zahlreiche Erscheinungen, deren Ursachen und Zusammenhang er zu erforschen sucht. Die Bewegung des Gletschers, seine bald zusammenhängende, bald durch Spalten von furchtbarer Tiefe zerrissene Bildung; die verschiedenen senkrechten, wagerechten oder auch gesenkten Schichten des Eises; ihre mehrere oder mindere Dichte, die Höhlen, die Eispyramiden, welche öfters auf der Höhe des Gletschers angetroffen werden, die bisweilen sehr großen Steinmassen, die wie über Fußgestellen auf ihm ruhen, die am Ausgang derselben vorkommenden, aus dammförmig gereihten Sand und Steinen bestehenden Schutthaufen (Gandecken, Moraines): dieses alles sind eben so viele Vorwürfe der Neugierde und der Forschungen des Beobachters.

Nach Beschaffenheit der Jahrgänge rückt der Gletscher entweder vor, oder er weicht zurück; bisweilen bleibt er auch lange unverändert; alles hängt von der wärmern oder kältern Temperatur des Sommers und von der Menge des Schnees und der Lawinen ab, die im Winter fallen. Im Ganzen nehmen die Gletscher stets zu und ihr Wachsthum hört nicht auf; aber es leidet Unterbrechungen, und in den Jahren, wo milde Winter oder heiße Sommer eintreffen, schmilzt mehr Eis weg, als neues hinzukommt.

Ueber die Gletscher und ihr zunehmendes Wachsthum haben verschiedene Naturforscher geschrieben; vielleicht aber ward von denselben eine der Hauptursachen dieses Wachsthums nicht gehörig entwickelt, oder nicht sattsam gewürdigt. Beim Besuche der Gletscher bemerkt man, daß, wenn der Abhang eines von einem Gletscher besetzten Thales abschüssiger wird, sich alsdann Spalten bilden, wovon die einen bis auf den Boden des Gletschers ausgedehnt sind, andere hingegen so tief nicht sinken, und dem Wasser keinen Ausgang gestatten, welches sich vom Schnee- und Eisschmelz darin sammelt. Diese Spalten haben meist eine Querlage; sie trennen gewöhnlich die obere Gletschermasse von der untern, mit Ausnahme jedoch der Endstücke zu beiden Seiten der Spalten, und des Untertheils bei denen, welche Wasserbehälter bilden. Beim Eintritt des Winters gefriert das Wasser in diesen letztern, und sie machen nunmehr Bestandtheile des Gletschers aus. Jedermann weiß, daß das Wasser beim Uebergang aus dem flüssigen in den festen Zustand, oder beim Gefrieren, eine Ausdehnung erleidet; hingegen macht sich vielleicht nicht Jedermann eine hinreichende Vorstellung von der ausdehnenden

Digitized by Google

Kraft, die daſſelbe unter dieſen Umſtänden auf die ganze Maſſe des Gletſchers anwendet. Dieſe Kraft wirkt wie ein Keil zwiſchen der Ober- und Unterdecke, ſo daß dieſe letztere, weil ſie geringeren Widerſtand leiſtet, zuſammenfällt, herabgeſchoben wird und das Vorrücken des Gletſchers befördern hilft. Rechnet man dazu das Gewicht des Gletſchereiſes, deſſen Sinken durch die abſchüſſige Grundlage erleichtert wird, ſo mag man ſich alsdann unſchwer das allmälige Vorſchreiten des Gletſchers erklären.

Das heftige Knallen und das Getöſe, welche auf den Gletſchern öfters, zumal nach heißen Sommertagen, gehört worden, iſt anders nichts, als die Wirkung des Eisbruchs in der Nähe der Spalten, die ſich im vorigen Jahr mit Waſſer angefüllt hatten. Einige glauben, dieſer den Kanonenſchüſſen ziemlich ähnliche Knall ſei eine Wirkung der Entwickelung des im Eis oder in der Erde latenten Wärmeſtoffes, welcher vermittelſt der innern Wärme (?) in freien Zuſtand übergeht, und durch plötzliches Zerreißen der Eismaſſen die Bande bricht, die ihn bisher eingeſchloſſen hielten. (Hr. Caſtellani, Mitglied der Turiner Akademie, iſt dieſer Meinung.)

Die Schichten des Eiſes ſind von ungleicher Dichtheit. Bei den ſelten vorkommenden wagerechten Schichten, wie bei den häufigern ſenkrechten und ſchiefgeneigten, rührt die Verſchiedenheit von dem, ehe er gefriert, mehr oder weniger mit Waſſer durchdrungenen Schnee her. Ich habe früher bemerkt, daß der Schnee locker iſt, und demnach viele Luft enthält; wenn nun das eindringende Waſſer ſehr kalt und deſſen nur wenig iſt, ſo bleibt ein Theil der Luft zurück, und das Eis iſt locker und von geringer Dichtheit. Die wagerechten Schichten ſind nichts anders, als der Schnee, welcher nicht zum Schmelzen gekommen, ſondern, nachdem er mit ſattſamem Waſſer durchdrungen worden, zu Eis gefroren iſt. Die ſenkrechten und geneigten Schichten oder Eisſtücke ſind das gefrorne Waſſer in den Höhlungen und Spalten des Gletſchers, oder auch der in dieſe Höhlen gerathene, mit Waſſer geſättigte und hernach gefrorne Schnee.

Weil das Eis ſehr verſchieden dicht iſt, ſo begreift man leicht, daß, wo dieſe Dichtheit geringer iſt, ſonderheitlich wenn die Stelle in der Nähe abfließender kleiner Gewäſſer, oder der Sonne ausgeſetzt und etwa mit ſchwärzlichter Erde überdeckt iſt, die Schmelzung des Eiſes leichter vor ſich geben, und durch dieſelbe ſich allerlei Höhlen bilden müſſen. Es bedarf jedoch einer ſehr lebhaft von der Schönheit der Gletſcher ergriffenen Einbildungskraft, um Säulengänge, Vorderſeiten von Palläſten u. dgl. daran wahrzunehmen. Einige regelmäßige Formen laſſen ſich allerdings bisweilen unterſcheiden, weil die Spalten ſich meiſt regelmäßig bilden und das eindringende Waſſer beim Gefrieren dadurch auch geradlinigte Formen erhält. Wenn die Gletſcherhöhlen ein anſtehendes Schauſtück ſind, ſo gewähren die Pyramiden, welche meiſt auf der Höhe des Gletſchers vorkommen, vollends einen impoſanten Anblick. Von ferne und in günſtiger Stellung glaubt man zum Himmel aufſtrebende Bergſpitzen, aus Eis gebildete Pyramiden und Obelisken zu erblicken, die aber, wenn man ihnen näher kommt, ſich in gewöhnliche, im Profil geſehene Eisſpalten verwandeln.

Digitized by Google

Mit Befremden trift man beim Wandern über die Gletscher beträchtliche Felsblöcke an, die auf drei und bisweilen vier Fuß hohen Fußgestellen aus Eis ruhen. Das mit den Lawinen auf den Gletscher gerückte Felsstück bildet über dem Eis eine Art von Dachung, wodurch dasselbe gegen den Regen und die Sonnenstrahlen geschützt wird, so daß diese Unterlage mit der übrigen Oberfläche des Gletschers nicht in gleichem Verhältnisse schmilzt, demnach dann auch das Felsstück sich allmälig zu erheben scheint, bis das Fußgestell, nachdem es eine Zeit lang der Schmelzung widerstanden hat, nach und nach schwächer wird und seine Last nicht länger tragen mag. Auch diese kleine Erscheinung zeigt deutlich, daß die Unterhaltung des Gletschers vielmehr durch die sich mit Wasser füllenden Spalten geschieht, als durch den im Winter darauf niederfallenden Schnee. Der letzte dient ihm eigentlich nur zur deckenden Hülle, und wenn vieler Schnee gefallen ist, so mag er das Gletschereis um so länger gegen die Einwirkung des Regens und der Sonnenstrahlen schützen.

Die Landleute auf den Alpen halten die häufig auf der Oberfläche der Gletscher vorkommenden Steine und Felsstücke für eine Wirkung des dem Eis inwohnenden Vermögens, alle fremdartigen Körper von sich auszuscheiden. Man hat dies für lächerlich und ungereimt erklärt; allein es ist in der That der Fall, daß das Eis fremde, in ihm befindliche Körper, Steine zum Beispiel, Holz, Leichname u. s. w. auswirft; es ward dies geläugnet, weil man die Ursache nicht kannte, und auch wohl aus Mangel genauer Beobachtungen. Ich bin weit entfernt, dem Gletschereis ein Reinigungsvermögen zuzuschreiben; aber die Thatsache erklärt sich daß der Gletscher durch die Wirkung der Sonnenwärme und der Winde auf seinem Obertheile zusehends schmilzt, während er inwendig seinen Verlust wieder ersetzt; dadurch bildet sich eine Art allmäliger Umwälzung von unten nach oben, mittelst welcher das tiefere, die fremden Körper einschließende Eis mit diesen selbst höher gehoben wird. Sobald dieselben alsdann nur noch mit einer dünnen Eisdecke versehen sind, so schlucken sie, vermöge ihrer dunklern Farbe, mehr Sonnenstrahlen ein, die das Eis durchdringen, den eingeschlossenen Körper erwärmen, und ihn somit dann vollends aus seinem Gefängnisse befreien.

Das Gletschereis ist inwendig sehr rein, was nicht sein könnte, wenn es aus Schnee gebildet würde, der, von den Lawinen in großer Menge herbeigeführt, mit Erde und Steinen vermengt ist, die ungleich häufiger im Gletschereise vorkommen müßten, als wirklich der Fall ist.

Gandecken (Moraines) werden die Stein- und Sandhaufen genannt, die der Gletscher an seinem Ausgang und zu den Seiten desselben ablegt. Diese Steindämme liefern zuverlässige Zeichen der Stelle, welche der Gletscher auf seinen verschiedenen Stationen einnahm, und sie sind Merkmale seiner wechselnden Zu- und Abnahme. Gewöhnlich finden sich mehrere solcher Gandecken am Fuße und am Rande der Gletscher. Es sind Ueberbleibsel der Steinmassen, die mit den Lawinen oder auf andere Weise auf und in den Gletscher gebracht wurden, die dieser vor sich hinschiebt, zuletzt auswirft, und nach Maßgabe der Krümmungen seines Ausgangs ankäuft.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Die Irrenanstalten. — Die Lehrbücher der Jesuiten. — Die Prozession am Himmelfahrtstage in Paris. — Der Abbé de la Menais. — Die griechische Kolonie in Korsika. — Uebersicht des französischen Weinbaues. — Minderbekannte Züge aus dem Leben des Abbé de l'Epée. — Konsumtion der Kartoffeln in Paris.

Es hält schwer, zu sagen, was vormals das Schicksal der Irren gewesen sei; viele gingen wahrscheinlich elend zu Grunde; die gefährlichsten wurden in Kerker verschlossen; die übrigen, wofern sie nicht etwa als Zauberer und Besessene des Scheiterhaufens werth erklärt waren, liefen in Städten und auf dem Lande, als Vorwürfe des Spottes oder des Mitleids der Menge, frei umher.

In Frankreich hat man sich nicht eher als zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts mit dieser Klasse kranker Menschen genauer beschäftigt. Der überredenden Stimme Vincents von Paul gelang es, Anstalten für ihre Versorgung zu gründen. Die bisher verlassenen und umherirrenden Gemüthskranken wurden in die Lazarethe aufgenommen, wo man ihnen eigene Plätze anwies, wie heutzutage in den Armenhäusern (dépôts de mendicité) geschieht. In England war jedoch schon früher und seit 1553 ein Priorei-Gebäude, Bethleem genannt, welches Heinrich VIII wenige Jahre zuvor der Stadt London geschenkt hatte, zum Hospital für Mondsüchtige bestimmt worden; es führt heutzutage den abgekürzten Namen Bedlam. Bei dem immer größer werdenden Zudrang der Kranken ward es im J. 1675 nach einem umfassendern Plane, und mit dem für jene Zeit ansehnlichen Kostenaufwande von sechszehntausend Pfund Sterling, neu erbaut. Als hierauf im Jahr 1751 dies Lazareth nicht mehr ausreichte, kam durch freiwillige Unterzeichnung ein neues, jetzt unter dem Namen des St. Lukas-Hospitals bekanntes, zu Stand. Wenige Jahre zuvor hatte Jonathan Swift in Dublin das für Irren und Blödsinnige bestimmte St. Patris-Hospitium erbauen lassen.

Zu Paris befanden sich im Jahr 1657 in den sogenannten petites maisons vierundvierzig als unheilbar erklärte Irren, in eben so viel Zellen eingeschlossen. Drei Jahre zuvor hatte das Parlament verordnet, es solle für männliche und weibliche Irren, die sich im allgemeinen Hospital (Hôtel-Dieu) befinden oder künftig dahin kommen, ein eigener Verwahrungsort errichtet werden. In mehrern Provinzen wurden die Verrückten in Gefängnisse oder Klöster, mit Wüstlingen und schlechten Leuten zusammen, eingesperrt; daher der Name Zucht- oder Besserungshaus, welcher den Irrenhäusern an verschiedenen Orten ertheilt ward.

Jene menschenfreundlichen Plane, welche im Jahr 1774 die große Reform der Spitäler bezweckten, dehnten sich nicht auf die Gemüthskranken aus; das Schicksal von diesen blieb wie

Digitized by Google

zuvor; ſie wurden gleich Verbrechern in ihren Kerkern vergeſſen, und erſt im Jahr 1787 machte Tenon, nachdem er die Anſtalten in London und England beſucht hatte, den Vorſchlag, die Irren aus dem Hôtel-Dieu zu entfernen, und ihnen ein eigenes Hospital von zweihundert Betten, die eine Hälfte für männliche, die andere für weibliche Kranke beſtimmt, einzuräumen.

Im darauf folgenden Jahr ward die für wahnſinnige Weibsperſonen beſtimmte Abtheilung der Salpetriere eingerichtet, und der Doktor Pinel übernahm ihre ärztliche Beſorgung. Er milderte das Schickſal dieſer Unglücklichen durch Vervollkommnung aller Theile der Anſtalt, und eröffnete damit die Reihe jener Arbeiten, die ihn ſeither berühmt machten. Er erhielt ein eigenes Krankenzimmer für die Irren, welche zugleich an einer andern Krankheit litten, und die man zuvor ins Krankengemach des Gefängniſſes gebracht hatte. Achtzig Wahnſinnigen, die ſeit Jahren in Ketten lagen, ließ er dieſelben abnehmen, und es gelang ihm, durch eine menſchliche, ſorgfältig überdachte Behandlung, die bisher völlig außer Acht gelaſſen war, mehrere derſelben zu heilen.

Im gleichen Jahr gab Hr. Daquin von Chambery ſeinen Traité de la philosophie de la folie heraus, ein Werk, worin die Grundlagen des ganzen zweckmäßigern Heilverfahrens der Irren, das ſeither in den beſſern Anſtalten Frankreichs und des Auslandes angewandt worden iſt, bereits angedeutet wurden.

Der Doktor Eſquirol, welcher ſeit mehreren Jahren dem Profeſſor Pinel als Arzt in der Salpetriere beigeordnet war, und der auch ſelbſt eine der vorzüglichſten Privatanſtalten für Gemüthskranke in Paris errichtet hatte, überzeugte ſich, daß noch ſehr Vieles, hinſichtlich auf die Behandlung der Irren in Frankreich überhaupt, zu verbeſſern ſei, und er wünſchte nebenbei zu erforſchen, wie es in dieſer Hinſicht in den Departementen beſchaffen ſei, und in wie weit daſelbſt die in den Pariſer Anſtalten getroffenen Verbeſſerungen gleichfalls Eingang gefunden hätten; er unternahm dafür eine Reiſe durch die Städte, welche Irrenanſtalten beſitzen, und er hat über alle Häuſer, Spitäler und Gefängniſſe, worin Verrückte aufbewahrt werden, ſeine geſammelten Beobachtungen genau verzeichnet; von mehrern Anſtalten hat er Grundriſſe aufnehmen und ſtechen laſſen, um hernach deſto befriedigendere Vergleichungen der franzöſiſchen mit den auswärtigen, vorzüglich britiſchen Einrichtungen anſtellen zu können.

Die Ergebniſſe dieſer Reiſe hat Hr. Dr. Eſquirol zunächſt in einer dem Miniſter des Innern übergebenen und alsdann auch gedruckten Denkſchrift niedergelegt; ſie führt den Titel: Des établissemens des aliénés en France et des moyens d'améliorer le sort de ces infortunés (Paris, bei Mad. Huzard, 1819. 8.), und ſie ſoll eigentlich nur der Vorläufer eines größern Werkes ſein, und deſſen Ausarbeitung der Verfaſſer wirklich beſchäftigt iſt.

„Jedermann kann (ſo drückt ſich dieſer würdige Nacheiferer Howards aus) ſich ſo betragen, daß er nicht Gefahr läuft, gerichtlich und als ein Verbrecher verfolgt zu werden; aber Niemand mag hingegen mit gleicher Zuverſicht ſich gegen eine Krankheit geſichert achten, die ihre

Digitized by Google

Opfer in jedem Alter, aus jedem Stande und in jedem Berufe wählt. Die Menſchen, als deren Sachwalter ich erſcheine, verdienen eine vorzugsweiſe Theilnahme, weil ſie nur allzuhäufig als die Schlachtopfer der Vorurtheile, der Ungerechtigkeit und der Undankbarkeit ihrer Mitmenſchen angeſehen werden können. Es ſind Hausväter, treue Gattinnen, rechtſchaffene Kaufleute, geſchickte Künſtler, um das Vaterland verdiente Krieger, durch Gelehrſamkeit ausgezeichnete Männer; es ſind kräftige, muthige und gefühlvolle Seelen; deſſenungeachtet aber werden eben dieſe, des ausgezeichneten Mitleids würdigen, und von dem furchtbarſten Elend, das den Menſchen befallen kann, heimgeſuchten Unglücklichen vielfältig noch ſchlimmer behandelt, als Verbrechern geſchieht, und mit weniger Sorgfalt, als man Thiere verpflegt. Ich habe ſie nackt, in Lumpen gehüllt, auf einem Strohlager, dem einzigen Schutz gegen die feuchte Kälte ihres Kerkers, liegend angetroffen; ich habe ſie mit groben Speiſen genährt, der friſchen Luft zum Athmen, wie des Waſſers zur Stillung ihres Durſtes entbehrend, und der erſten Lebensbedürfniſſe beraubt geſehen; ich habe ſie eigentlichen Kerkermeiſtern anvertraut und ihrer brutalen Behandlung überlaſſen gefunden; ich ſah ſie in engen, unreinlichen, dumpfen, der Luft wie des Lichts beraubten Räumen eingeſchloſſen und in Löchern angekettet, die man für wilde Thiere der Menagerien zu ſchlecht würde befunden haben. Das Alles habe ich in Frankreich geſehen, und auſſer Frankreich wird das Nämliche vielfältig angetroffen."

Fünftauſend einhundert und dreiundfünfzig Irren werden, den Verzeichniſſen des Herrn Eſquirol zufolge, in Frankreich in neunundfünfzig Häuſern verwahrt; davon kommen über zweitauſend auf die drei großen Irrenhäuſer in Paris. Das Verhältniß der weiblichen Kranken iſt in dieſer Stadt, wie in den nördlichen Staaten überhaupt, größer, während in den mittäglichen Ländern und in Spanien das Gegentheil beobachtet wird.

In ganz Frankreich finden ſich nicht mehr als acht eigentliche Irrenanſtalten, von denen mehrere königliche Geſundheitshäuſer (maisons royales de santé) heißen; einige derſelben ſind ausſchließlich für das eine oder andere Geſchlecht beſtimmt, während in andern Männer und Weiber ohne Unterſchied aufgenommen werden. Dazu kommt, daß dieſe Unglücklichen auch öfters mit Fallſüchtigen, mit liederlichen Leuten und Wüſtlingen, die zur Züchtigung eingeſchloſſen werden, und mit unheilbar Blödſinnigen, die lebenslänglich verſorgt bleiben müſſen, vermengt ſind: ſo daß man mit Grund ſagen kann, es mangle Frankreich noch gutentheils an ausſchließlich für die Behandlung von Gemüthskranken beſtimmten Häuſern. Um dieſes wichtige Bedürfniß zu befriedigen, ſchlägt Hr. Dr. Eſquirol die Errichtung einer kleinen Anzahl derſelben vor, in deren jedem anderthalb- bis zweihundert einem angemeſſenen Heilverfahren zu unterwerfende Irren aufgenommen würden, und die theils Muſtereinrichtungen für die übrigen Häuſer, theils Lehranſtalten ſein ſollten. Die darin aufzunehmenden Irren ſollten noch nirgend anderswo behandelt und ihre Krankheit auch nicht älter denn ein Jahr ſein; ſie müßten nebenbei mit keiner anſteckenden oder ſyphilitiſchen Krankheit behaftet ſein. Da die Erfahrung lehrt, daß im zweiten Jahr, vom Anfang der Krankheit gerechnet, beinahe

Digitized by Google

eben so viele Irren geheilt werden, als im ersten, so können hingegen nach Verfluß zweier Jahre diese Kranken überhaupt für unheilbar betrachtet werden.

Wie mangelhaft und fehlerhaft sogar auch die acht obgedachten Irrenanstalten sind, so bleiben sie immerhin ungleich vorzüglicher als die übrigen Häuser, worin Wahnsinnige versorgt werden, und wo es in alten, zerfallenen und feuchten Gebäuden, an aller zweckmäßigen Abtheilung und Einrichtung für ihre neue Bestimmung fehlt, einige feste Gemächer oder Kerker ausgenommen, in welche die heftigen und rasenden Irren eingeschlossen werden. An mehrern Orten trifft man auch noch allgemeine Spitäler an, wo die Irren, Rasende ausgenommen, mit allen übrigen Kranken, mit den Blödsinnigen und Unheilbaren, vermengt leben; und endlich werden sie an einigen Orten vollends mit den Sträflingen vereinbart, oder gleich den Bettlern behandelt. In dreiunddreißig von Hrn. Esquirol genannten französischen Städten werden die Irren in den allgemeinen Spitälern, mit Greisen, Kindern, Kranken, Krätzigen, auch wohl mit Dirnen und Verbrechern, gemeinsam verwahrt. In der Salpetriere und im Bicetre ist das Quartier der Wahnsinnigen, vom übrigen Hause gleichsam unabhängig, mit eigenthümlicher Einrichtung, Bedienung und Arzt versehen; es sind dies gewissermaßen Spitäler in den Spitälern.

In den Städten, wo Armenhäuser (dépôts de mendicité) errichtet wurden, wollte man eigene feste Gemächer (quartiers de force) einzig für tobende Irren einrichten; an mehrern Orten geschah dies wirklich, und die Kranken werden darin beständig angeschlossen gehalten; für die übrigen Gemüthskranken mangelt es dann aber vollends an aller zweckmäßigen Pflege.

Aus allem Vorstehenden ergibt sich demnach, daß für die Irren ungefähr in allen Beziehungen schlecht gesorgt ist, und daß insbesondere: erstens, es ihren Wohnungen an zweckmäßiger Einrichtung fehlt; beinahe überall, mit Ausnahme der Salpetriere und des Bicetre, sind es abgelegene, alte, feuchte, und demnach höchst ungesunde Gebäude, die ihnen eingeräumt werden. Die neuerlich in den Armenhäusern getroffenen Einrichtungen sind nicht minder nachtheilig beschaffen; in einigen derselben ist, zum Beispiel, der zwischen der äussern Einfangsmauer und derjenigen der Zellen für die Irren inneliegende Hofraum keine Klafter breit. Zweitens dann sind ihre eigentlichen Zimmer, Zellen oder Logen, die Kerker, Löcher und sogenannten Narrenkasten, fast überall furchtbare Behälter, denen es an Luft und Licht fehlt, enge, feucht, mit Straßenpflaster versehen, oft niedriger, als das Erdgeschoß, oder auch wohl unterirdische Räume; meist bilden die Thür und ein kleines, ihr gegenüberstehendes Loch die einzige Oeffnung dieser Behälter, in denen die Luft nicht erneuert wird, so daß man beim Eintritt vor dem Gestanke zurückbebt. Es gibt Behälter dieser Art, die Käfichen gleichen; andere sind hölzerne Verschläge, welche auch nicht einmal gegen die Witterung schützen. „In meinem größern Werke", sagt der Verfasser, „will ich die Beschreibung von allen diesen Wohnstätten des Elends liefern, die eigentlich darauf berechnet scheinen, um den Menschen herabzuwürdigen und ihm die ersten Lebensbedürfnisse zu entziehen." Drittens fehlt es häufig an

Betten, ſo daß die ohnedies öfters durch Schlafloſigkeit gequälten Unglücklichen bisweilen nur den Zimmerboden, um ſich darauf hinzulegen, und ſtatt Kiſſen, Matratze und Decke nichts als Stroh haben. Viertens befinden ſich theils die dürftigen Irren, theils auch die, welche Tiſchgelder bezahlen, meiſt nackt oder in Lumpen gekleidet, und man verſorgt ſie mit dem Abgange von Kleidern der Armen, Kranken und Gefangenen, die mit ihnen in der gleichen Anſtalt wohnen. Für Narren, ſagt man, iſt Alles gut genug. Bisweilen wird ihnen auch ſogar kein Stroh gereicht, oder daſſelbe nicht oft genug erneuert. Ich traf, ſagt Hr. Eſquirol, einen unglücklichen Blödſinnigen an, der völlig nackt auf dem Boden lag. Der Hausmeiſter (concierge), dem ich mein Befremden über eine ſolche Vernachläſſigung äuſſerte, antwortete: Die Verwaltungsbehörde vergüte ihm für jede Perſon zu vierzehn Tagen mehr nicht als eine Welle Stroh. Ich bemerkte dem gefühllosen Menſchen, daß der an der Thür des Irrenhauſes wachende Hund beſſer verſorgt ſei, und daß er ja friſches Stroh in Menge habe; ſeine Erwiederung war ein ſpöttelndes Lächeln. Und dies geſchah in einer der großen Städte Frankreichs! Fünftens ſind Diät und Nahrung dem Zuſtande der Kranken keineswegs entſprechend, und denſelben vielmehr nachtheilig. Gewöhnlich erhalten ſie gedörrte Hülſenfrüchte, die ſchlecht zubereitet ſind, ſchwarzes Brod und Käſe; für die Irren in Tours iſt es ein köſtliches Mahl, wenn die barmherzige Schweſter, welche ihre Küche beſorgt, wöchentlich einmal ſich die Eingeweide der Thiere verſchaffen kann, die für Suppe und Bouillon der Kranken des Hoſpitals gebraucht wurden; in den Zuchthäuſern und Gefängniſſen empfangen die Irren nur Brod und Waſſer, wenn es dem Kerkermeiſter anders beliebt, ihnen ſolche zu reichen. Und wie geſchieht dieſe Austheilung? gewöhnlich nur einmal im Tage. In einer Stadt fand es ſich, daß den Irren, wie den Gefangenen, je zu zwei Tagen nur, ein dreipfündiges Brod und ein Krug Waſſer gereicht wurden. Welche Pflege für Kranke, die an innerlicher Hitze und Durſt leiden, und von Verſtopfungen gequält werden! Sechſtens iſt nirgends der zu den erforderlichen Leibesübungen nöthige Raum bei den Irrenhäuſern vorhanden. Oft findet ſich ein einziger Hofraum, der für alle Verrückten beider Geſchlechter dienen muß, und wo alsdann die heftigen und unruhigen Irren beſtändig eingeſchloſſen bleiben; oder es werden dieſe Opfer einer unmenſchlichen Behandlung in Ketten an der innern Hofmauer angeſchloſſen, um hier, wie man ſich ausdrückt, ruhig friſche Luft ſchöpfen zu können. Es fehlt ſiebentens den Irren an der erforderlichen Bedienung. Sie haben entweder gar keine Abwartung oder nicht hinlängliche; häufig ſind ſie rohen, groben, harten und unwiſſenden Kerkermeiſtern überlaſſen und preisgegeben. Dieſer Mangel wird um ſo trauriger, als es den Unglücklichen am nöthigen Verſtande mangelt, um die Hilfe anzuſprechen, welche die Menſchlichkeit den Kranken nirgends zu verſagen gewohnt iſt. Die Pflege aber, welche ſie jetzt erhalten, kann nicht anders als erbärmlich ſein. Was läßt ſich von einem Kerkermeiſter, von einem Gefängnißwärter, der dreißig, fünfzig und ſechzig Individuen zu beſorgen hat, erwarten? Wer möchte wohlwollende Geſinnungen bei dieſen rohen Menſchen vermuthen, welche die Irren nur als bösartige,

gefährliche und schädliche Geschöpfe zu betrachten gewohnt sind, und die, um sie in Ruhe und Ordnung zu erhalten, keine andern Mittel kennen, als Schimpfen, Drohen, Schrecken, die Anwendung von Schlägen und Ketten. Achtens zeigt es sich, daß allenthalben Ketten angewandt werden, theils wegen der fehlerhaften Einrichtung der Gebäude, theils weil man daran gewöhnt ist, und weil die Zwangswesten mehr kosten. Hr. Esquirol sandte Muster von diesen letztern in mehrere Städte, ohne daß man davon Gebrauch machte, weil sie einigen Aufwand erheischten, und allerdings der Unterhalt der Ketten weniger kostet, daher auch Dr. Monro diesen für mittellose Irren den Vorzug gab. Der Mißbrauch, welchen man von den Ketten macht, ist empörend. Es werden Eisenbande um den Hals, um den Leib, um Hände und Füße angelegt. In einer der größern Städte Frankreichs (die er aus Schonung zu nennen unterläßt) fand Hr. Esquirol die tobenden Irren mit einem eisernen Halsband an eine anderthalb Fuß lange Kette angeschlossen, die mitten im Fußboden des Zimmers befestigt war, und man rühmte ihm dies Verfahren, als sehr wirksam für die Stillung der Wuthanfalle. In Toulouse hatte man in einem Saal, der unter dem Dach angebracht ist und ungefähr zwanzig Betten befaßt, über jedem von diesen an der Mauer eine Kette befestigt, woran ein eiserner Gürtel hängt. In einigen Häusern ist die Dienerschaft mit Ochsenziemern versehen, und anderswo werden die Schlüsselbunde als Züchtigungswerkzeug gebraucht. Billig sollten überall die Ketten verbannt werden, wie dies in den Anstalten von Paris seit langer Zeit geschehen ist, indem daselbst über zweitausend Irren, von jeglichem Alter, Geschlecht, Stand und Karakter, ohne Schläge und ohne Ketten verpflegt und behandelt werden. Neuntens ist auch die ärztliche Pflege überall mangelhaft. Am guten Willen und an Vorstellungen der Aerzte hat es zwar gar nicht gefehlt; aber da ihnen alle Mittel für eine zweckmäßige Behandlung fehlen, so verlieren sie den Muth und besuchen die Irren kaum anders, als wenn sie etwa von einer ernsten Krankheit befallen werden, höchst selten aber in der Absicht, ihren Wahnsinn zu heilen. Es gibt Häuser, wo nicht die Aerzte, sondern die Dienerschaft, Sturzbäder, enge Verwahrung u. s. w. anordnet. In Toulouse war es von jeher Sitte, daß die Aerzte des Hôtel-Dieu monatlich einmal den Armenspital besuchen; in die Kammern aber, wo die Verrückten angeschlossen sind, gehen sie niemals. Auch die Verwalter der Anstalten besuchen, zehntens endlich, durch leidige Vorurtheile abgehalten, diese Unglücklichen nur höchst selten. Sie glauben genug gethan zu haben, wenn sie den für unheilbar geachteten Irren Unterhalt verschafft, und dieselben durch Einschließung für ihre Nebenmenschen unschädlich gemacht haben.

Das Vorstehende begreift die fehlerhaften Verhältnisse, welche in der Versorgung der Gemüthskranken in Spitälern, Armenhäusern und Gefängnissen angetroffen werden. Man ist von dem dringenden Bedürfniß, ihr Schicksal zu verbessern, allgemein überzeugt; über die Art hingegen, wie dies geschehen soll, sind die Meinungen noch getheilt. Mit der einen Meinung will man die Aufnahme und Versorgung der Irren in Spitälern und Armenhäusern beibehalten, und nur die auf sie Bezug habenden Einrichtungen dieser Anstalten ver-

Digitized by Google

beſſern, während mit der andern hingegen die Errichtung eigenthümlicher Irrenhäuſer verlangt wird.

Der Doktor Eſquirol erklärt ſich gegen den erſten Vorſchlag, indem er beſorgt, die Einrichtung der Gemächer für die Irren würde in jenen Anſtalten immerhin mangelhaft bleiben, und die Pflege ſelbſt würde es ebenfalls ſein, weil man die Einheit der ganzen Anſtalt zu erhalten bemüht wäre. Die Wärter der Irren würden ebenfalls ſchlecht ſein, weil ihre Arbeit mühſamer als die der übrigen Dienerſchaft des Hauſes wäre. Die ärztliche Beſorgung dürfte ſelbſt einigermaßen vernachläſſigt werden, weil die Aerzte in dieſem Theil des Hauſes geringere und ſpätere Hoffnung für das Gelingen ihres Heilverfahrens fänden. Aus allem dieſem würde ſich nothwendig ergeben, daß die Abtheilung des Hauſes, worin die Irren verwahrt ſind, und die eigentlich die ſorgfältigſte Pflege bedürfte, im Gegentheil der vernachläſſigte Theil ſein würde. Wozu dann auch noch die Betrachtung kommt, daß Familien, die eine Penſion oder Tiſchgeld zahlen können, Bedenken tragen dürften, ihre Verwandten in einer ſolchen Anſtalt zu verſorgen, und demnach dann auch dieſe Klaſſe der Geſellſchaft eines wichtigen Vortheils beraubt würde.

Wenn aber die Errichtung abſonderlicher Irrenhäuſer in Frankreich erforderlich iſt, ſo entſteht die Frage: wo ſollen ſie errichtet werden? Soll in jedem Departement ein eigenes, oder für mehrere ein gemeinſames angelegt werden?

Gegen den erſten Vorſchlag erheben ſich ſtarke Einwürfe. Zunächſt würden die Koſten überaus groß ſein, wenn in jedem Departement ein neues Irrenhaus erbaut werden müßte; denn die Benutzung alter Gebäude erheiſcht einerſeits auch große Koſten, und entſpricht anderſeits dem beabſichtigten Zwecke meiſt nur wenig, wie dies die in Charenton, zu Saint-Main, zu Marville u. ſ. w. gemachten Erfahrungen darthun können.

Ein einzelnes Departemental-Irrenhaus würde nur eine kleine Zahl Kranker erhalten, fünfzig bis ſechszig höchſtens; wie ließen ſich dann aber die Abtheilungen beider Geſchlechter, und hernach die zweckmäßigen Unterabtheilungen, der tobenden Irren, der Blödſinnigen, der Unheilbaren, der Melancholiſchen, der Genesenden u. ſ. w. gehörig veranſtalten? Es könnten leicht der Abtheilungen ſo viele werden, als der Kranken, und weil jede ihren eigenen Wärter bedarf, ſo viele Wärter, als Kranke. Die nöthigen Perſonen zur Aufſicht dieſer Anſtalten, welche Eigenſchaften erheiſcht, die nicht überall angetroffen werden, und insbeſondere dann auch die dieſem ſchwierigen Zweige ihrer Kunſt völlig gewachſenen Aerzte möchten vermuthlich auch nicht allenthalben zu finden ſein.

Große, an ſchicklichen Orten angelegte und gehörig vertheilte Anſtalten würden viel eher nützliche Ergebniſſe für die darin Aufzunehmenden darbieten, und nebenbei auch minder koſtbar ſein. Begüterte Familien würden ihre Verwandten hinſenden, und die Penſionsgelder derſelben könnten einen bedeutenden Theil der Unterhaltungskoſten decken, wie dies in Avignon, zu

Saint-Main, vorzüglich aber in Charenton und Bordeaux der Fall iſt, deren Anſtalten durch ſich ſelbſt beſtehen.

Weil Worte und Namen überall auf die Meinung und das Urtheil der Menſchen einen großen Einfluß haben, ſo wünſcht Hr. Eſquirol, daß dieſe Anſtalten Aſyle, und die Zimmer derſelben Zellen (asyles et cellules) genannt werden mögen.

Der Vorſchlag, den Irrenhäuſern ausgedehntere Kreiſe anzuweiſen, iſt eigentlich nicht neu; die drei großen Anſtalten in Paris, und diejenigen in Bordeaux, Lyon und Avignon, nehmen auch gegenwärtig Kranke aus den umliegenden Departements auf, und Niemand mag zweifeln, daß ſie da beſſer verſorgt ſind, als in Zuchthäuſern, und beſonders viel beſſer, als in den Gefängniſſen von Caen, Toulouſe, Nantes, Limoges, Dijon, Orleans, Rouen u. ſ. w.

Der Vortheil des Departements, worin das gemeinſame Irrenhaus errichtet iſt, und der eigene Vortheil der Anſtalt ſelbſt, müſſen der Verwaltung zum Antrieb dienen, ſich durch ſorgfältige Verpflegung der ihr anvertrauten Kranken Zutrauen zu erwerben, und Alles ſcheint ſich demnach zu vereinigen, um die Errichtung einer beſchränkten und kleinen Zahl ſolcher Anſtalten vorzugsweiſe anzurathen.

Der Bauplan des Irrenhauſes darf nicht dem Baumeiſter überlaſſen werden, weil dabei die Heilzwecke zunächſt ſollen im Auge behalten werden. Der Dr. Eſquirol verweilt hierbei umſtändlich, und er entwickelt die dafür zu benutzenden Ergebniſſe ſeiner langjährigen Erfahrungen, Beobachtungen und Reiſen.

Er berechnet, daß, zufolge der in den verſchiedenen Anſtalten von Frankreich verſorgten Irren, zwanzig Aſyle für das ganze Königreich hinreichen würden. Er ſchlägt vor, dieſelben in den Städten, wo die königlichen Gerichtshöfe (cours royales) ihren Sitz haben, zu errichten, weil dieſelben meiſt den Mittelpunkt eines angemeſſenen Umkreiſes bilden, und eine anſehnliche Bevölkerung haben, die jenen Anſtalten hinwieder manche leicht begreifliche Vortheile ſichert.

Jedes Aſyl würde die Irren der dem Bezirk des königlichen Gerichtshofes zuſtehenden Departements erhalten, und könnte vier- bis fünfhundert Individuen aufnehmen. Achtzehn ſolcher Aſyle würden ſiebentauſend zweihundert Irren befaſſen, welches, nebſt den zweitauſend in den Pariſer Anſtalten aufgenommenen, die höchſte Zahl der Irren in Frankreich beträgt. Wenn aber die ſchon vorhandenen brauchbaren Anſtalten beibehalten und verbeſſert werden, ſo dürfen nur zehn neue Aſyle erbaut und auf angemeſſene Weiſe unter die Departements, welche bis dahin keine beſaßen, vertheilt werden. Die Geſammtkoſten derſelben werden auf fünf Millionen berechnet, wogegen die Ausführung des Planes, der in jedem Departement ein eigenes, und alſo zweiundſiebenzig verlangt, jedes nur zu hundert und fünfzigtauſend Fr. berechnet, zehn Millionen und fünfmalhunderttauſend Fr. koſten würde.

„Ich weiß nicht (ſagt Hr. Eſquirol am Schluſſe ſeiner Denkſchrift), ob die hier vorgetragenen Ergebniſſe meiner Erfahrungen und meines Nachdenkens den Zweck, welchen ich beabſichtigte, erreichen werden; vielleicht habe ich nur für mich ſelbſt geſchrieben. Sollte das, womit

Digitized by Google

ich nützlich zu werden hoffte, nur ein schöner Traum bleiben, so hatte der Traum mich immerhin mit einer angenehmen Hoffnung belebt. Wäre es dann aber in der That nicht hinreichend, den beklagenswerthen Zustand kund zu machen, worin ein großer Theil der Irren sich gegenwärtig noch befindet, um diesen Unglücklichen die Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden, welche das öffentliche Mitleid in Frankreich so vielen andern Klassen der Kranken und Armen sorgsam und freigebig zutheilt?

Bereits sind, wie man aus öffentlichen Nachrichten sattsam weiß, die Jesuiten, unter dem Namen der Väter des Glaubens (pères de la foi), in vielen Gegenden von Frankreich wieder angesiedelt, ihre Häuser mehren sich von Tag zu Tag, und auch der Jugendunterricht geht allmälig wieder an sie über. Man hat neuerlich öfters, um vor diesen Wolfen im Schafpelze zu warnen, auf die frühern, von der Gesellschaft ausgegangenen Schriften hingedeutet, und die Verkehrtheit ihrer Lehren darin nachgewiesen. Der Schluß von ehemals auf jetzt mußte hierin um so natürlicher und richtiger erscheinen, als die Väter auch selbst und ihre Gönner sich darauf nicht wenig zu gut thun, daß es der Geist ihrer Vorfahren sei, der in ihnen wieder auflebe, so daß die neuen Väter auf das Verdienst derjenigen, in deren Fußstapfen sie treten, Ansprüche zu machen wohl berechtigt seien. Nun aber wird es auch möglich, das neuerstandene Geschlecht aus seinen eigenen Werken zu beurtheilen. Die Jesuiten in Frankreich haben, zum Gebrauch ihrer Schulen, einen Abriß der Geschichte (cours d'histoire) in sieben Duodezbänden herausgegeben, der schnell nacheinander in mehrern, und bereits der fünften Ausgabe (Lyon b. Rusand), erschienen ist. Zwei Bändchen sind der Geschichte von Frankreich gewidmet. — Die gräßliche That der Bartholomäus-Mordnacht findet darin ihre Apologie, indem dieselbe eine durch die feindseligen Absichten der Hugenotten gebotene Vorsichtsmaasnahme genannt wird. Die Erzählung der Zwiste Franz I mit dem Parlament wird benutzt, um gegen solche Einrichtungen im Staate (also wohl auch gegen das Stellvertretungssystem?) zu sprechen, die bestimmt sind, der [illegible]gewalt die Wage zu halten. Von Johann Chatel's Mordanschlag auf Heinrich IV wird, aus leicht begreiflichem Grund, nicht gesprochen. Die Verweigerungen der Ertheilung der Sakramente, welche unter Ludwig XV ihren Anfang nahmen, werden gutgeheißen, aber die Parlamente mißbilligt, die sich anmaßten, aus eigener Macht einen geistlichen Orden zu verurtheilen. In der Darstellung der Begebenheiten seit 1789 sind die Freunde der öffentlichen Freiheit, welche mit den nichtswürdigsten Menschen überall in eine Reihe gestellt werden, die Zielscheibe der giftigsten Ausfälle, während hingegen die Vertheidiger aller Mißbräuche der alten Ordnung ausschließlich und unbedingt gepriesen werden. Mit Vorliebe verweilt der Verfasser beim Krieg in der Vendee, deren Einwohner (behauptet er), wenn sie zum Streit auszogen, ein weißes Wamms trugen, woran auf der Brust ein schwarzes Kreuz befestigt war, an dem gewöhnlich

Digitized by Google

Reliquien oder auch Knochen gemordeter Royalisten hingen, deren Tod sie zu rächen hatten; ihr Feldgeschrei war: Tod den Republikanern!

Während eine ganze Seite mit Lobeserhebungen des Generals Wellington angefüllt ist, dessen Humanität, Tapferkeit und Einsichten gerühmt werden, heißen die Franzosen hingegen ein Raubgesindel (brigands), und die Darstellung ihrer in Rußland erlittenen Unfälle endigt (B. 2. S. 325) also: „Wer aufmerksam den Absichten der Vorsehung nachspürt, der wird in den Niederlagen der Franzosen die Strafe der Verheerungen, Mordthaten, Entheiligungen und Gräuel aller Art erkennen, die seit zwanzig Jahren eine Armee verschuldet hat, welche für und für aus den Kindern der Revolution ergänzt worden ist, und die viel weniger aus Pflicht und Beruf, als aus Gewohnheit und Neigung, Verbrechen und Schandthaten aller Art verübt hat. Es lag in den Absichten der Vorsehung, Frankreich und die Nachkommen des heil. Ludwigs von einem ruchlosen und blutgierigen Geschlechte, durch Vertilgung desselben, zu erlösen.

Die diesjährige Prozession von Notre-Dame in Paris am Feste von Maria's Himmelfahrt war, im Gegensatz der Einfachheit vorhergehender Jahre, durch einige Neuerungen ausgezeichnet. Voran gingen zwei Reihen Kinder, großentheils Schulkinder, erst die Töchter, weißgekleidet, mit einem Schleier, und im Begleit ihrer Lehrerinnen, der schwarzen Schwestern; hernach die Knaben, gleichfalls von ihren Lehrern, den frères ignorantins, angeführt. Dieses hat die Kirche Notre-Dame andern Kirchspielen nachgeahmt, denen sie vormals das Beispiel der Einfachheit und einer Vermeidung dessen, was nur zum Schauspiel dient, gegeben hatte. Jedem Zug ward ein Fähnlein (un guidon) vorgetragen, als Symbol vermuthlich der sich bildenden oder beabsichtigten neuen Brüderschaften. Das Fähnlein der Töchter war, wie billig, das der h. Jungfrau; dasjenige der Knaben schien auf seiner äussern und Vorderseite das h. Sakrament darzustellen (es war das gewohnte Bild des Kelchs und der Hostie); seine andere und gegen die Prozession gerichtete Seite hingegen zeigte etwas ganz anders. Hier sah man ein Herz, über welchem ein Kreuz stand, also das geheiligte Jesusherz (le sacré-coeur de Jésus), und es bleibt kein Zweifel mehr übrig, daß die Kirche Notre-Dame dieser neuen Devotion völlig beigetreten ist. Sie hat ihr nicht nur in ihrem Innern einen Altar geweiht, sondern sie verkündigt dieselbe auch ausser dem Tempel und räumt ihr eine Stelle in ihren allgemeinen Gebräuchen ein. Auch die Namenszeichen von Jesus stehen über der Fahne, obgleich sie völlig überflüssig waren, indem das Kreuz über dem Herzen allein schon als vollendetes Symbol erschien. Aber jene Buchstaben bezeichnen zugleich die Gesellschaft der Jesuiten, und diese war es dann wohl auch, die man andeuten und der man bei diesem Anlaß huldigen wollte, gleichzeitig mit dem neuen Kultus, der von ihr ausgeht, und einen Vereinigungspunkt für ihre Anhänger bildet.

Digitized by Google

Der Abbé de la Mennais ist bekanntlich seit geraumer Zeit ein Koryphäe der königlichen Ultra's, einer ihrer Wortführer im Conservateur, ein Herold der reinen Lehre, wie sie der Ultramontanismus heischt, und ein Feind der Freiheiten der gallikanischen Kirche beinahe nicht minder, als des Protestantismus und — der Bibelgesellschaften. Für die richtige Beurtheilung dieser Wetterfahne (schwerlich hat ein andrer Mensch diesen Zunamen in höherm Maaße verdient) reicht ohne Zweifel die Vergleichung seiner eigenen frühern und spätern Schriften hin, von der man hier eine kleine Probe geben will.

Im Jahr 1808 ließ Hr. de la Mennais Betrachtungen über die Schicksale der französischen Kirche im achtzehnten Jahrhundert und über ihre jetzige Lage erscheinen *), worin von Napoleon Buonaparte Folgendes zu lesen ist:

„Erhebe und freue dich, o Frankreich! deine Drangsale haben ihr Ziel erreicht. Sieh, wie von Afrika's äußerstem Ende die Vorsehung, an ihrer Hand gleichsam und über die Meere her, dir einen jener thatengroßen Männer zuführt, welche bestimmt sind, ihre Stellvertreter auf Erden zu sein, und deren Erscheinung das alles wieder herstellt, was schon auf immer verloren schien. Seinem Rufe gehorchend, setzen sich die Trümmerhaufen der Gesellschaft in Bewegung, jede Ruine findet ihre Stelle wieder, und von selbst erhebt sich das Staatsgebäude zu neuem Glanz. Er heilt die Wunden, welche er nicht geschlagen, und er trocknet die Thränen, die er nicht verursacht hat. Die Religion und die Monarchie sind gemeinsam wieder erstanden, und die Revolution ist beendigt. Daß ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und vielleicht aller Jahrhunderte gewesen ist; daß er allein mehr Schlachten gewann, als Condé, Turenne, Vendome, Luxemburg Gefechte bestanden haben; daß sein Geist sich das Glück unterthan machte und sein Name mit dem des Sieges gleichbedeutend geworden ist; daß er, nach seinem Belieben, Thronen umstürzt und aufrichtet, und daß große Reiche in seiner Hand jenen zerbrechlichen Häuschen gleichen, welche von Kindern spielend erbaut, umgeworfen und wieder neu aufgerichtet werden: dies alles, o Napoleon, ist immerhin noch nicht, was die Nachwelt am meisten an dir bewundern wird. Dir, ihrem erstgebornen Sohne, hat die Vorsehung einen schönern Ruhm aufbewahrt, und Frankreichs Restaurator steht höher als der Besieger Europa's. Ueberzeugt, daß Religion die einzig sichere Grundlage jedes Staates sein muß, ist des Kaisers erster Gedanke ein religiöser Gedanke, und seine erste Verrichtung eine Huldigung der Gottheit gewesen. Einer der weisesten Päpste, welche die Kirche regiert haben, verband sich mit einem der größten Monarchen, die über Frankreich herrschten, zur Wiederherstellung des vormaligen Glanzes der gallikanischen Kirche."

*) Réflexions sur l'état de l'église en France, pendant le dix-huitième siècle, et sur sa situation actuelle. Paris 1808. 8. Eine neue Ausgabe dieser Schrift vom Jahr 1819 ist durch Weglassungen, Veränderungen und Zusätze von der ersten sehr verschieden, und daß die hier ausgehobene Stelle der frühern vergeblich in der neuen gesucht wurde, darf wohl nicht erst bemerkt werden.

Digitized by Google

Dieſes Zeugniß hat Hr. de la Mennais im Jahr 1808 dem Kaiſer Napoleon ausgeſtellt; ſechs Jahre ſpäter, und im Augenblick, wo die Bourbonen unter dem Schutz der europäiſchen Heerſchaaren nach Frankreich zurückkehrten, ließ ſich eben derſelbe in ſeinem Buch über die kanoniſche Lehre von Ernennung der Biſchöfe (Tradition de l'église sur l'institution des Evêques; Paris 1814, B. 2. S. 249) alſo vernehmen:

„Großherzige und edle Nation! Glücklich ruhrest du im Schatten des Thrones der Abkömmlinge des heiligen Ludwigs, als der Würgengel plötzlich ruchloſe und verderbliche Kriege in deinem Schoos anzettelte. Deine Städte, deine Dörfer und deine Hütten wurden zerſtört; deine Tempel verbrannt, deine Prieſter erwürgt; deine Weiber, deine Greiſe und deine Kinder, noch ehe ſie des Lebens ſich freuen mochten, gemordet. Des neuen Attila's Adler iſt tauſendmal furchtbarer, als der Sarazenen Halbmond; ſei aber unbeſorgt und zweifle nicht: wie deine Väter dieſen beſiegt haben, ſo wirſt du über jenen ſiegen. Es iſt die Sache der Menſchheit, die du gegen die Geiſſel Gottes und der Menſchen zu vertheidigen haſt. Wirf es ab und weit von dir weg, das gräßliche Joch, welches über dem trauernden Frankreich laſtet, über dem einſt ſo glücklichen, jetzt zum Jammerthale gewordenen Frankreich; dem beklagenswerthen Lande, worin das Eigenthum eine Beute der Räuber geworden iſt, wo die Mutter nur gebären, um das Schwert des Kriegers zu ſättigen, wo in endloſem Verſtummen nur die Stimme des Tirannen gehört wird, der eine Heerde von vierzig Millionen Sklaven zu dezimiren beſiehlt. Mag er jedoch, als ein zweiter Nero, uns den Kampf zu beſtehen zwingen, ſo ſind wir darum doch keine Mitſchuldige ſeiner Wuth! Er gebietet über unſre Arme, die nicht mehr unſer Eigenthum ſind; dreifach geſchloſſen und in Eiſen gekettet, zu jeder andern Bewegung unfähig, als die uns ertheilt wird, wirft der Tirann, zum Behuf ſeiner grauſamen Spiele, uns gleich einem Balle von einem Ende Europa's ans andere hin; unſre Lippen ſogar ſind noch mit dem Sklavenſiegel verſchloſſen. Das Herz allein ſchlägt frei in uns, und dieſes nährt ſich von der geheimen Hoffnung des nahen Sieges, den der Himmel gewiß deshalb allein nur verzögert hat, damit der Triumph um ſo größer und die Befreiung des Menſchengeſchlechts deſto allgemeiner werde."

Die Schickſale einer auf der Inſel Korſika befindlichen griechiſchen Kolonie erzählt eine franzöſiſche Zeitſchrift (Chronique religieuse, 1819, T. 2. p. 471) alſo: Ein Haufe Mainoten, die ihren Namen von der kleinen Landſchaft Maina führen und von den Spartanern abſtammen, ſuchten im Jahr 1675 ſich dem ihnen unerträglich gewordenen Joch der türkiſchen Tirannei zu entziehen, zogen aus Morea weg, und erbaten ſich von den Genuenſern einen Zufluchtsort. Der Senat räumte ihnen im Gerichtsbezirk Vico auf Korſika, das damals Genua angehörte, Ländereien ein. Hier beſchäftigten ſie ſich eifrig und glücklich mit dem Ackerbau; über ein halbes Jahrhundert genoſſen ſie ruhig die Früchte ihres Fleißes. Alsdann aber machte ihr Wohlſtand den Neid der Eingebornen rege, dem ſich bald auch der Haß beigeſellte, weil die

Digitized by Google

Griechen aus Dankbarkeit den Genuesern zugethan waren, deren Herrschaft die Korsikaner ungern ertrugen.*) Unter diesen Umständen sahen sich die Griechen genöthigt, im Jahr 1729 den Ort ihrer Niederlassung zu verlassen und nach Ajaccio zu flüchten. Späterhin minderte sich ihre Verfolgung, und als 1770 Korsika französisch geworden war, hörte sie vollends auf. Neue Stürme brachen zwar im Jahr 1793 gegen sie aus; dennoch waren sie großentheils wieder in den Besitz ihres frühern Eigenthums gekommen, und über ihren gegenwärtigen Zustand wird Nachstehendes berichtet:

Ihre Bevölkerung beträgt ungefähr fünfhundert Personen; sie erhält sich durch Heirathen mit den Korsikanern, deren Sitten, Gewohnheiten und Sprache die Griechen angenommen haben; die neu-griechische Sprache verstehen sie doch immerhin noch recht gut, und sie unterrichten auch ihre Kinder darin; aber mit den Griechen in Morea unterhalten sie keine Verbindung. Sie haben eine Kirche, einen von der Regierung bezahlten Priester, der den Kirchendienst versieht und unter dem Diozesanbischof steht; sie haben auch immer einen Geistlichen, der nach Rom geht, um sich ordiniren zu lassen. Das Dorf Cargese ist ihr Hauptaufenthalt; sie sind vielleicht die verständigsten Landwirthe auf der Insel, und ihre Güter legen dafür Zeugniß ab. Andere Bildung haben sie nicht viele, und ihre Sitten sind die der Korsikaner, so jedoch, daß sie sich überhaupt weniger rachsüchtig und friedfertiger zeigen.

Aus den durch die Verwaltung der indirekten Abgaben angestellten Untersuchungen ergibt sich, daß das in Frankreich mit Weinreben bepflanzte Land im Jahr 1809 einen Raum von 1,613,939 Hektaren einnahm, und im Durchschnitt von fünf Jahren den jährlichen Ertrag von 35,358,890 Hektolitern Wein (der Hektoliter beträgt über hundert Bouteillen) lieferte.

Die Gesammtoberfläche von Frankreich wird auf 52,000,000 Hektaren berechnet, wovon 45,445,000 mehr und minder fruchtbares Land sind; der Weinbau befaßte demnach im J. 1809 beinahe den achtundzwanzigsten Theil des fruchtbaren Bodens. Seither ist derselbe noch weiter ausgedehnt worden, so daß die Kadaster-Verwaltung neuerlich den Betrag der Rebenpflanzungen auf 1,977,000 Hektaren berechnet hat.

Von den 35,358,890 Hektolitern Wein (über 3,535,889,000 Bouteillen) des Durchschnittsertrags der fünf Jahre vor 1809 läßt sich (sagt Hr. Chaptal) annehmen, daß ungefähr 30,000,000 als Wein getrunken, und 5,358,890 in Branntwein verwandelt wurden.

Hält man sich an den Mittelpreis in den Jahren von reichem Weinertrag, so bekommt man folgende Ergebnisse:

---

*) Umständlichere Nachrichten über die Gründung und die frühern Schicksale dieser Kolonie findet man in dem Précis historique de la maison impériale des Commenes, par le chef des descendans de cette famille. Amsterdam 1784. 8.

Digitized by Google

10,500,000	Hektoliter	zu	7 Fr.	50 Cent.	thun	78,750,000	Franken.
4,600,000	—	—	10	-	—	46,000,000	—
3,400,000	—	—	15	-	—	51,000,000	—
2,300,000	—	—	20	-	—	46,000,000	—
2,000,000	—	—	25	-	—	50,000,000	—
1,700,000	—	—	30	-	—	51,000,000	—
1,600,000	—	—	35	-	—	56,000,000	—
1,500,000	—	—	40	-	—	60,000,000	—
1,600,000	—	—	50	-	—	80,000,000	—
800,000	—	—	200	-	—	160,000,000	—
30,000,000	Hektoliter ertragen					678,750,000	Franken.

Die zum Branntweinbrennen gebrauchten 5,358,890 Hektoliter sind von mittelmäßigem Gehalte, und zu 7 Fr. 50 Cent. den Hektoliter gewerthet, werfen sie einen Betrag von 40,191,675 Fr. ab, der dem erstern beigezählt, die Gesammtsumme von 718,941,675 Fr. liefern. Bedenkt man nun, daß bei dieser Rechnung die Preise sehr niedrig, selbst für reichliche Weinjahre, angenommen wurden, so wird man sich überzeugen, daß der jährliche Ertrag des Weinbaues in Frankreich nur wenig unter einer Milliarde zurückbleibt.

Die königl. akademische Gesellschaft der Wissenschaften in Paris, ein Privatverein, dessen Ehrenvorstand der Herzog von Angouleme ist, hat kürzlich den von ihr auf die beste Denkschrift über Karl Michael de l'Epée, den Stifter der Taubstummenanstalt, gesetzten Preis dem Hrn. A. Bebian zuerkannt. Die gekrönte Schrift ist so eben im Druck erschienen (Eloge de Charles-Michel de l'Epée, Paris chez Dentu, 1819), und man will derselben einige minderbekannte Züge entheben.

Karl Michael's (geb. zu Versailles am 25. Nov. 1712) Vater war königlicher Baumeister und ein eben so wohldenkender als verständiger Mann, der durch Beispiel und Lehre seinen Kindern Mäßigung der Begierden, Frommigkeit und Nächstenliebe einflößte. Dem geistlichen Stande gewidmet, sollte der junge de l'Epée, um die ersten Weihen zu erhalten, eine damals im Sprengel von Paris eingeführte, mit seinen Grundsätzen unverträgliche Glaubensformel (es war das Formular Alexanders VII, und vielleicht auch die Annahme der Bulle Unigenitus Klemens XI) unterzeichnen, was er zu thun weigerte. Die Dalmatica ward ihm nun zwar ertheilt, aber die höhern Weihen abgeschlagen. Schon hatte hierauf der lebhafte Jüngling den Entschluß gefaßt, den geistlichen Stand zu verlassen und die Rechte zu studieren, als ein Neffe des großen Bossuet, der Bischof von Troyes, sich seiner annahm, und ihm ein bescheidenes Kanonikat in seinem Sprengel anbieten ließ. Von ihm erhielt de l'Epée nun auch die Weihen und die Befugniß zum Predigtamte, dem er sich mit eben so viel Neigung als Erfolg

widmete. Allein sein Gönner starb, und die damals gegen die Geistlichen von Port-Royal und ihre Freunde gerichteten Verfolgungen der Jesuitenpartei dehnten sich auch über den Abbé de l'Epée aus, als der Zufall, oder die Vorsehung, diesen seiner schönen Bestimmung entgegenführten.

Er kam in ein Haus, wo er zwei, ihm unbekannte, junge Töchter mit Nadelarbeiten emsig beschäftigt fand; er redet dieselben an, aber sie antworten nicht, und ihre Augen bleiben auf die Arbeit gehestet; er wiederholt seine Anrede, und bekommt nochmals keine Antwort. Während er betroffen die Kinder anschaut, kommt ihre Mutter; weinend erklärt sie ihm das Räthsel; beide Schwestern waren taubstumm. Ihr trauriges Schicksal (erzählte Hr. de l'Epée) rührte mich, und ich sagte, man solle sie zu mir bringen, ich wolle mein Möglichstes thun. Er erinnerte sich, daß in seinem sechszehnten Jahr einer seiner Lehrer, der ein guter Metaphysiker war, in einem Gespräche ihm bewiesen hatte, daß zwischen den metaphysischen Ideen und den artikulirten Tönen, die unser Ohr vernimmt, keine nähere Verbindung oder Zusammenhang bestehe, als zwischen eben diesen Ideen und den Schriftzügen, die unser Auge unterscheidet. Daraus ging die unmittelbare Folgerung hervor, daß Taubstumme durch Schriftzeichen, die mit erklärenden Geberden begleitet würden, unterrichtet werden könnten, wie man andere hörende Menschen durch Worte und durch Geberden, die ihre Bedeutung erklären, unterrichtet. So entstand die Methode des Taubstummenunterrichts, die Hr. de l'Epée mit so glücklichem Erfolg anwandte, und die ihn bald durch ganz Europa berühmt machte, während die Verfolgungen und Neckereien seiner geistlichen Obern und Brüder auf eine beinahe unbegreifliche Weise fortdauerten. Um die Beichte seiner Zöglinge zu empfangen, die Niemand anders ihnen abnehmen konnte, bedurfte es einer Erlaubniß seiner Obern, die man ihm nicht ertheilen wollte. Als er auf wiederholte Begehren ohne Antwort geblieben war, schrieb er an den Erzbischof von Paris, beklagte sich über die kränkende Behandlung, und erklärt ihm, er wolle das Stillschweigen zu seinen Gunsten auslegen, und als eine indirekte aber genügende Berechtigung ansehen.

Die öffentlichen Prüfungen (sagt Hr. Bebian), welche der Abbé de l'Epée von Zeit zu Zeit mit seinen Schulern anstellte, waren allerdings mit einem gewissen Gepränge begleitet, dem man öfters Eitelkeit Schuld gegeben hat. Ihr Zweck aber ging dahin, die Menge der Fremden, welche den Prüfungssaal besuchten, durch Veranstaltungen, die ihre Aufmerksamkeit fesseln konnten, von dem großen Nutzen dieses Unterrichts zu überzeugen und sie zur Nachahmung anzureizen. Wenn Vornehme und gelehrte Männer ihm ihre Huldigungen darbrachten, so war es nicht der Zuwachs persönlichen Ruhmes, der ihm Freude machte, sondern vielmehr der erhebende Gedanke, daß der Glanz, der seine Kunst bestrahlt, ihre Dauer und ihre Verbreitung um so besser sichern und um so mehr befördern werde. Wenn aber der Schwarm der Bewunderer sich entfernt hatte, und wenn dem schmeichelnden Lob und dem geräuschvollen Beifall die Stille der Anstalt gefolgt war, dann säumte der Lehrer nicht, die Herzen seiner

Digitized by Google

Schüler zu dem Urheber alles Guten und zu demjenigen zu erheben, welchem allein Ruhm und Ehre gebührt; denn seine Zöglinge zu guten Christen und dadurch zu guten Bürgern zu bilden, war sein erstes und großes Bestreben. Um darzuthun, daß er von Habsucht so wenig als von Eitelkeit beherrscht ward, erzählt sein Biograph die Antwort, welche de l'Epée im Jahr 1790 dem russischen Botschafter gegeben hat, welcher ihm, aus Auftrag seiner Kaiserin, Glückwünsche und reiche Geschenke darbot. „Herr Botschafter (antwortete der Beehrte), ich bin nicht gewohnt, Gold anzunehmen, aber sagen Sie der Kaiserin Mar, die einzige Gunst, welche ich wünschen meine Arbeiten ihr einiger Theilnahme werth scheinen, mir von ihr erbitte, bestehe darin, daß sie einen Taubstummen aus ihren Angehörigen mir zum Unterricht senden möge."

De l'Epée hatte auf der Höhe von Montmartre ein Häuschen gemiethet, wohin er an den Freitagen seine Zöglinge führte. Für diese Spaziergänge gesellte er sich zuweilen auch einen oder etliche ältere Freunde mit, die in einfachen und unschuldigen Freuden Genuß fanden. Ihn selbst erquickte unendlich der Anblick, welchen die muntere Fröhlichkeit und das Glück der Kinder gewährte. Bisweilen nahm er dann selbst auch an ihren Spielen Theil, und gern bot er sich jederzeit denen dar, die sich an ihn drängten, um seine geliebten Gesichtszüge zu betrachten und auf jede seiner Bewegungen zu lauschen. Nach beendigten Spielen sammelte sich die Familie um ihren Vater an einem langen Tisch zum bescheidenen Mahle, dem Eintracht und Liebe zur Würze dienten. Der Eindruck, welchen die Ordnung und Fröhlichkeit, die aus allen Gesichtern sprechende Zufriedenheit und die in lebhafter Gebärdensprache sich darstellende schnelle Gedankenmittheilung hervorbrachten, ist allen Zeugen der rührenden Szene unvergeßlich geblieben. An dieser Stätte unschuldiger Freuden erwähnte einst Hr. de l'Epée, unabsichtlich, seines vermuthlich nicht mehr fernen Todes. Ein Schrei des Entsetzens ertönte, als die Zöglinge es vernahmen; ein Donnerschlag, der zwischen ihnen niederschlug, konnte nicht größere Bestürzung verursachen. Schon glaubten sie ihren geliebten Lehrer verloren zu haben. Alle drängten sich im Kreise um ihn her, und schluchzend hielten sie sein Kleid, als wollten sie ihn festhalten. Den guten Kindern war das Gesetz, dem kein sterblicher Mensch sich entziehen mag, nicht unbekannt; aber sie wähnten, Gottes allmächtige Güte werde denjenigen ihnen nicht entreißen, in welchem sie sein Bild auf Erden erkannten. Von eigener Rührung ergriffen, gebot der Lehrer Ruhe und Schweigen; weinend sprach er alsdann zu den Weinenden von der Pflicht der Ergebenheit in den Willen der Vorsehung, von der zeitlichen Trennung, die der Tod allein nur herbeiführt, und wie er voraussehen wolle, um sie jenseits im bessern Leben zu empfangen. Sein Ausdruck war feierlich geworden und hatte alle Gemüther durchdrungen; die Thränen flossen noch länger, aber es wären nun nicht mehr die Thränen beklommener Angst, sondern jene der sanfteren, zu religiösen Gedanken einladenden Rührung. Unter allen Anwesenden befand sich keiner, der in dieser Stunde nicht den Entschluß gefaßt hätte, besser und der Verabredung mit dem geliebten Lehrer in der Heimath der Seligen würdig zu werden.

Digitized by Google

Einem der königlichen Agrikulturgesellschaft von Frankreich im verflossenen Jahr erstatteten Bericht, über den Verbrauch der Kartoffeln in Paris und über die Mehlbereitung aus denselben *), entheben wir folgende Ergebnisse. Die Pflanzer oder Landwirthe, welche für den Bedarf der Hauptstadt Kartoffeln im Großen ziehen, bedienen sich zur Aufbewahrung derselben fast alle der gewohnten Niederlage in kühlen, der äussern Luft verschlossenen Kellern, wobei sie, zu Verhütung der Gährung in allzulange aufgeschichtet bleibenden Haufen, dieselben von Zeit zu Zeit umrühren, oder auch, wenn dazu hinlänglicher Raum vorhanden ist, ihre Lagerstätte verändern, ungefähr wie man auf den Kornboden die Frucht von einer Seite nach der andern schaufelt. Seit fünfzehn Jahren ungefähr ist der Markt das ganze Jahr hindurch ohne Unterbruch mit jenem Knollgewächse besetzt, und der Uebergang vom alten zum neuen Jahresertrag geschieht unmerklich, so daß man in der letzten Woche des Brachmonats und in den drei ersten des Heumonats gesunde, feste und ungekeimte Kartoffeln vom vorigen Jahr neben den diesjährigen findet. Der Marktaufseher erkennt jene, sobald sie sich fest anfühlen lassen, für gut; sind sie aber weich, so müssen sie alsdann genauer untersucht werden.

Die Große der Zufuhr vermehrt und vermindert sich durch mancherlei mitwirkende Ursachen: aber zuverlässig ist, daß vom 1. Oktober 1816 bis zum 1. April 1817 im Durchschnitt täglich eintausend Setiers eingebracht wurden; also während diesen sechs Monaten 187,000 Setiers. Im April 15,000, im Mai 9000, im Juni 3500, im Juli 2000, im August 3500, im September 10,000. Das ganze Jahr durch also 230,000 Setiers. Es kommen sechs verschiedene Arten der Kartoffeln auf den Markt, von denen die gelbe (la jaune) vier Zehntheile, die Vitelotte drei Zehntheile, die holländische (la hollande) einen Zehntheil, und die graue und violette (grise et violette) zusammen den letzten Zehntheil liefern. **)

Die Fabriken von Satzmehl (fecule) oder Kartoffelmehl haben sich seit einem Jahr ungemein vermehrt. Die kleinen und nichtswerthen Winkelanstalten, in denen die Waare oft mehr verdorben als zweckmäßig benutzt wird, ungerechnet, befanden sich zu Anfang des Jahrs 1818 bei zwanzig Fabriken für Bereitung von Kartoffelmehl, die ihren Namen wirklich verdienen, in der französischen Hauptstadt. Die meisten beschränken sich auf die Verfertigung des Mehls, aber einige liefern auch Teig- oder Nudelwaare, Reis, Sago u. s. w. aus dem Kartoffelmehl. Dem aus Cerealien gewonnenen Stärkemehl wird jenes von den Haarpuderfabrikanten beigemischt.

---

*) Mémoires publiés par la Société royale et centrale d'Agriculture. Année 1817. Paris chez Mad. Huzard. 8.

**) Die frühesten Kartoffeln auf dem Markte von Paris zu Ende Juli's sind die kleinen, runden, oder grauen sogenannten Augustkartoffeln; um den 20. Juli erscheint die violette Sommerkartoffel, welche fest ist, wie die erstere, und sich durch ihren haselnußartigen Geschmack empfiehlt; anfangs August kommt die lange Holländerin, die aber noch etwas fad ist; am 15. August bringt man allzumal die gelben und violetten. Mitte Septembers sind alle da, ausser die erst im Oktober eintreffende Paraque.

Digitized by Google

Die Bereitung des Kartoffelmehls im Großen fängt Ende Septembers an und iſt Ende Aprils vollendet. Ohne dabei auf mathematiſche Gewißheit Anſpruch zu machen, glaubt man aus den vorhandenen Angaben berechnen zu können, daß in den drei letzten Monaten von 1816 und in den vier erſten von 1817 alltäglich, in und um Paris, 1200 Setiers Kartoffeln zur Mehlbereitung verwandt wurden, welche, 42 Pfund trocknen Mehls auf den Setier gerechnet, 364 Zentner Mehl, oder ungefähr 140 Säcke zu 325 Pfund, täglich abwarfen; von dieſen 140 Säcken kann man hinwieder annehmen, daß 100 durch die Bäcker zu Brod verbacken wurden.

Es iſt Thatſache, daß Bäcker, welche das weiche und ſchwer zu knetende Mehl aus der Picardie, um die Aernte des Jahres 1816, gekauft hatten, daſſelbe weſentlich verbeſſert und zur Brodbereitung tüchtiger gemacht haben, durch Beimiſchung guten Kartoffelmehls, im Verhältniß von einem Sechstheil bis zu einem Zwölftheil, je nachdem das Getreidemehl mehr oder weniger weich war. Dieſe Miſchung lieferte ein ſehr gutes und ſchönes Brod.

Manche Bäcker verſuchten hingegen mit minder gutem Erfolg, die Kartoffelſubſtanz oder ihr Mark (pulpe) zur Brodbereitung anzuwenden; dieſe iſt dazu, theils wegen der bald eintretenden ſauren Gährung, und theils wegen ſeines ſtarken Waſſergehalts, weniger geeignet, obgleich unſtreitig, bei recht ſorgfältiger Behandlung, auch die Beimiſchung der Kartoffelſubſtanz zum Sechstheil, oder auch wohl zum Fünftheil, vortheilhaft angewandt werden kann.

U.

Aus Amerika.

Schauderhaftes Schickſal mehrerer nach Amerika ausgewanderter Deutſcher.

Auch in dieſem und dem verfloſſenen Jahre hat die Einwanderung der Deutſchen in unſern Häfen ſtatt gefunden. Dieſe zeichnete ſich indeſſen in mehrern Rückſichten von der des Jahres 1817 aus. Die Zahl der Einwanderer von 1818 war an ſich bedeutend geringer, ihre Ueberfahrt durchgehends angenehmer, und die Sterbefälle waren daher weit ſeltner. Dies ungleiche Verhältniß iſt ganz natürlich. Der unbegreiflich große und tief gefühlte Druck des deutſchen Vaterlandes, den es theils durch lange und verheerende Kriege, theils durch Mißwachs und daher entſtandene Theurung und Hungersnoth im äuſſerſten Grad zu leiden hatte, trieb im vorletzten Jahre bei Tauſende von ſeinen Bewohnern nach Hollands Grenzen, um von deſſen Häfen aus nach den geſegneten und freien Staaten von Amerika abzuſchiffen. Manchem gelang es, nach unbegrenztem Ungemach, das andere Ufer zu erreichen; Manchen hingegen mordeten Hunger und Verzweiflung ſchon auf deutſchem Gebiete; Manchen raffte der Tod auf niederländiſchen Gewäſſern und Boden weg, und eine große Anzahl fiel als Opfer des Mangels und großer Mißhandlung auf dem Meere. Andere erblickten zwar noch, unter Kummer und qualvollen Leiden, die Geſtade des heißgewünſchten Kanaans, jedoch ward ihnen, nach höhern Rathſchlüſſen, das Glück nicht zu Theil, in ſeinen Grenzen Tage der Erquickung und Aufheiterung zu genießen. Sie erblickten es — und wohlthätig öffnete ſich auch ſchon ihr Grab. Ihre entſeelten

Digitized by Google

Leichname ſah man häufig aus den Schiffen und unſern Lazarethen und Spitälern dem ſtillen Grabe entgegentragen, wo ſie jetzt ruhen von ihrer Arbeit, und entbunden ſind von jeder Erdenlaſt.

Eine getreue Darſtellung von allen Schreckensſzenen, die ſich während jener unvergeßlichen Auswanderung des Jahres 1817 zugetragen, würde dem Verſtand faſt unglaublich und dem menſchlichen Herzen zu empörend gefunden werden. — Möchte die Geſchichte nie eine ähnliche Schilderung menſchlichen Elends aufſtellen können!

Im Jahr 1818 langten nahe an 1000 deutſcher Einwanderer in Philadelphia an, wovon viele die Hälfte, theils das Ganze ihrer Fracht bezahlt hatten. Unter denen, die unſer Geſtade völlig frei betraten, befanden ſich viele wohlhabende und bemittelte Landleute, welche unmittelbar nach ihrer Ankunft ſich in das Innere des Landes verfügten, um angemeſſene Strecken aufzukaufen und ſich dort haushablich niederzulaſſen. Auch von Künſtlern, Handwerkern und andern langten mehrere an, welche bald Gelegenheit fanden, in vortheilhafte Verhältniſſe zu treten. Der jüngere und ledige Theil derjenigen, welche ihre Fracht nicht entrichten konnten, wurde, wie gewöhnlich, auf gewiſſe Zeit verdungen. Dieſe bekamen faſt alle gute Stellen in der Stadt Philadelphia. Die Uebrigen wurden nach verſchiedenen Theilen der vereinigten Staaten in Dienſt genommen. Eine ziemlich ſtarke Kolonie derſelben, nahe an hundert, wurden von einigen Herren von Philadelphia, welche große Strecken Landes in Albama haben, auf eine gute und bequeme Art nach jenem Staate abgeſchickt. Wir zweifeln nicht, daß das Unternehmen, ſowohl für Einwanderer, als für Landeseigner, gut ausfallen werde.

Noch drei Schiffe, von Amſterdam kommend, werden nächſtens in Philadelphia erwartet. Die Zahl der auf denſelben eingeſchifften Auswanderer iſt nicht zuverläſſig anzugeben, weil die nöthigen Berichte noch fehlen. Das engliſche Schiff Whine brachte einen Theil der deutſchen Auswanderer mit, welche im vorigen Jahr von einem holländiſchen, nach Philadelphia beſtimmten Schiffe auf der portugieſiſchen Inſel Teneriffa gelandet, und auf eine höchſt betrügeriſche und ſchändliche Weiſe von deſſen Kapitän dort ohne alle Pflege und Hilfsquelle zurückgelaſſen wurden.

Das ſchwediſche Schiff Suſanna Catharina brachte wieder einen Theil derjenigen unglücklichen Deutſchen, welche ſich bereits am 21. Mai 1817 am Bord des holländiſchen Schiffes Seepflug, unter Kapitän Mangelmann, in Amſterdam eingeſchifft hatten, um nach Philadelphia abzufahren. Als dieſes Schiff anfänglich aus dem Texel abſegelte, hatte es 655 Seelen am Bord. Nachdem es einen Monat in See geweſen und bereits vierzig vor Hunger und Durſt verſchmachtete Menſchen über Bord geworfen hatte, lief es wieder in den Texel ein. Da die Paſſagiere nicht landen durften, ſondern die ganze Zeit ihres erneuerten Aufenthalts im Texel in den engen Schiffsraum eingeſperrt waren, ſo graſſirte bald unter ihnen ein bösartiges Fieber, welches die vor Kummer und Elend ſchon halb verſchmachteten

Digitized by Google

Menſchen ſchnell wegraffte. Nicht der Mutter-Erde, ſondern den Wellen wurden ihre todten Körper übergeben. Endlich am 21. Auguſt 1817 ſegelte Mangelmann zum zweitenmal mit den noch übrigen Reiſenden ab. Ob es Zufall oder teufliſche Abſicht geweſen, daß nun das Schiff nicht nach Amerika überſegelte, läßt ſich aus der Erzählung dieſer höchſt traurigen Reiſe leicht ſchließen. Nach einer Fahrt von fünf Wochen wurde das Schiff am 25. September auf der Küſte Norwegens an den Hafen von Bergen geworfen, nachdem es ſchon durch ſeine gänzliche Entmaſtung und Verluſt ſeines Ruders ſeit drei Wochen als ein Spiel der Wellen umhergetrieben worden war. Hier in Bergen landeten von den urſprünglich eingeſchifften 655 Seelen noch 411, ſo daß 244 Perſonen auf dem Schiffe ihren Tod gefunden haben. Die Uebrigen, welche beinahe 83 Wochen auf dem Schiff eingekerkert geweſen, und nun mehr die Merkmale von Todtengerippen, als von lebenden Menſchen, an ſich trugen, wurden zwar von den Einwohnern Bergens mit großer Schonung und Menſchenliebe aufgenommen und behandelt, allein bei manchen waren die Pfeile des Todes zu tief eingedrungen, um ſie durch menſchliche Mittel ſeiner Gewalt entreiſſen zu können. Dort im Norden ruhen ihre Gebeine. — Aus der in Bergen im Druck erſchienenen Erzählung über dieſe äuſſerſt traurige Seereiſe ſcheint die Vermuthung nicht ungegründet zu ſein, daß Mangelmann dahin gearbeitet habe, ſeine unglücklichen Begleiter entweder durch den Tod auf die Seite zu ſchaffen, oder ſie an einer unbekannten Küſte auszuſetzen, „um (wie es in der Erzählung lautet) zur Erbſchaft zu gelangen, welche er auf keine andere Weiſe ſich zueignen konnte.“ Dieſer ſchändliche Menſch hatte an ſämmtliche Reiſende für einen dorpelten Preis dasjenige verkauft, was er, zufolge des Kontrakts, ihnen zu geben ſchuldig war, und weil einige nun kein Geld mehr hatten, ſo ließ er eine Anzeige an den Mast ſchlagen, worin er die Habe ſolcher Unglücklichen zum Verkauf anbot, welche dann für einen geringen Preis verkauft wurde. Ferner heißt es in der Erzählung: „Es würde zu weitläufig ſein, alle die von Mangelmann gegen die ſehr bedauernswürdigen Menſchen, ohne einige Rückſicht auf Alter, Geſchlecht oder Umſtände, ausgeübten Gewaltthätigkeiten zu erzählen. Ganze Familien ſind ausgeſtorben. Von einer Familie, die aus Aeltern und ſieben Kindern beſtand, blieben nur noch zwei Kinder am Leben. Wenn Einer oder der Andere einem Kranken eine Erquickung reichen wollte, nahm der Böſewicht das Gefäß, und warf es mit dem, was ſich darin befand, über Bord. Mehrere der verſchmachteten Todten, deren Zungen der Länge nach über ihr Kinn ausgeſtreckt herunterhingen, ließ er Tage lang auf dem Verdeck im Regen liegen, und das von den Leichnamen herabfließende Regenwaſſer auffaſſen, welches ſie dann trinken und ihre Speiſe damit bereiten mußten!“

Wir folgen dieſer ſchauderhaften Mordgeſchichte nicht weiter nach, und bemerken bloß noch, daß der Böſewicht Mangelmann, nachdem er die Ankunft ſeines Verhaftbefehls von Stockholm zu früh erfahren, die Flucht nahm, und mit dem geraubten Gelde Norwegens Küſte verließ. Bei der Abfahrt dieſes Schiffes blieben noch in Bergen von den Unglücklichen

Digitized by Google

zurück 350, ſo daß ſich alſo die ganze Anzahl der Geſtorbenen auf 305 Perſonen berechnen läßt. Wir wiederholen den Wunſch, möchte die Geſchichte nie wieder ein ähnliches Bild menſchlichen Jammers aufſtellen können! — B.

Bibliographiſche Anekdoten.

1.

Als eines der ſeltenern Werke, die in Brunks Bibliothek aufbewahrt werden, erwähnt Hr. Renouard einer Aldiner Ausgabe des Sophokles vom Jahr 1502, mit einer Menge Noten von Racinens Hand. Ich wüßte mir, ſagt er, kaum etwas Intereſſanteres zu denken, und nicht leicht etwas, das zu beſitzen mich mehr intereſſiren würde, als einen Sophokles oder Euripides, der Racinens Eigenthum geweſen und deſſen er ſich lange Zeit bedient hat, und ein Exemplar der Werke ſolcher Meiſter, in welchen ein ſolcher Schüler Jahre lang geleſen und meditirt hat, muß eine gewiſſe Achtung einflößen. Würden nicht Racinens Werke ſelbſt es beweiſen, wie getreulich er das Vos exemplaria graeca befolgt habe, ſo müßte der erwähnte Sophokles ſolches ſattſam beurkunden. Zwar enthält ein andres Exemplar eben dieſer Ausgabe, ſo wie auch ein Euripides von Aldus, welche beiderſeits in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden, ebenfalls handſchriftliche Noten von der Hand des franzöſiſchen Dichters; es ſind ihrer aber weit weniger und die meiſten franzöſiſch; unſer Sophokles hingegen enthält griechiſche, lateiniſche und franzöſiſche Noten. Einige derſelben ſind bloße Varianten, viele hingegen enthalten ſinnreiche Verbeſſerungen und geſchickte Auslegungen. Dieſes Buch, deſſen antiker Band ſich ohne Zweifel auch aus Racinens Zeiten herſchreibt, hat lange Dienſte geleiſtet, und iſt häufig geleſen worden, aber von einem friedlichen und ſorgfältigen Manne. Man ſieht, daß es ſein Leibexemplar war, ſein vade mecum, das ihn zu ſeinen eigenen Meiſterwerken begeiſtert hat.

Racinens Handſchrift hat ſich während des Laufes ſeines Lebens bedeutend verändert, Boileau's weniger ſchöne iſt ſich gleicher geblieben. In ſeinen jüngern Jahren hatte Racine eine glatte, etwas lange und ungemein ordentliche Schrift. Mit dieſer ſind ſeine Noten in den Ariſtophanes, und in verſchiedene, in den Händen von Liebhabern befindliche Bücher ſein Name eingeſchrieben. In der Folge wurden ſeine Buchſtaben kürzer und die Zwiſchenräume zwiſchen den Wörtern ungleicher, was unter andern der erwähnte Sophokles bezeugt.

2.

Auch eine Aldiner Ausgabe von Virgil, in Oktav, vom Jahr 1527, mit vergoldeten und farbigen Anfangsbuchſtaben und überaus prächtig gebunden, aus Groliers ſchöner Bibliothek, macht unter unzähligen andern eine Zierde der Renouardſchen Sammlung aus. Von dieſer nämlichen Ausgabe beſaß Grolier drei Exemplare, alle drei gleich ſchön gebunden;

Digitized by Google

was vermuthen läßt, es ſei an jener Deviſe, die er auf alle ſeine Bücher zu ſetzen pflegte, „Et amicorum“, etwas Wahres geweſen. Eins jener drei Exemplare befindet ſich in der königlichen Bibliothek zu Paris, ein zweites im britiſchen Muſeum, und das dritte, am beſten erhaltene, iſt das erwähnte.

„Mein Herr Renouard, — ſo ſchrieb an dieſen, vor etwa zwanzig Jahren, James Edwards, ein ſehr pfiffiger Buchhändler in London — wenn Ihnen etwa ein guter Aldiner, in Oktav, mit Groliers Einbande, zu Handen kommen ſollte, ſo erſuche ich Sie, ihn mir aufzubehalten; ich zahle für jeden Band einen Louisd'or.

„Mein Herr Edwards — antwortete mit rückgehendem Kurier der Pariſer Buchhändler — wenn Ihnen etwa ein guter Aldiner, in Oktav, mit Groliers Einbande, zu Handen kommen ſollte, ſo erſuche ich Sie, ihn mir aufzubehalten; ich zahle für jeden Band ſechs Guineen.

3.

Es iſt häufig von dem Buchhändler Lackington und davon die Rede geweſen, was für eine unermeßliche Menge von Büchern aller Art derſelbe beiſammen gehabt; gleichwohl ſind im Laufe der drei letztverfloſſenen Dezennien mehrere Bücherverzeichniſſe von Londner Buchhändlern erſchienen, die dem weitläufigen Lackingtonſchen Katalog wohl nicht mit Unrecht dürften an die Seite geſtellt werden. Unter ihnen allen ragt der Katalog hervor, den die Buchhändler Longman, Hurſt, Rees, Orme, Brown u. Komp. in den Jahren 1814 bis 1817 in vier Oktavbänden herausgegeben haben. Er enthält 9198 größtentheils ſehr koſtbare Artikel deren Totalbetrag ſich auf eine ganz ungeheure Summe belaufen müßte. Unter dieſer unermeßlichen Nomenklatur ſind die Verlagsartikel jener Handlung nicht begriffen und bilden eine Waarenmaſſe von noch größerm Werthe, als jenes ganze Sortiment. Freilich iſt dies alles Eigenthum eines Handelshauſes, das aus fünf genannten und zwei oder drei anonymen Aſſocie's beſteht. Die Fonds und die Arbeit von ſieben bis acht Männern, in Verbindung mit der Hilfe, die ihnen von mehr als ſechszig Kommis geleiſtet wird, bilden eine Anſtalt von auſſerordentlicher Bedeutung und Umfange, die in ihrer Gattung wohl die beträchtlichſte und namentlich die thätigſte in ganz Europa ſein dürfte.

H.

Digitized by Google

Inhalt.

Der gelehrte Bramine Rammohon-Roe in Calcutta, der Stifter einer neuen Religionssekte unter den Hindoos. S. 3

Von und über Görres Schrift: Deutschland und die Revolution. — 10

Beiträge zur Naturgeschichte des großen Bernhardsberges, der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft der Naturforscher mitgetheilt vom Prior des Hospitiums auf dem genannten Berge, dem Pater Vifela. — 17

Mannigfaltiges. Aus Frankreich: Die Irrenanstalten. — Die Lehrbücher der Jesuiten. — Die Prozession am Himmelfahrtstage in Paris. — Der Abbé de la Mennais. — Die griechische Kolonie in Korsika. — Uebersicht des französischen Weinbaues. — Minderbekannte Züge aus dem Leben des Abbé de l'Epee. — Konsumtion der Kartoffeln in Paris. — 27

Schauderhaftes Schicksal mehrerer nach Amerika ausgewanderter Deutschen. — 44

Bibliographische Anekdoten. — 47

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1820.

Februar-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eines deutſchen Wanderers Blätter von den Südoſtküſten Spaniens, geſchrieben im Spätjahr 1819.

Der ſüdamerikaniſche Kaper.

(Auf der Höhe von Kap St. Vincent.)

Ich wollte die milde, prachtvolle, ſternenhelle Nacht auf dem Verdeck unter freiem Himmel genieſſen, um auch ſagen zu können, eine Nacht auf dem Meere geſehen zu haben, oder vielmehr, um in die Einförmigkeit meiner Seereiſe eine kleine Abwechſelung zu bringen. Allerdings dieſer Genuß war einzig in ſeiner Art; beſonders als der glühende Mond gegen Mitternacht aus den Wellen hervorſtieg. Ich klimperte auf der Guitarre, und ſang ein Lied von Schiller dazu, indem ich die Weiſe aus dem Stegreif ſang und die entſprechenden Vollklänge auf den Saiten dazurauſchte. Ein warmer Punſch beförderte meine Wachſamkeit und erhöhte meine Stimmung. Und doch reut mich nun der Einfall.

Denn, bei Tagesanbruch müde, legte ich mich in die Hangematte und ſchlief ſanftgewiegt bis zum vollen Mittag. Und als ich zum Hauptmann kam, erzählte er, wir hätten inzwiſchen Beſuch von einem ſüdamerikaniſchen Kaper gehabt, der uns für Spanier gehalten. Denke dir ſüdamerikaniſche Kaper in der Nähe Europa's; die freien, kühnen Söhne Columbia's trotzig mit ihren reichgeſtirnten Flaggen in den altſpaniſchen Gewäſſern! — Und ich hatte ſie nicht mit eigenen Augen geſehen, die Freiheitshelden. Ha, zehn Ardinghellosnächte möchte ich um den Anblick hingegeben haben. Ich werde ihn nie wieder gewinnen.

Dahin alſo iſt es gekommen, daß der Stolz Kaſtiliens in ſeinen eigenen heimathlichen Meeren vor den weiland verachteten, niedergebeugten Knechten und Stiefkindern, vor den nun Freiherrn gewordenen Söhnen Südamerika's zittern muß? Wo ſind die ſchrecklichen Pizarro's und ihrer Triumphe Spuren geblieben? — O allmächtige, unausſöhnbare Nemeſis!

Was ſoll aus Spanien, was aus dem armen, übervölkerten, rauhen Europa werden, wenn es ſeine transatlantiſchen Domänen einbüßen muß? Und es wird ſie einbüßen. Will Spanien ſein Amerika zum andernmal erobern? Wer glaubt an die Möglichkeit? Jenſeits des Weltmeers ſteht ein Jüngling, dieſſeits ein abgelebter Greis zum Kampf auf. Die Tage der guten Inka's ſind nicht mehr. Heute ſinkt das Volk am Silberſtrom nicht mehr voll abergläubigen Schreckens zu Boden, wenn das ſpaniſche Geſchütz knallt und die ſpaniſchen Doggen bellen. Es iſt des mörderiſchen Donners nun ſelber Herr geworden. Alles hat es von der Freiheit zu hoffen, nichts unter ſpaniſchem Zepter zu gewinnen. — Spanien, tief im eigenen Innern

Digitized by Google

zerriſſen, entnervt, tief erſchöpft, halb aufgelöſet, will Amerika ſchlagen! Es kann ſich nur entvölkern.

Das ſind die Folgen der verroſteten, ſelbſtſüchtigen Politik, da man von der Höhe auf die übrigen Sterblichen wie auf gedanken-, willen-, freiheitsloſe Gliederpuppen niederblickte, welche man, wie andees Hausgeräth, erbt und wiedervererbt, kauft und wiederverkauft. Daß man doch in der Politik die allereinfachſten Wahrheiten der Jeſusreligion, die allereinfältigſten Grundſätze des geſunden Mutterwitzes, die allerſchlichteſten Sprüche der Erfahrung, wie mit Blindheit geſchlagen, verkennt! Es iſt uns Andern, die wir vom vornehmen Hofdunkel, vom ſogenannten hohern Geſchäftsgeiſt nicht angefochten und nicht aus dem Schwerpunkt der Geerechtigkeit verrückt ſind, ganz unbegreiflich, wie man ſo quer gehen könne. Aber doch geſchiehts. So brachte ſich England ſelbſt um ſein Nordamerika; ſo brachte ſich Spanien um ſein Südamerika.

Durch Billigkeit würde die ſpaniſche Krone ſich ohne Mühe Amerika bewahrt haben. Das ſagte mir auch mein Schiffshauptmann, der, wie er mir ehrlich ſagte, mehr als einmal in Jamaika war, um Schleichhandel zu treiben. Der Schleichhandel ward ziemlich offen getrieben. Das Volk betrog den König; die hohen Beamten ſelbſt betrogen den König, und gaben für Geld und gute Worte Lizenzen. Von hundert Schiffen, die aus amerikaniſchen Seeorten der Spanier nach einem ſpaniſchen Hafen klarirten, liefen gewiß neunzig immer in engliſche, franzöſiſche und holländiſche Häfen ein. — Vor dem J. 1774 hatten die amerikaniſchen Kolonien ſogar nicht einmal Erlaubniß, untereinander ſelbſt Handelsverkehr zu treiben. Auch nachher behielt ſich Spanien den ausſchließlichen Handel mit ſeinen Kolonien vor, obwohl es dieſen von manchen alten Feſſeln befreite. Man wollte zuviel; daeum verlor man zuletzt Alles. Das iſt das Unglück der Staatsmänner, daß ſie nue ihren Dünkel, nur ihre Macht kennen, die ſich ihnen aus den Bücklingen ihrer unterthänigen Umgebungen zurückſpiegelt; aber nicht kennen die höhere Einſicht im Volke und die mögliche Größe der Volksgewalt im entſcheidenden Moment. Daher trotzen ſie; wollen ihre Würde nicht vergeben; wiſſen nicht im rechten Augenblick nachzugeben und mit einem ſchmeichelnden Opfer doppelten Gewinn zu ziehen. Kein Volk in der Welt will Revolution, ſondern nur Evolution; weil man dieſe mit Gewalt zurückhält, muß nothwendig jene hervorbrechen.

Das gelbe Fieber.

(Carthagena.)

Unſer Hauptmann legte im Hafen von Carthagena an, doch nur auf kurze Zeit. Ich benutzte den Aufenthalt, die Stadt zu beſehen und für mein Haus einige Geſchäfte zu machen. Es ſieht aber gegenwärtig mit dem Seidenhandel hier erbärmlich. Alles klagt über ſchlechte Zeiten. „Herr,“ ſagte mir Einer, „nimmt ſich Gott nicht unſer an, ſo endets bei uns in Spanien einmal fürchterlich!“

Digitized by Google

Man war hier wegen des gelben Fiebers in Angſt und Sorgen; doch hatte man beruhigende Nachrichten aus Cadiz. Jetzt, zu Ende Oktobers, zählte man in jener unglückſeligen Stadt und Gegend nur noch 2367 Kranke, und ſtarben täglich nicht mehr als ſechsunddreißig Perſonen. In dem Kreiſe, in welchem die fürchterliche Seuche herrſcht, mögen bis jetzt nicht mehr als dreißigtauſend Perſonen geſtorben ſein. Vom Schickſal unſrer Handelsfreunde dort konnte ich nichts erfahren.

Merkwürdig zur Geſchichte jener neuen Peſtilenz ſind folgende mir hier gegebene Anzeigen. Es befinden ſich nämlich unter hundert Todten im Durchſchnitt zehn Weiber und zwölf Kinder; und unter zwölf todten Kindern im Durchſchnitt immer acht Knaben und vier Mädchen. Wen ſoll man mehr bedauern, ſoviel Männer und Jünglinge, welche die Beute des Todes wurden, oder ſo viele Weiber und Jungfrauen, die nun, in Ueberzahl daſtehend, auf die Freuden des ehelichen Lebens Verzicht thun müſſen? Sie werden die Nonnenklöſter bevölkern, vielleicht die Zahl derſelben vermehren.

Die Krankheit des gelben Fiebers, ſagte man mir, mache in der Gegend, die ſie beherrſcht, eine Periode von neunzig Tagen. Dreißig Tage lang ſei es im Wachſen, die dreißig folgenden wüthe es mit ſchrecklicher Gewalt, und dann nehme es in den letzten dreißig Tagen wieder ab. —

Auch dies iſt für Europa ein Geſchenk Amerika's. In Weſtindien kannte man es ſchon vor hundert und dreißig Jahren; doch auch nicht viel früher. Woher kam es? — Von Weſtindien ging es ſchon im Jahr 1699 nach Nordamerika, und zwar nach Philadelphia über. Im Jahr 1800 erſt kam die Seuche über den Ozean nach Cadiz. Im Jahr 1810 meinte man es ſchon in Italien zu haben. Alles ſcheint dafür zu reden, daß es eine anſteckende Krankheit ſei, die vom Menſchen zum Menſchen, von Land zu Land übergetragen werden könne. In Spanien habe ich aber wiederholt behaupten hören, das gelbe Fieber könne nirgends aufkommen, als in Gegenden, die über zwanzig Grad Reaumur ſommerliche Temperatur haben. Deſto beſſer für uns Nordländer. Laſſen wir dem Süden ſeine Zitronen und Pomeranzen!

Es ſcheint aber doch, daß die ganze Luft während des Wüthens der Krankheit vergiftet ſein müſſe. Man gab mir dafür in Carthagena viele Beweiſe an. Einer der auffallendſten iſt von den Vögeln hergenommen. Sobald nämlich das Fieber herrſchend wird, fliehen alle Vögel aus der Gegend. Man hört und ſieht keinen, ausgenommen die armen Thierchen, die in den Käfichen gefangen gehalten ſind. Unter den Kanarienvögeln ſtarben im Durchſchnitt zur Fieberzeit von ſechſen gewöhnlich vier. Jetzt war Botſchaft da, die Vögel zeigen ſich ſchon wieder in Cadiz; die Luft alſo ſei rein.

Die Armee bei Cadiz, welche zur großen Unternehmung nach Amerika beſtimmt iſt, hat am gelben Fieber keinen Mann verloren. Aber ſie war auch die ganze Zeit über im freien Feld gelagert. Nur freie Luft kann vor dieſem gräßlichen Uebel retten, ſagte man mir; alle übrigen Vorſichtsmaasregeln ſind unnütz. Ich erinnerte beſcheiden dagegen, die Vögel genöſſen

doch auch der freien Luft, und flöhen demungeachtet aus der Gegend. Am beſten, man liefe den Vögeln nach.

Ueberhaupt ſcheint mirs, die Aerzte ſind hier, troß hundertjähriger Erfahrungen, doch noch nicht über die Natur dieſer Krankheit im Reinen. Man ſollte mehr ſich mit der medizinischen Meteorologie beſchäftigen, als es leider bisher geſchehen iſt. Man muß es aber nicht bloß bei Barometern und Thermometern und Mondsphaſen und Konſtellationen bewenden laſſen, ſondern Elektrometer, Eudiometer u. ſ. w. zu Hilfe nehmen. Denn aus dem Luftmeer trinken wir Geſundheit und Seuchen ein. Vielleicht aber ſind unſre feinſten Werkzeuge noch zu grob, die furchtbarſten Geiſter der Luft zu halten und zu entlarven? — Ei, nur erſt Verſuche mit dem gethan, was wir haben; dann das Beſſere erfunden!

Die Zeitungen.

(Carthagena.)

Natürlich iſt meine erſte Frage in jetziger Lage, ſo oft ich feſtes Land betrete: was gibts Neues? — „Nichts beſonders!“ iſt die Antwort gewöhnlich: „Es iſt überall ruhig!“ Dann falle ich über die Zeitungen her, und leſe von Deutſchland, von Frankreich, von Spanien, von England, von Portugal, von Amerika. Barmherziger Himmel, und das nennt man ruhig! — Sonſt wars ja zu Kriegszeiten ruhiger.

Freilich am Madrider Hofe und in der Madrider Hofzeitung iſt Alles ruhig.

Auſſer der Madrider Zeitung konnte ich nichts erhaſchen; dieſe aber wußte von Deutſchland nichts, als daß dort eine ſächſiſche Prinzeſſin Königin von Spanien und beiden Indien geworden ſei. Hingegen unſer Schiffshauptmann war ſo gütig, mir ein ganzes Bündel — ich glaube Kontrebande — zu bringen. Er kennt meine Sehnſucht. Nämlich er brachte mir den Moniteur, den Conſtitutionel, den Cenſeur Europeen, das Journal des Debats, die Times, die Morning Chronicle, und ſogar das Diario di Roma. Die bekommt man hier doch. Von deutſchen Blättern nichts. — Weil nun die wenigſten Spanier Franzöſiſch, Italieniſch und Engliſch verſtehen, ſo wiſſen die wenigſten von dem, was in der Welt vorgeht. Daran wäre zuletzt für die guten Leute nicht viel gelegen. Aber ſie wiſſen eben ſo wenig von dem, was in ihrem Vaterlande vorgeht. Und das iſt viel ſchlimmer. Denn die Liebe zum Könige ſtirbt recht ſichtbar aus, weil man den allerſchändlichſten Gerüchten mehr glaubt, als den unter ſtrenger Zenſur gehaltenen Zeitungen, oder offiziellen Blättern, oder gar hochobrigkeitlichen Proklamationen. Jetzt dienen Gerüchte ſtatt Zeitungen, und leider ſchleichen die ſo von Ohr zu Ohr, daß keine Obrigkeit, kein Madrider Hof davon erfährt, noch weniger die Inquiſition. — Ich möchte das nicht alles glauben, was man ſich ſagt, noch weniger es niederſchreiben. Wäre auch nur die Hälfte wahr, ſollte es mich gar nicht wundern, wenn es in Spanien über kurz oder lang zu Aufrühren käme, zu blutigen. Auch Reiſende verſicherten mich, der Ton herrſche durchweg im Lande, und über den Hof, über die Miniſter, über die

Digitized by Google

meiſten Oberbeamten geben die boshafteſten Sagen herum, die das Herz des Volks dem Fürſten entfremden, und nebſt dem tiefen Elend, unter welchem Alles faſt erliegt, zu einem ſchauderhaften Tage vorbereiten.

Ach, das ſchöne, unglückliche Land! — Wehe denen, die Glück und Wohl eines ganzen Volks auf dem Altar ihrer verfluchten Selbſtſucht opfern, und einen Fürſten über den Zuſtand ſeines Reichs täuſchen, um ſich einer fürſtlichen Gunſtbezeugung erfreuen, oder von einem unwiſſenden, kleinherzigen Miniſter hervorgehoben zu werden! — Es kann und wird ein ſchwerer Fluch über ſie und noch über ihre Kinder gehen.

Mir bleibt es durchaus unbegreiflich, wie heutiges Tages ſo viele Herrn, — denn in Frankreich treibt man ja wieder daſſelbe Spiel, und in Italien iſts nicht beſſer, und in unſerm Deutſchland droht man — wie ſo Viele, die es doch gewiß gut meinen, das Spiel ihrer Miniſter nicht durchſehen, die vielleicht am Ende wieder auch nur Betrogene ſind. Haben ſie denn vergeſſen, wodurch alle Fürſten unſterblichen Namens unſterblich wurden und ſich Macht und Ruhm gaben? Warum ſind die Beiſpiele Katharinens II, Friedrichs II, Kaiſer Joſephs, des Großherzogs Leopold von Toskana ſo bald vergeſſen? Warum meint man auch es beſſer zu machen, als dieſe Unvergeßlichen, indem man den entgegengeſetzten Weg einſchlägt? Zu denken, zu reden, und ſich leſend zu unterrichten, und ſeine Meinung, wahr oder falſch, öffentlich mit Wort und Schrift anzukünden, iſt in der weſtlichen Hälfte Europa's ſchon Nationalbedürfniß geworden. Dies mit Machtſtreichen vernichten wollen, heißt den Nationen ans Leben greifen, und wird wahrlich nichts verfangen. Man bereitet nur neues Unglück vor. Die Nationen ſehen darum nicht weniger klar, und wiſſen, was ihnen noth thut; aber ſie beurtheilen, weil ſich die Höfe vor ihnen in Geheimniß hüllen, ihre Könige und Miniſter argwöhniſch. Laßt eine ſchickſalsvolle Stunde ſchlagen, und ihr werdet die traurigen Wirkungen erleben. Davon ahnen die Königsräthe und die Großen der Krone nichts, weil ſie nichts davon vernehmen; und ſie vernehmen nichts, weil ſie das Schweigen zu ihrem eigenen Verderben geſetzlich machen.

Urtheil eines Spaniers.

(Carthagena.)

Bei Hrn. * * hatte ich das Vergnügen, die Bekanntſchaft eines ſchon betagten, aber ſehr verſtändigen Mannes zu machen, der mir in ſeinen Geſprächen viel Offenheit bewies. Er war erſt ſeit Kurzem hier, und iſt aus Madrid vor ungefähr einem Jahr verwieſen. Ich vermuthe aus dem Zuſammenhang ſeiner Reden, er habe im Bureau des ehemaligen Staatsminiſters D. Joſef Leon de Pizarro gearbeitet. Wenigſtens ſcheint er dieſen ziemlich nahe zu kennen und ihn ſehr hochzuachten.

Er beſchwor mich immer recht wohlmeinend, doch ja in meinen Aeuſſerungen vorſichtig zu ſein, ſo lange ich auf ſpaniſchem Boden wandle. Er ſelbſt ſchien aber die empfohlene Vorſich-

Digitized by Google

tigkeit gegen mich gar nicht zu haben. Ueberhaupt kommt mirs vor, als hätten die Spanier mehr Vertrauen zum reisenden Fremdling, als unter sich selbst. Dahin ists durch die polizeiliche Horcherei und das verruchte Spionensystem gekommen, daß Einer im Lande sich vor dem Andern vermummt, das letzte Mittel des Despotismus, sich weniger fürchten zu müssen, indem man sich alle untereinander verdächtigt. Aber wo wird dies einst endigen? Wir haben ja in der Welt solche Zeiten schon öfters gehabt. Wenn endlich das Herz Aller übervoll von gleichem Schmerz ist, und der große Tag anbricht, verstehen sich plötzlich Alle.

Was nun folgt, ist beinahe wörtlich das, was mir der gute Mann über die Lage Spaniens sagte: „Unser Zustand verschlimmert sich seit sechs Jahren fast täglich. Vielversprechende Dekrete und Verordnungen folgen einander beinahe von Woche zu Woche. Was heute gewählt wird, verwirft man morgen. Mit schönen, blendenden, in orientalischem Styl abgefaßten Versprechungen wird die Hoffnung eines so theuer verdienten, bessern Schicksals der Nation hingehalten. Der öffentliche Kredit, auf dem bis dahin noch das alte, morsche Gebäude ruhte, ist ziemlich verschwunden. Ohne Handel, ohne Ackerbau, ohne Industrie, ohne Marine und Armee seufzt das Volk unter unerschwinglichen Auflagen, die auf die empörendste Weise in vielen Gegenden eingetrieben werden. Die Menschen aller Stände und der entgegengesetztesten Ansichten fangen an eine bessere Zukunft zu bezweifeln, insofern diese nicht durch heroische und dann noch verderbenschwerere Mittel herbeigeführt wird. Alles leidet, Alles, vom König an bis zum ärmsten Bauer."

„Unaufhörlich werden Minister gewechselt; öfters Leute, ohne Kenntniß, ja ohne wissenschaftliche Bildung, ins Ministerium gewählt. Die Ansichten der Folgenden sind immer denen der Vorangegangenen entgegengesetzt; und da Jeder nun gemach weiß, daß sein Reich von kurzer Dauer sei, so benutzt er die Gunst des buhlerischen Augenblicks, und sammelt für die nahe Zeit der Ungnade. So muß der ehrlichste Mann aus Noth in Satans Strick springen. Ein weitläufiger neuer Plan folgt dem andern, welcher, so gut er noch immer sein mag, durch Egoismus der Höflinge und hämische Kabalen und Umtriebe wieder in seinem Entstehen erstickt sein muß."

„Als im September vorigen Jahres (1818) der redliche und talentvolle Don Martin Garay, Minister des Finanzwesens, Don Josef de Pizarro, der Staatsminister, und Figueroa, Minister der Marine, ihrer Stellen, mit zweitausend Thaler Gnadengehalt, entsetzt wurden, ging das so wetterschnell, daß sie des Morgens noch nicht wußten, was des Nachmittags bevorstand. Binnen vierundzwanzig Stunden mußten sie die Hauptstadt verlassen; der erste ward nach Aragon, der andere nach Valencia, der dritte nach Asturien verwiesen. — Verwiesen. Mit welchem Fug, laut welches Vergehens, nach welchem Recht? — Wer fragt darnach? Zu gleicher Zeit erschien ein königliches Dekret, welches den öffentlichen Kredit sichern sollte. Aber die Staatspapiere (Vales Reales) fielen von 73 auf 86 Prozent."

„Hat man endlich einmal durch eine Reihe von Mißgriffen das Volk zum vollen Unglauben

Digitized by Google

an ſeinen Hof und an die Möglichkeit baldiger Abhilfe der ſchreienden Gebrechen gebracht, — ja, wird den Leuten ſelbſt der Ausbruch ihrer Wehklage zum Verbrechen, — dann gibt die Muthloſigkeit Alles verloren. Dann zieht ſich Jeder, um ſeine Haut beſorgt, auf ſich ſelbſt zurück. Dann tritt der ungemeſſenſte Egoismus ein, in welchem das Gemeinweſen ſich zerlöſet. Dann nur ein Stoß von Auſſen, und der Kadaver fällt zuſammen. So wirds bei uns."

„Die Geiſtlichkeit ſtand ſich bisher am beſten dabei. Bei allen Auflagen wußte ſie ſich und ihr heiliges Gut frei zu erhalten. Aber auch ſie empfindet allgemach den Einfluß der allgemeinen Noth. Weil der Tag kaum das Nöthige zum Leben gewährt, fällt es ſchwer, den armen Seelen im Fegfeuer zu ſpenden, oder prunkvolle Kirchenfeſte zu bezahlen, an deren reichlichem Ertrag vorzeiten die Diener des Altars Freude hatten. Daher hört man im Beichtſtuhl und von der Kanzel herab die ſchwerſten Donner oder rührendſten Seufzer über den Verfall der heiligen Religion. Fruchtlos. Seltſam iſt die Verblendung der Geiſtlichen. Sie ſchreiben dies alles den herrſchend gewordenen franzöſiſchen Grundſätzen zu, und ſehen doch den Verfall des öffentlichen Glücks. Alles Spähen der Inquiſition iſt eitel. Zuweilen wird auch wohl noch dem fanatiſchen Pöbel das ermunternde Schauſpiel eines kleinen Autodafé gegeben. Verbotene Bücher nämlich werden weggenommen und verbrannt. Das will aber den zertrümmerten Finanzen nicht aufhelfen; eben ſo wenig, als die raſtloſeſte Verfolgung aller beſſern Bürger, die das Unglück haben, unvorſichtiger Weiſe hellere Erkenntniſſe zu verrathen. Fern vom Vaterlande irren viele dieſer Unglücklichen; andere ſind zu öffentlichen Arbeiten verdammt; andere ſchmachten in finſtern Kerkern. So leben ſie nun ihr ehedem ſo nützliches und thatenvolles Leben in Schmach und Elend dahin. Nie werden ſie dem Vaterlande wieder wohlthätig ſein. Der Dämon der Finſterniß hat mit beiſpielloſer Grauſamkeit die Kräfte ihres Körpers und ihrer Seele zugleich vernichtet."

Der unſelige, koſtbare Krieg gegen die Inſurgenten von Amerika, der nun einmal entſchieden vergebens iſt, vermehrt die allgemeine Zerrüttung."

Der Handel.

(Carthagena.)

Der alte Seeheld von Genua, Andreas Doria, hielt den Hafen von Carthagena für den vorzüglichſten des ganzen Mittelmeeres. Er iſt jetzt ziemlich leer von fremden Fahrzeugen. Carthagena hatte ſonſt vom Schiffsbau das meiſte Leben. Es wird faſt nichts mehr gebaut. Sonſt wimmelte, ſagte man mir, die Werfte von vielen tauſend Arbeitern, Negern, Soldaten, Galeerenſklaven; es iſt ſtill. Der Handel ſtockt. Keiner hat Geld, und wer hat, zeigts nicht, weil ers nicht verlieren will.

Es warten jetzt viele Häuſer mit Sehnſucht auf den Frieden mit Südamerika. Selbſt ſolche, die vormals noch freiwillig die größten Opfer zur Unterjochung der Inſurgenten gegeben haben würden, freuen ſich jetzt, aber ganz heimlich, wenn ſie einen Sieg des Bolivar und

Digitized by Google

guten Fortgang von Buenos-Ayres vernehmen. Denn nun sie gar nicht mehr daran zweifeln, daß die Amerikaner ihre Unabhängigkeit behaupten werden, verschähen sie Spanien. Es ist bei ihnen Ueberzeugung, dies könne in den ersten hundert Jahren nicht emporkommen, auch wenn die weisesten Regenten den Thron bestiegen, weil das Land überhaupt zu erschöpft, das Volk zu unwissend, daher zur Industrie zu träg, und der Adel zu stolz wäre. Viele der besten Häuser denken an Auswanderung und Niederlassung in den südamerikanischen Republiken.

Wenn mich nicht Alles trügt, stehen unserm Welttheil große Krisen bevor; größere, als wir schon erlebt haben. Die Ursachen liegen hell zu Tage, und die Kabinete, wie es alle Verfügungen verrathen, sehen sie nicht, oder suchen den Grund des allgemeinen Mißmuths ganz wo anders, als wo er liegt; oder wollen ihn durch Mittel beseitigen, durch stehende Heere, Polizeien, Inquisitionen, Klöster, Adelsbegünstigungen, Zensuredikte, Verbannungen u. s. w., womit sie das Uebel und die große Niedergeschlagenheit vergrößern. Verschwendung, falsche Haushaltung, unglückliche Kriege haben alle Staaten in Schulden gestürzt. Handel und Gewerbe geben allenthalben bergunter, weil England das Meer allein beherrscht; und das sonst zinsbare Amerika blüht daneben auf, dem die Europäer jetzt bald soviel Geld schicken müssen, als sie sonst daher zu holen pflegten. Die Nationen haben bei allem Unglück nichts gewonnen, als schärferes Nachdenken und größere Einsicht. Der hohe Klerus und Adel, welche noch am meisten zahlen könnten, wollen standesmäßig wenig oder nichts zahlen. Das Volk kann die Masse der Staatsbedürfnisse aus eigenen Kräften nicht mehr lange erschwingen. Darum murrt es gegen die Privilegirten; will, diese sollen ihm vor dem Gesetz gleichgehalten werden; will sein Wort zu den öffentlichen Verhandlungen geben; will Radikalreformen, Cortes, Landstände; will freieres Regen und Treiben, um sich selbst zu retten. Statt dessen klemmt man es fester ein; droht mit Exekutionen, Inquisitionen; kerkert ein, verbannt, setzt ab, setzt ein, und schiebt alle Schuld auf die Aufklärung. Wo will das hinaus? Es sollen ausserordentliche Dinge geschehen, so scheints mir im Rath des Schicksals beschlossen; denn warum sonst so unbegreifliche Verstockung gegen die sonnenklare Wahrheit, die sich überall laut macht von Lissabon bis Warschau? Ich denke vielmals an den ägyptischen Pharao.

Man erzählt viel von der Pracht des Hofes. Sie macht aber einen traurigen Gegensatz zum Leiden des Landes, und stellt das gemeine Elend nur greller dar. Während für wahres Menschenwohl nicht nur nichts Wesentliches gethan, sondern dasselbe vielmehr immer tiefer niedergedrückt wird, sind Lustpartien, große Opern, glänzende Gesellschaften und dergleichen Kleinigkeiten die übelgewählteste Tünche für das allgemeine Verarmen.

Der König hat zu den sieben Orden, die er schon zu vergeben hatte, noch vier neue gestiftet. Am auffallendsten sind darunter die beiden vom Jahr 1815: der Militärorden St. Ferdinands zu einer Zeit, da das spanische Militär in den traurigsten Zuständen war und der Soldat und Offizier kaum bezahlt ward; Schildwachten barfuß standen; — und der amerikanische Orden

Digitized by Google

Isabellens zum Denkmal der Entdeckung von Amerika, in einer Zeit, da Amerika eben für Spanien wieder verloren ging.

Abgerechnet die nationale Grandezza, finde ich übrigens in hiesigen Gesellschaften den Adel eben so höflich, so populär, wie ich ihn in Deutschland kenne; man muß ihn nur nicht auf seine fixe Idee vom Vorzug der Geburt, vom alten Stamm, von den seinem hohen Geblüt gebührenden unveräusserlichen Rechten bringen, da ist der spanische Adel um kein Haar anders, als andrer Orten. Selbst wenn er recht aufgeklärt thun und darüber scherzen will, bläht sich in den Späßen noch der Edelmannsstolz. Man sieht auch die Edelleute am liebsten mit Edelleuten umgehn; denn sie halten sich unter einander für ihres Gleichen. Gegen Bürgerliche, wären sie noch so reich, noch so gebildet, ist die Freundschaft von den meisten Gliedern dieser Kaste am Ende doch nur eine Art Herablassung, die jeden verständigen Mann beleidigen muß. Das rottet sich auch nicht aus, weil es durch Erziehung fixe Idee, eine verhörnte und verknöcherte Verschrobenheit und Beschränktheit des gesunden Menschenverstandes geworden ist. Aechte Edelleute, wahrhafte Hombres de Pareja, und alte Mönche mögen Kleider anziehen, welche sie wollen: sie sind unverkennbar, sobald sie den Mund aufthun und über Sachen des öffentlichen Lebens urtheilen.

Stand der Inquisition.

(Carthagena.)

Ein junger, gefälliger Geistlicher, aus der Familie des Herrn **, hatte die Mühe übernommen, mir die Sehenswürdigkeiten der Pfarrkirche und zwei kleinerer Kirchen von Carthagena zu zeigen. Ich erbaute mich da wenig. Aber ich blieb vor ungeheuer langen und breiten gedruckten Proklamationen stehen; und die mit großen Buchstaben leuchtenden Worte Nos los Inquisidores apostolicos contra la Heretica pravedad flößten mir aus guten Gründen einen heiligen Schauer ein.

Die seit dem Juli 1814 in Spanien wiederhergestellte Inquisition ist beiweitem so schrecklich nicht, als wir sie uns in Deutschland vorstellen. Ich glaube beinahe, sie würde bei uns ärger, als in Spanien, wirthschaften, wenn wir minder weise Fürsten hätten, und man den Wunsch einiger wüthenden Romlinge und Apostaten erfüllen wollte, die katholischer sein wollen, als wir Altkatholiken und der heil. Vater selbst sind. Hier in Spanien kennt man die Glieder der Inquisition am grünen Strich, und nimmt sich in ihrer Gegenwart nur ein wenig in Acht. Menschen werden auch nicht mehr verbrannt, allenfalls nur Bücher, wovon keinem ein Finger wehe thut. Die sündigen Menschen sperrt man in Kerker, um sie in jahrelanger Einsamkeit zum Nachdenken zu bringen.

Das heilige Glaubensgericht hat aber sogar in Spanien schon mühselige Arbeit, um sich Zutrauen zu gewinnen. Man sieht dies aus seinen eigenen Edikten. Gewöhnlich steht auch unter den Anschlagzetteln: „Niemand reisse sie ab, bei Strafe des großen Kirchenbanns!“

(Nadie lo quite pena de Excomunion mayor.) Die Zettel müſſen alſo wohl doch oft frevelnde Hände in Verſuchung geführt haben.

In ihren Proklamationen erſcheint die Inquiſition auch gar nicht mehr, wie ſonſt, mit Donner und Blitz vom Sinai bewaffnet, ſondern mit ſüßen Liebesſtimmen ſpricht ſie und im väterlichen Ernſt. Aber der Ernſt hat, bei aller ſeiner Väterlichkeit, etwas Schreckliches, weil man gar wohl weiß, mit wem man's zu thun hat. Der jetzige Großinquiſitor Don Francisco Xavier, „Mier y Campillo, von Gottes und des heiligen apoſtoliſchen Stuhles Gnaden, Biſchof von Almeria, Ritter des Großkreuzes vom königlichen und erlauchten ſpaniſchen Orden Karls III, Mitglied des geheimen Rathes Sr. Maj. und General-Inquiſitor aller ſeiner Königreiche und Herrſchaften“ (dies iſt ſein Titel) ſoll übrigens ein billiger und kluger Mann ſein.

In einer ſeiner Proklamationen vom 13. Jänner 1816 beklagt er ſich, daß ſeine frühern Edikte vom 2. Jänner, 10. Februar und 5. April 1815 noch gar nicht die gewünſchte Wirkung gehabt haben, worin er alle und jede ermahnt hatte, ſich zu melden, die ſich vom erſchrecklichen Verbrechen der Ketzerei beſchwert, oder ſonſt eines Verbrechens ſchuldig fühlten, das zur Kunde des heiligen Amtes der Inquiſition gehöre. Und doch habe er ſie mit Verſicherungen des Friedens, der Gnade und Barmherzigkeit gerufen; habe ihnen Verſöhnung und Abſolution mit aller Schonung ihrer Ehre, ihres Rufes und guten Namens verheißen, und daß ſie gar keine Gefahr von körperlichen Strafen oder Konfiskation ihrer Güter zu fürchten haben ſollten, indem der König es dem Großinquiſitor völlig überlaſſen hätte, die Fehlbaren von ſolchen geſetzlichen Strafen freizuſprechen (dispensando generosamente, á solicitud nuestra, las pragmáticas y leyes del Reino que imponen esta pena). Auch jetzt noch verlängert er den Schuldbewußten die milde Gnadenzeit. „Es kann ſein“, ſagt er, „daß Wir bei unſrer Denkart, die von Natur ſanft und mitleidig iſt, die gerechten Grenzen der Milde überſchritten haben, und Wir wiſſen es wohl, daß nicht Alle ſie billigen mögen; — aber wenn Wir den Geiſt der Religion, die Beſtimmungen unſrer heiligen Stiftung und die Nothwendigkeit betrachten, den leiſeſten Verdacht des Grolls, des Haſſes oder der Rache nach einer Epoche von Uns zu entfernen, die ſo reich an Verleumdungen und Schmähungen gegen die heilige Behörde der Inquiſition geweſen, ſo glauben Wir unſre Mäßigung genugſam zu entſchuldigen.“

Eine ſolche Sprache in der That hätte ich von einem ſpaniſchen Großinquiſitor nicht erwartet. Habe ich doch ſelbſt in Deutſchland ganz andere Töne von finſtern Zionswächtern angehört. Uebrigens mir iſt bemerkenswerth, daß ſogar das Santo Officio jenes Geſpenſt kennt und nennt, nämlich den Zeitgeiſt (el espiritu della edad), vor dem man ſich an der Elbe und Donau fürchtet. Daß zu den größten Gräuelquellen alles Elends in der Welt auch el veneno della pestilencial literatura (das Gift der peſtilenzialiſchen Literatur) gehöre, muß im Edikt eines frommen Generalinquiſitors nicht befremden, da wir dergleichen Redensarten auch ſchon von andern gar weltklugen Leuten auſſer Spanien zu vernehmen gewohnt ſind.

Digitized by Google

Das Furchtbarſte in der Proklamation des Generalinquiſitors iſt die Ermunterung zu geheimen Angebereien; ja der Befehl dazu. Dies Einzige iſt genug, alles gegenſeitige Vertrauen der menſchlichen Geſellſchaft unter ſich zu vernichten; Argwohn zwiſchen Aeltern und Kinder, Geſchwiſter und Geſchwiſter zu werfen; die Niederträchtigen bedeutſamer und die ehrlichen Leute ängſtlicher zu machen. Dieſe heimlichen Anklagen von Mitſchuldigen oder Verdächtigen, das abſcheulichſte Mittel des Deſpotismus, werden nicht nur mit Entſcheidungen der Kirche, mit päpſtlichen Bullen gerechtfertigt, ſondern ſelbſt Tullius Cicero, der Heide, wird vom Großinquiſitor dafür angerufen. — Und das geſchieht noch im neunzehnten Jahrhundert; das geſchieht in dem auf höhere Bildung ſtolzen Europa! — Iſt denn ein Wunder, wenn auf ſolche Art das Land, in welchem der harmloſe Gedanke, der freie Gedanke bei der leiſeſten Aeuſſerung durch Wort oder Blick, im vertrauten Kreiſe der Freunde, zum Verbrechen werden kann, den Einwohnern wie ein Kerker, ja ſchrecklicher als ein Kerker, erſcheint? wenn die Freigebornen ſich hinwegſehnen aus dem Lande, in welchem Jeder dem Andern als Wächter und Belaurer vorkommt? — Nur Frankreich, in den gräßlichſten Augenblicken ſeines politiſchen Fiebers, konnte ſich zu ſolchen Schändlichkeiten verirren, und büßte auch blutig genug dafür. Und in Spanien empfiehlt mit aller Ruhe, ja mit der Miene der größten Frömmigkeit, ein Geiſtlicher das ruchloſe Hilfsmittel, während nach langen Kriegen und heldenmüthiger Abwerfung ausländiſchen Jochs die Nation des Friedens bedarf und die ruhige Freude wohl verdient hat.

Ehrenvoll für die ſpaniſche Nation iſt jedoch die Beſorgniß des Großinquiſitors, daß man geſunde Vernunft, gutes Gewiſſen und die Stimme des Ehrgefühls mehr achten werde, als Entſcheidungen der Kirche, päpſtliche Bullen und Ciceronianiſche Sprüche. Er gibt ſich daher in der langen Proklamation alle Mühe, das vorherrſchende Rechtlichkeitsgefühl mit ſcheinbaren Gründen zu zerſtören, und von der geheimen Anklägerei das Schandenvolle wegzunehmen. Wer Sünder gegen die heilige Kirche kennt und nicht offenbar macht, meint er, werde Mitverbrecher und Mitverräther an der Braut Jeſu Chriſti. Wenn euerm Nachbar, euerm Freunde irgend eine Gefahr drohte, würdet ihr nicht zu ihm eilen und ſie ihm entdecken, ihn warnen? Und wie, ihr ſolltet anſtehen, eurer Mutter, der Kirche, oder den Schildwachten und Hütern ihres koſtlichen Erbes, das zu melden, was ſie von ihren eigenen häuslichen Feinden zu befürchten hat?

Nach ſolchen und ähnlichen Ueberredereien ſchließt der heilige Mann folgendermaßen: „Derohalben und dieweil es Zeit iſt, daß die Gerechtigkeit von neuem erglanze, von welcher man allein die Heilung der krebsartigen und aufrühreriſchen Uebel hoffen muß, die dem ſanften Oel der Liebe und Barmherzigkeit widerſtanden, und auf daß mit Kraft, Eifer und Nachdruck ſie verwaltet werde, wie es Wichtigkeit und Nothwendigkeit erheiſchen, die Reinheit unſers heiligen Glaubens zu bewahren; nachdem wir mit den königlichen Herrn Räthen der heiligen General-Inquiſition das ernſte Geſchäft wohl beredet und behandelt haben, alſo haben wir,

mit derſelben Zuſtimmung und Rath, erneuert, und erneuern wir durch Gegenwärtiges alle Edikte, Mandate und frühere Kundthuungen, ſowohl allgemeine, als beſondere, daß alle Gläubige, weß Standes, Geſchlechts und Ranges ſie ſeien, was für Fälle, Vergehungen oder Vorſätze, die zur Kunde der heiligen Behörde ſich eignen, und welche ſie gehört oder erfahren haben, ſolche offenbaren und anzeigen binnen ſechs Tagen dem Tribunal, wo ſich dergleichen befindet, oder dem am nächſten wohnenden Beamten deſſelben." Zu den Verbrechern, die man denunziren ſoll, werden ſogar auch diejenigen gezählt, welche auf irgend eine Weiſe vom Denunziren abzurathen und an Erfüllung dieſer Pflicht zu verhindern ſuchen. Die ganze Stelle bleibt ein merkwürdiges Aktenſtück zur Lebens-, Regierungs- und Geiſtes-Geſchichte Europa's in unſerm Zeitalter. *)

Auch dieſes Werk der Inquiſition hat aber noch nicht ſeine volle Wirkung gethan höchſtens die Helldenkendern im Stillen empört, die Rechtſchaffenen in ſich ſelbſt zurückgeſcheuchtert, die Muthvollern zu einer ſtummen Verzweiflung getrieben, welche nur den Tag zum Kettenbruch erwartet. Es iſt ein erſchütternder, herzzerreiſſender Anblick, wenn man Kinder tugendhafter und weiſer als ihre Aeltern, Nationen edelſinniger als ihre Beherrſcher, und Regierungen ſehen muß, welche, ſtatt die Nationen emporzuheben, alle Mittel und Wege verſuchen, ſie zu entſittlichen und geiſtig zu verkrüppeln.

Das Indulgenzenbild.

(Carthagena.)

Urſprünglich iſt die ſpaniſche Inquiſition, wie ſie der Kardinal Pedro Gonſalez de Mendoza im J. 1478 einführte, mehr eine politiſche, als kirchliche Stiftung geweſen, und

*) Por tanto, y porque ya es tiempo de que resplandezca la justicia, de la que únicamente se debe esperar el remedio de los males cancerosos y rebeldes, que no han cedido al suave óleo de la caridad y misericordia, y à fin de que se pueda administrar con el vigor, zelo y eficacia que exige el importante y necesario objeto de conservar la pureza de nuestra santa Fe, despues de haber conferenciado y tratado tan grave negocio con los Señores del Consejo de S. M de la Santa general Inquisicion, con su acuerdo y parecer hemos venido en renovar, como por el presente renovamos, todos los edictos, mandatos y declaraciones anteriores, asi generales como particulares, para que todos los Fieles, de cualquiera clase, sexo ó condicion, que sepan, hubieren oido ó entendido casos, delitos ó proposiciones pertenecientes al conocimiento del Santo Oficio, los manifiesten y declaren dentro de seis dias al Tribunal, donde le hubiere, ó Ministro suyo mas cercano; entendiendose esto mismo respecto de los que supieren que directa ó indirectamente se oponen al libre uso y recto egercicio del Santo Oficio, en cuyo número deberán comprender á los que por cualesquiera medios trataren de disuadir ó contradecir la obligacion de delatar como á verdaderos impedientes de su jurisdiccion, y conspiradores contra la autoridad Apostólica y Real que egercemos, y en cuyo uso asi lo ordenamos y mandamos en virtud de santa obediencia, y pajo las penas establecidas por derecho, á cuya imposicion se procederá con todo rigor. Dado en Madrid á trece de Enero de mil ochocientos diez y seis. — Francisco Xavier, Obispo Inquisidor general. — D. Cristóbal de Cos y Vivero, Secretario del Rey nuestro Señor y del Consejo.

Digitized by Google

iſt es auch noch gegenwärtig. Die ganze Gewalt des Königs wird durch ſie geſtützt; auch iſts der König, welcher, wie ſonſt, den Generalinquiſitor, als Vorſteher des Consejo de la suprema y general Inquisicion, ernennt, den der Papſt nur zu beſtätigen hat. Die Abſchaffung des Glaubensgerichts in Spanien wäre eine volle Umgeſtaltung der Regierungsform. Daher, weil Ferdinand VII nach Wiederbefeſtigung des Thrones ſeine alten Rechte wieder haben wollte, mußte er notwendig auch die alten Formen, in denen ſie vorzeiten geübt wurden, wieder aufſtellen. Alſo erneuerte Ferdinand VII, gleich in den erſten Wochen nach dem Eintritt in ſein Reich, den 21. Juli 1814, das Inſtitut der Inquiſition.

Von Ketzern, Abtrünnigen, Mauren und Juden, gegen welche ehemals die Pfeile des heiligen Gerichts zielten, iſt jetzt keine Gefahr mehr zu beſorgen. Aber es ſind während der franzöſiſchen Invaſion, während der kurzen Regierung Joſeph Bonaparte's, Anſichten, Begriffe, Vorſtellungen, Erfahrungen, Grundſätze, Wahrheiten in Umlauf gekommen, die dem Herkömmlichen gefährlicher ſind, als eine ganze mauriſche Kriegsmacht. Und dagegen wird der Hauptkampf der Inquiſition geführt. Sie bedient ſich vor allen Dingen deſſelben Mittels, das Julian, genannt Apoſtata, vergebens anwendete, das Chriſtenthum wieder auszulöſchen. Sie verbietet alle Bücher und Schriften, welche auf irgend eine Weiſe den Verſtand in ſeine Rechte und Uebungen einſetzen wollen. Sie thut im Grunde ungefähr daſſelbe, was auch manche andere europäiſche Regierung, nur oft mit noch halbern Maasregeln und mit gleich ſchlechtem Erfolge, thut. Die Wahrheit geht leiſe von Lippe zu Lippe, von Ohr zu Ohr, und niemand hört die Schritte des Geiſtesganges. Es iſt unvermeidlich, daß ſich das Naturgemäße in ſeine Rechte einſetzt, und all die verſchrobene Politik der geiſtesarmen Staatskünſtler ohnmächtig bleibt. Dieſe allein führen gewaltſame Revolutionen herbei, ſo wie ſie es von jeher durch ihre Unverſtändigkeit gethan haben. Schiller ruft ihnen vergebens zu: Bebt

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette breicht!

Aber

Vor dem freien Manne erzittert nicht.

Man hat in den ſpaniſchen Städten eine heimliche Literatur, die ſehr geſchätzt iſt, vermuthlich auch ſchon darum geliebt wird, weil ſie die Süßigkeit verbotener Frucht hat. Die erlaubte oder öffentliche Literatur iſt in der That ohne Reiz und Werth. Sie beſteht größtentheils aus mangelhaften Lehr- und Schul- und Gebetbüchern, abgeſchmackten frommen Wunderhiſtorien und Spielereien zur Beförderung des Aberglaubens.

Die heimliche Literatur ſcheint ziemlich verbreitet zu ſein. Sie beſteht aus den vorzüglichſten ſpaniſchen und franzöſiſchen Werken; engliſche ſind wenige darunter. Sie beſteht ferner aus allerlei Druckſchriften groß und klein, welche während der Kriege mit Frankreich und der Regierungsjahre Joſeph Bonaparte's herausgekommen ſind und ſich in aller Welt Händen befinden. Es muß ſich damals eine wahre Schriftfluth über Spanien ergoſſen haben. Meiſtens beziehen ſich zwar dergleichen Tagsſchriften auf nun theils vergangene, theils vergeſſene Dinge

Digitized by Google

des Tages, aber doch ſind ſie voll von denjenigen Ideen, die nie alt werden können, weil ſie ewig und unter allen Verhältniſſen wahr bleiben. Sie enthüllen die Nachtheile alter Einrichtungen; entlarven die Gebrechen und ungeſunden Wirkungen vormaliger Verwaltungen und beſchäftigen ſich mit Vorſchlägen des Beſſern. Es iſt ein Sonnenſtrahl über die Pyrenäen in die alte mönchiſche Nacht gedrungen, der ſich durch keinen Egorismus mehr wegbannen läßt. Wir werden von den Wirkungen noch erfahren.

Von der öffentlichen Literatur läßt ſich nicht viel ſagen. Sie beſteht aus heiligen Kunſtſtücken, mit welchen man dies verirrte Volk wieder in den Schafſtall der Kirche zurücklocken will.

Mein junger geiſtlicher Freund theilte mir ſehr gefällig Einiges davon mit, was nicht der Mühe werth war, geleſen zu werden. Aber ein gierlicher, in groß Folio kupfergeſtochener Indulgenzenzettel zeichnet ſich durch ſeinen Inhalt ganz beſonders aus. Er iſt mit königlichem Privilegium verſehen, vom erſten Hofmaler, Don Vincente Lopez, gezeichnet, von Don Mariano Brandi ſehr brav geſtochen, und eine Gnadenfrucht aus dem erſten Jahr der geiſtlichen Wiedergeburt Spaniens (nämlich 1815).

Die Hauptfiguren des Bildes ſind der heilige Joſeph, in idealiſch-patriarchaliſcher Himmelstracht, das Jeſuskind auf den Knien haltend; und König Ferdinand VII, wohlgetroffen, in Uniform, mit Orden behängt, mit ſeidnen Strümpfen, den dreieckten, beſiederten Treſſenhut in der Hand haltend, auf den Knien vor dem Heiligen. Sein aus der Scheide gezogener Degen, Krone und Zepter, nebſt zwei Weltkugeln, die auf den Herrn beider Indien deuten, liegen zu Füßen des Joſephiniſchen Wolkenthrons. Er überreicht dem Pflegevater Chriſti mit anſtandsvoller Demuth und niedergeſenktem Blick eine Schrift, bezeichnet Suplico, und das Chriſtkindlein hält ihm ſchon eine andere mit dem Concedo bereit. Man wird aus der Unterſchrift des Bildes verſtändigt, „daß der König Don Fernando VII durch die kräftige Dazwiſchenkunft des heil. Joſeph Gott um Glück und Heil für ſeine geliebten Unterthanen in Spanien und den Indien bittet.“ — Am Rande ſind die Verzeichniſſe von der Anzahl Indulgenzen, welche von verſchiedenen Prälaten der Kirche (dem Kardinal Erzbiſchof von Toledo, dem Patriarchen von Spanien und Indien, dem Nunzius Erzbiſchof von Nicea, dem Generalinquiſitor, den Erzbiſchöfen von Tarragona, Granada, San Jago und Badajoz, ferner von zweiundzwanzig ſpaniſchen Biſchöfen, nämlich denen von Siguenza, Cuenca, Lerida, Guadix, Ceuta, Tortoſa, Urgel, Santander, Leon, Palencia, Lorma, Segovia, Plaſencia, Osma, Coria, Aſtorga, Lugo, Barbaſtro, Carthagena, Tui, Jaca und Oviedo) ertheilt worden ſind, wenn ſie mit Ave Maria und Gloria Patri zum heil. Joſeph und zu Gott flehen für Frieden und Eintracht unter den chriſtlichen Fürſten, Austilgung der Ketzerei, Erhöhung unſers heiligen katholiſchen Glaubens und Bekehrung der Sünder. Der Kardinal und Patriarch geben jeder für hundert, die Erzbiſchöfe für achtzig, der Generalinquiſitor (weil er bloß Biſchof von Almeria iſt) und die übrigen Biſchofe nur jeder für vierzig Tage. Dies macht doch eine

Digitized by Google

Gnadensumme von 1520 Tagen. Aus jenem Verzeichnisse erkennt man zugleich die Rangfolge der spanischen hohen Geistlichkeit.

Weil der 19. März im Jahr der St. Josephstag ist, wird die Zahl 19 in allen Umständen gefeiert, ihr oder dem glorioso patriarca eine abergläubige Ehrfurcht zu erwecken. Nicht nur sind alle Indulgenzen von der hohen Klerisei am 19. Tag irgend eines Monats gegeben oder erbeten worden; nicht nur sind am 19. irgend eines Monats immer Hauptumstände bei Verfertigung des Kupferstichs eingetreten, z. B. Anfang der Zeichnung, des Stichs, des Drucks, der Dedikation u. s. w., sondern um auch zu beweisen, welchen Einfluß der heilige Joseph auf das Schicksal der spanischen Monarchie hat, sind die wichtigen Ereignisse hergezählt, die sich immer auf den 19. Tag eines Monats begaben. Z. B.

Am 19. März 1808, also am Namenstage des heil. Josephs, veranstaltete die göttliche Vorsehung die gloriosa revolucion Spaniens in der königlichen Residenz von Aranjuez.

Am 19. Juli desselben Jahres die Gefangennehmung der französischen Armee unter General Duzont durch Castaños bei Bailen.

Am 19. März 1814 die Annäherung des ersehnten und geliebten Königs Ferdinand gegen die spanischen Grenzen, um seine Freiheit und seinen Thron wieder zu empfangen.

Am 19. April benachrichtigt der Herzog von San Carlos den General Copons, daß Se. Maj. in Perpignan eintreffe.

Am 19. April, oder demselben Tage, wird der Waffenstillstand zu Tolosa von den Franzosen in Vollziehung gesetzt, dem gemäß alle besetzte Plätze und Festungen Spaniens zurückgegeben werden.

Andere Neunzehnen des folgenden Jahres beziehen sich nur mittelbar auf Spanien durch Murats und Napoleons Niederlagen u. dgl. Estos y otros acaecidos en los dias 19 son señales evidentes de lo mucho que nos protege San Joseph, y esperemos que nos protejerá en lo sucesivo.

Verfall der spanischen Größe.

(Carthagena.)

Unsre europäischen Reiche haben in ihren Schicksalen viel Aehnlichkeit mit dem Schicksal einzelner Familien, die etwa in einer Stadt beisammen wohnen. Durch kluge Thätigkeit eines einzigen verständigen Mannes kommt da oft ein Haus zu Ansehen und Vermögen, glänzt und verdirbt nachher wieder durch die Unklugheit der Söhne und Töchter. Es scheint im ersten Augenblick unbegreiflich zu sein, warum die nachfolgenden Söhne und Töchter, wenn sie nicht Kraft genug in sich fühlen, mit ihren Vorfahren im Großen und Löblichen zu wetteifern, ihnen nicht wenigstens nachzuahmen suchen, um das zu behalten, was sie haben. Nichts scheint leichter, als gewisse probatgefundene Maximen anhaltend zu beobachten. Allein das Räthsel löset sich aus der gewöhnlichen Geistesarmuth der gemeinen Menschen. Dergleichen Leute sind gewöhnlich, eben wegen ihrer Armsinnigkeit, eifersüchtig auf den wohlverdienten

Digitized by Google

Ruhm der Vorgänger, und wollen die Sache beſſer noch als ſie verſtehen; thun daher entweder ſchnurſtracks das Gegentheil von dem, was jene thaten, um originalklug zu heißen, oder übertreiben alles und jedes, was jene mit Mäßigung vollbrachten. Sie ſcheuen nichts inniger, als für Nachahmer zu gelten, und nicht für Selbſtkluge gehalten zu werden.

Die ſpaniſche Monarchie verdankte den Urſprung ihres Glanzes vorzüglich dem chriſtlichen Glaubenseifer ſeiner Könige und des Volks gegen die Sarazenen. Dieſe wurden dadurch nach und nach aus der ganzen Halbinſel jenſeits der Pyrenäen verdrängt, bis Ferdinand der Katholiſche Meiſter von Allem ward. Das Glück begünſtigte ihn und gab ihm auch den erſten Gewinn aus der Entdeckung Amerika's. Nach ihm regierte noch Karl V mit Größe. Aber deſſen Sohn, Philipp II, welcher beide übertreffen wollte, richtete, durch ſeinen deſpotiſchen Unſinn, Alles zu Grunde.

Spanien und Portugal gehörten ihm. Es war nichts mehr da von den Moriſken zu erobern. Trotz dem wollte er den Ruhm des großen Glaubenseiferers haben und ſelbſt den katholiſchen Ferdinand übertreffen. Er wüthete nun toll genug aus eitel Glaubenseifer gegen ſeine eigenen Unterthanen. Mit den friedlichen Moriſken rottete er deren Gewerbsfleiß, Kunſt und Wiſſenſchaft aus. Das Mönchthum ging über Alles. Die heilige Inquiſition löſchte jedes Licht aus. Damit gingen in dem fruchtbaren Lande ſelbſt Ackerbau und Viehzucht unter. Die Goldgruben von Potoſi blieben für Spanien ohne Segen. Es half ihm nichts, daß er den oſtindiſchen Alleinhandel durch die Erwerbung von Portugal empfing. Portugal vielmehr ward, ſeit es zu Spanien gekommen war, mit hinab in den Abgrund der Unwiſſenheit und Verarmung gezogen. Die Niederländer fielen von Spanien ab. Darüber büßte Philipp den ſchönſten Theil der eigenen Seemacht und des Handels ein. Der Herr von Potoſi mußte zuletzt gewiſſermaßen bankerot machen. Was er draußen an Größe verlor, wollte er an Größe im Innern erſetzen. Jeder Freie und Unabhängige ward ihm ein Gräuel.

Seine Nachfolger hätten gar leicht die groben Staatsfehler ihres Vorfahren einſehen können; denn die traurigen Wirkungen derſelben lagen offen genug zu Tage. Statt deſſen verharrten ſie im begonnenen Wege. Sie ſahen weit umher durch chriſtliche Glaubensduldung ſchwache Staaten ſtark werden; ſie hielten's mit dem Gegentheil und ließen Ketzer verfolgen und verbrennen. Sie ſahen, wie Kunſt und Wiſſenſchaft in alten und neuen Zeiten Reiche groß und herrlich über andere gemacht hatten; ſie aber führten Zenſuren und Bücherverbote ein; machten ſelbſtſüchtige, beſchränkte Mönche zu Schiedsrichtern in Geiſtesſachen, und ließen aus Furcht vor Unkraut den ganzen, altblühenden Garten veröden. Sie wußten ſehr gut, daß ein an Händen und Füßen gebundener Menſch weniger arbeiten kann, als einer der ſich frei bewegen mag; daß noch von jeher Völker unterm Sklavenjoch und Herrenzwang arm und elend wurden, während andere, denen man Freiheiten gab, ſich und ihrem Fürſten in allen Verlegenheiten am beſten zu helfen verſtanden; ſie wußten ſehr gut, daß der Fürſt an ſich nur ein ſchwacher Menſch ſei, und nur durch die Weisheit, Stärke und Güter der Nation herrlich, mächtig und

Digitized by Google

reich werde; ſie wußten ſehr gut, wodurch England, Holland emporgewachſen, oder Venedig und Genua groß geworden waren; aber ſie thaten alles Erſinnliche, den Aufſchwung der Nation niederzudrücken; bewaffneten erſt die Städte gegen den unabhängigen Adel; nahmen dann wieder den Städten die Vorrechte; ſchwächten die Freiheiten der Stände; machten die Cortes zum leeren Schattenſpiel; ſchrieben vor, was man und wie man lehren müſſe, und vollendeten die allgemeine Knechtſchaft durch wohlorganiſirtes Spionenſyſtem, durch die heilige Hermandad und durch Vernichtung aller Freiheit des Gedankens.

So war es ganz natürlich, daß Spanien mit jedem Jahrzehend tiefer ſank; daß ſelbſt im achtzehnten Jahrhundert ein Don Pablo Olavides, der in andern Reichen die Bürgerkrone verdient haben würde, die mit Teufeln bemalte Papierkrone der heiligen Inquiſition empfing; daß Auftritte, wie die zu Aranjuez, möglich werden konnten; daß die Amerika's abfielen; daß ein König von Spanien, ein Herr beider Indien, alte ruſſiſche Schiffe kaufen mußte, um doch eine Art Flotte zu haben.

Wie hochgefeiert in Spanien auch der glorioso patriarca S. Joseph iſt, hat doch der Name deſſelben nicht das Mindeſte für den König vom Stamm Bonaparte genützt. König Joſeph iſt verhaßt oder verachtet, ſchon darum, weil er ein aufgedrungener Fremdling, ein Aufkömmling der Revolution, ein Auflöſer der uralten Gewohnheiten war. Heute aber gibt es Spanier genug (doch keine Prieſter und Mönche darunter), welche ihn zwar nicht zurückwünſchen, aber doch gern ſehen würden, wenn die Regierung in ſeinen beſſern Grundſätzen geführet würde. Es läßt ſich gar nicht läugnen, daß Spanien unter einer aufgeklärtern und folgerechtern Verwaltung wieder kraftvoll und mächtig hätte werden könne; daß Spanien nur durch eine vollſtändige Umſchaffung ſeiner innern Verhältniſſe wieder aufzublühen vermögend iſt; daß es nur dann den Verluſt Südamerika's ohne allzugroße Schmerzen ertragen könne. So geht es aber einer immer größern Noth entgegen. Endlich wird die Noth das Beſſere erzwingen, ſie, die Alles lehrt.

Was dies prächtige Land durch ſich ſelbſt vermöge, hat es vielleicht noch nie erfahren, als zur Zeit, da es durch die Waffen der Araber erobert, und durch deren Fleiß gebaut war. Der mächtigſte von den regierenden Ommiaden bezog damals von den chriſtlichen Staaten Spaniens einen Tribut, der am Werth heutiges Tages die Summe von hundert Millionen Livres überſteigen würde. Zwölftauſend Dörfer und Weiler blühten längs den fruchtbaren Ufern des Guadalquivir, und ihm gehorchten über dreihundert Städte. Seine Hauptſtadt Cordova, mit zweimalhunderttauſend Häuſern, zählte neunhundert Bäder und ſechshundert Moſcheen. Heutiges Tages hat eben dieſe Stadt nur kaum noch viertauſend Gebäude, und nichts zeugt mehr von ihrer untergegangenen Pracht, als noch die große, von den Mauren über den Guadalquivir gebaute Brücke, dreihundert vier und ſechszig Ellen lang, mit ſechszehn Bogen. Das heutige Madrid ſelbſt kann dem damaligen Cordova nicht an Größe verglichen werden, da es nur etwa neun- bis zehntauſend Gebäude hat. Die ſchönſte aller der zahlreichen ſpaniſchen

Digitized by Google

Kirchen kann nicht mit dem Glanze und Umfange der damaligen Hauptmoschee von Cordova verglichen werden, zu welcher vierundzwanzig eherne Pforten den Eingang bildeten; deren Dach von tausend drei und neunzig marmornen Säulen getragen wurde, und deren Inneres des Nachts viertausend siebenhundert Lampen erleuchteten, worin jährlich bei zweitausend Zentner Oels verbrannt wurden.

Welch ein anderes Spanien das heutige!

Besuch in Barcelona.

(Barcelona.)

Es war mir lieb, daß unser Kapitän, ehe er sich den französischen Küsten näherte, noch einmal auf der spanischen einkehrte. Barcelona hat einige schöne Plätze, einige artige Straßen; aber diese sind meist eng und verbaut. Auch hier ists nicht mehr, wie sonst.

Barcelona ist nun nicht mehr die vormalige, gewerbfleißige, regsame Handelsstadt. Auf dem Mole wächst Gras. Dennoch wird an Vergrößerung und Ausbesserung des Hafens und seiner Sicherheit thätig gearbeitet, wie ich sah. Auf der Werfte fand ich ein einziges kleines Kauffahrteischiff neugebaut; es war noch nicht vom Stapel gelaufen und das einzige, das binnen Jahresfrist gebaut worden ist. Ehemals ließ man, wie mir die Schiffbauer erzählten, beinahe alle Woche ein neues Schiff von zwei- bis dreihundert Tonnen vom Stapel. Eben so hat die Ankunft und Abfahrt der Schiffe im Hafen außerordentlich abgenommen.

Die Revolution von Südamerika's Völkern wird vielleicht in keiner spanischen Stadt tiefer gefühlt, als eben hier. Barcelona war die einzige Stadt, welche große Gewerbe und Fabriken hatte, deren Erzeugnisse im spanischen Amerika keine Konkurrenz fürchten mußten. Hier lebten einst bei achtzehntausend Personen allein vom Baumwollespinnen und Baumwollenweben. Man zählte wirklich gegen anderthalbhundert große und kleine Baumwollenfabriken. So lange also in Amerika Konkurrenz fehlte, mußten freilich große Summen gewonnen werden, da man weit über vierzig Millionen Realen an Werth fabrizirte.

Nun aber ist das Verhältniß ganz anders geworden. Andere Nationen führen gegenwärtig ihre Waaren frei und ungehindert den amerikanischen Hafen zu. Die hiesigen Waaren können weder in Rücksicht des innern Werthes, noch der Preise, neben denen der Engländer bestehen. So hört der außerordentliche Absatz auf. Die Briten machen den Gewinn. Daher ist auch vorauszusehen, daß das englische Kabinet Spaniens Sache gegen die Insurgenten durchaus nicht thätig unterstützen werde, es müßte denn wider sein eigenes Interesse Krieg führen wollen, was von den Engländern einstweilen gar nicht zu erwarten ist. Ja, ich bin überzeugt, daß Großbritannien, geriethe wirklich die amerikanische Freiheit durch altspanische Expeditionen in Gefahr, wozu jedoch kein Anschein ist, lieber mit Spanien brechen würde, um die Amerikaner zu begünstigen. Für den Augenblick aber sieht England am liebsten, wenn der Krieg Ferdinands VII mit seinen abtrünnigen Kolonien noch lange fortdauert. Dadurch wird Spanien

Digitized by Google

immer erſchöpfter, Amerika gehinderter, ſich den Gewerben und Künſten des Friedens hinzugeben, und Großbritanniens Freundſchaft und Kunſtfleiß beiden täglich unentbehrlicher. So rechnet die Politik; Menſchen- und Völkerglück, Recht und Rechtlichkeit kommen dabei am wenigſten in Betracht.

Das Uebel zu vergrößern, kommen noch die Kaper der Inſurgenten, welche den ſpaniſchen Handel über das atlantiſche Meer zu Grunde richten helfen, und eben durch ihr rühriges Kapreitreiben zugleich ihren Freiſtaaten eine werdende Seemacht organiſiren, der die ſpaniſche bald durchaus nicht mehr Spitze bieten kann. Niemand ſchickt mehr Waaren ab, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie verloren gehen.

Während alles Unglück zuſammentrifft, den Gewerbfleiß und Verkehr von Barcelona zu vernichten, geſchieht in Spanien ſelbſt nichts, ihn zu unterſtützen. Umgekehrt, die unerſchwinglichen Douanen, Abgaben, gezwungenen Anleihen u. ſ. w. ziehen, beim ohnedin ſchon allgemeinen Geldmangel, die nothwendigen Kapitalien aus dem merkantiliſchen Betrieb. Alle Volksklaſſen ſind genöthigt ſich einzuſchränken in ihren Bedürfniſſen. Mancher, um in ſolcher Zeit zu retten, was er noch hat, ſtellt ſich ärmer, als er wirklich ſein mag. Reſte alten Wohlſtandes neben gewohnter Prunkluſt, Gemüthlichkeit, ſpaniſcher Biederſinn, Rückerinnerung an goldne Zeiten und treue Hoffnung auf deren Wiederkehr erhalten noch, möchte ich ſagen, mechaniſch einen trügenden, äuſſerlichen Glanz, der mit ſeinen matten Strahlen das wachſende Elend und eine düſtere Zukunft verhüllt.

Der wackere Generalkapitän Caſtaños, der Sieger bei Bailen, den ich, deutſchen Blättern zufolge, längſt für todt gehalten hatte, lebt hier in Barcelona allgemein beliebt und geehrt. Er iſt, wie geſagt, Generalkapitän von Katalonien; ein ſtattlicher, kräftiger Mann, der den Sechszigern nahe zu ſein ſcheint. Ich hörte Keinen von ihm ſprechen, der nicht auf irgend eine Weiſe herzliche Liebe und Verehrung des vaterländiſchen Helden ausdrückte. Jeder pries ſeine Thätigkeit zum Beſten der Provinz, ſeine Großherzigkeit, ſein anſpruchsloſes, leutſeliges Betragen, und ſein ſichtbares Streben, Gutes zu thun. Man kann ſagen, er wird von allen Katalonien angebetet. Für ſeine Erhaltung fleht Alles. Karakteriſtiſch war mir die Bemerkung eines Mannes, als man in Geſellſchaft eben vom Generalkapitän ſprach: „Todet ihn nicht zu ſehr, wenns der Hof erfährt, verlieren wir ihn.“ Er ſoll wirklich bedeutende Feinde haben, und an Verleumdungen und Hofintriguen gegen den alten, wohlthätigen Helden ſolls nicht fehlen. Ganz anders ſprach man von ſeinen Kollegen, die Valencia und Mayorca verwalten. Man erzählte widerliche Züge von ihrer Härte. Inzwiſchen weiß ich nicht, ob nicht der ſpaniſche Nationalſtolz das ſtrenge Urtheil ſtrenger machte. Denn man ſagte mir: „Beide ſind keine Spanier. Der von Valencia iſt ein Irländer, und der in Mayorca ein Franzoſe aus Arras.“

Ich hatte in meinen Notizen von den Sehenswürdigkeiten Barcelona's auch verſchiedene öffentliche, beſonders wiſſenſchaftliche Anſtalten angezeichnet. Ich fand ſie entweder nicht, oder

gar nicht ſo glänzend, als ſie mir in ihren Titulaturen vorgekommen waren. Die meiſten der hieſigen Inſtitute ſolcher Art danken eigentlich der Regierung unmittelbar nichts, ſondern ſie ſind ſowohl ihr Entſtehen als ihr Fortdauern der hieſigen Junta de commercio (Handelskollegium) ſchuldig. In der gegenwärtigen Lage der Dinge aber können ſie ſich auch keiner fröhlichen Zukunft, vielleicht kaum eines langen Beſtandes tröſten.

Akademien der ſchönen Künſte, der Seewiſſenſchaft, Lehrſäle der Naturlehre, Botanik, Land- und Staatswirthſchaft ſtehen hier noch auf unrechtem Boden. Es äuſſert ſich jedoch manche ſchöne Anregung, manches Streben, das, wenn es gehörig benutzt würde, ſegensreiche Folgen für das kommende Geſchlecht hervorbringen müſte.

Die Heilkunde hat, wie es ſcheint, die meiſten Fortſchritte gemacht; doch einen eigentlichen berühmten Mann in dieſem Fach hat Barcelona nicht aufzuweiſen. Am meiſten iſt der Lehrer der Phyſik, Don Pietro Vieta, als geſchickter Wundarzt, gepriesen; eben ſo Don Carbonell, als ein trefflicher Chemiker. Der Arzt Ardevol hat ſich als Erfinder einer hydrauliſchen Maſchine (Hidropota) ausgezeichnet.

Gedeihlicher iſt, als den Wiſſenſchaften ernſtern Sinns — von philoſophiſchen Syſtemen der Spanier hört man keine Silbe, und für Forſt- und Hüttenkunde hat die ſpaniſche Sprache noch kein eigenes Wort — gedeihlicher, ſage ich, iſt der Himmel von Barcelona den ſchönen Künſten. Der Bildhauer Campaya arbeitet mit Genialität und Kraft. Ich ſah einige herrliche Werke dieſes Meiſters. Man ſagte mir, Campaya ſei der Nebenbuhler Canova's. Das aber möchte ich nicht entſcheiden. Unter den Malern nimmt Don Rodez den erſten Platz ein, ſo wie unter den Muſikern Carnicer als glücklicher, kenntnißreicher und anmuthiger Tonſetzer.

Weil ich im Leben noch keine ſpaniſche Bibliothek geſehen hatte, beſuchte ich die hieſigen, was ich ſonſt eben nicht gern thue. Es ſind in Barcelona deren zwei öffentliche. Die eine ſteht im Dominikanerkloſter Sta. Catalina, und iſt die beträchtlichere. Handſchriften hat ſie, auſſer einem Koran, den man mir wies, gar keine. Auch fand ich hier kein engliſches, geſchweige ein deutſches Buch. Schon ſeit vielen Jahren wurde hier überhaupt nichts Neues angeſchafft. Die andere Bibliothek befindet ſich im ehemaligen Jeſuiterkloſter Belen, und iſt etwas reicher an neuern Werken. Freilich beſitzt auſſerdem jedes Kloſter ſeine eigene Bibliothek, worin man aber auſſer Homilien, Legenden, Predigten und theologiſchen Streitſchriften wenig Erbauliches antrift.

Der hieſige botaniſche Garten iſt traurig beſtellt. Noch übler ſolls mit dem Lehrſtuhl der Botanik ſein. Nach öffentlichen Naturalienſammlungen fragte ich vergebens. Nur ein Apotheker zu Barcelona hat eine ſolche, welche mir als ganz vorzüglich gerühmt ward. Mir blieb keine Zeit, ſie zu beſuchen. Ihr gröſter Schatz ſoll in Muſcheln, Meerſchnecken und andern Seeprodukten beſtehen.

Digitized by Google

Schreiben des Hrn. Joſeph Wolf zur Rechtfertigung ſeines Uebertritts von der katholiſchen zur evangeliſchen Kirche. — Schreiben des Hrn. Kardinals Litta an denſelben.

Nachfolgendes Schreiben ward vom Verfaſſer deſſelben dem Herausgeber dieſer Zeitſchrift ſo dringend zum Einrücken in dieſe Blätter empfohlen, daß letzterer keinen Anſtand nahm, den Wunſch zu erfüllen, um ſo mehr, da ſich der Verfaſſer bei ſeinen Freunden in Deutſchland wegen ſeines Uebertritts zur evangeliſchen Kirche rechtfertigen zu müſſen glaubt, und unbillig wäre, dies zu hindern oder zu verſpäten.

Von der Perſon des Verfaſſers, einem jungen, gelehrten und geiſtvollen Manne, jetzt in England lebend, weiß der Herausgeber nichts zu ſagen, als daß derſelbe — der Sage nach — in frühren Jahren von der myſtiſchen Religion, aus eigenem Triebe nach Licht in göttlichen Dingen, zur chriſtlichen übergieng; mit Stolberg und andern Gelehrten in freundſchaftlichen Verhältniſſen ſtand; in Baſel die Bekanntſchaft der Frau v. Krudener machte; von ihr ermuntert, ſich mit achtbaren Empfehlungen nach Rom begab; dort ins Collegio Urbano, mit der Beſtimmung, in Aſien einſt der Propaganda zu dienen, aufgenommen, und von verſchiedenen hohen Geiſtlichen, Kardinälen, ja von Sr. Heiligkeit dem Päpſte ſelbſt, mit auszeichnetrer Huld behandelt wurde; in Rom aber, durch die dort herrſchende, todte Werkheiligkeit, durch das Wahrnehmen der geiſtlichen Politik und bittern Unduldſamkeit erſchreckt, Mißtrauen in den Werth des katholiſchen Kirchenthums ſetzte; ſich durch ſeine unbefangenen Aeuſſerungen und durch ſein ſowohl in Reden als Briefen unverhohlen gemachtes Unterſcheiden des katholiſchen Chriſtenthums vom Privatintereſſe der Curia romana oder des Papſtthums Unzufriedenheit, zuletzt ſogar Verbannung zuzog; dann durch die Vorſtellungen ſeiner Freunde in Wien gerührt, wie ein Reuiger, ins Kloſter Valſainte, im Kanton Freiburg, ging; hier aber nicht nur ſeine Geſundheit, ſondern auch ſeine begeiſterungsvolle Reue ſchwinden ſah, und damit endete, nach England zu reiſen.

Der Brief Sr. Eminenz des Hrn. Kardinals Litta iſt in der Note ausführlich und genau abgedruckt. Ueber die von demſelben gegen die Bibelgeſellſchaften und ihr Streben angebrachten Meinungen wird ſich keine Parthei verwundern; aber jede Parthei wird doch, mit Liebe und Rührung, die fromme Herzensgüte des ehrwürdigen Greiſes in ſeinen Worten beachten.

H Zſchokke.

Cambridge, den 19. Dez. 1819.

Selbſt nach meiner Verbannung aus Rom war ich noch anhänglicher an den Hohenprieſter in Rom und an deſſen Bullen, als es Rom ſelbſt hoffen und vermuthen konnte. — Da ich aber während meines Aufenthalts in dem Kloſter Valſainte in der Schweiz das Gräuelhafte des Jeſuitismus beſſer ſtudierte, und das gefährliche Syſtem, das dieſer Orden und alle Zweige deſſelben aufſtellen, durchdacht hatte, und hingegen die göttliche Begeiſterung der Bibelgeſellſchaft in London mit eigenen Augen geſehen und mit eigenen Ohren gehört hatte, ſo hielt ich es für meine heilige Pflicht, dem Papſtthume zu entſagen — (das mich, ſo oft ich mich ſeinem Syſteme akkommodiren wollte, zum Verfolger der Menſchheit und zum Heuchler gemacht hatte) und mich in London nicht als einen Lutheraner, nicht als einen Kalviner,

Digitized by Google

nicht als ein Mitglied der Kirche von England, ſondern einzig und allein als einen Bibelchriſten zu erklären. Es iſt nun zwar meine Abſicht nicht, als Verfolger der römiſchen Kirche aufzutreten, in der ich erleuchtete und gottesfürchtige Chriſten antraf, unter allen Ständen, ſondern einzig und allein das Papſtthum und den Jeſuitismus zu entlarven. Ich mache den Anfang damit, die Abſchrift des Briefes des ſonſt vortrefflichen Kardinals Litta mitzutheilen, den er mir nach meiner Verbannung aus Rom nach Wien ſchrieb. Mit eigener Hand ſchrieb er denſelben; Sie können daraus abnehmen, welchen Eindruck mein Brief an einen deutſchen Freund machte, in welchem ich ſchrieb, daß ich nicht wolle „Soldat des Papſtes, ſondern Jeſu Chriſti Streiter allein ſein!“

Rom hatte dieſe Briefe aufgefangen, auch andere Briefe meiner Freunde, die an mich kamen.

So lautet nun der Brief Sr. Eminenz des Kardinals Litta: *)

„Der Brief, den Sie mir, lieber Wolf, von Bologna aus ſchrieben, wenn er mir auch die Mißempfindung erhöhte, die ich ſeit dem Augenblick nicht wieder verlor, da ich zum

*) *Caro Wolf,*

La lettera che mi avete scritta da Bologna, sebbene m'abbia esacerbata quella pena che sempre dura in me dal momento che sono stato obbligato a prender la risoluzione di farvi partir da Roma, mi da nulla dimeno qualche motivo di consolazione, giacchè vi protestate che amerete sempre la Santa Chiesa Cattolica. Temo per altro che nella vostra mente, e forse nel vostro cuore facciate una distinzione tra la *Chiesa Cattolica* ed il *Suo Capo* ch' è il Papa, cha mi luinga che nell' avvenire i vostri sentimenti sieno più sinceri che non sono stati per lo passato. Io vi avea avvertito io stesso e per mezzo di *Ostini* più volte di troncar le vostre pericolose corrispondenze. Voi non avete ubbidito ed avendo avuta più confidenza con alcuni pretesi amici che colle persone che vi facevano e vi volevano bene sinceramente, avete anche senza ritegno manifestato i vostri sensi e le vostre intensioni. Da queste si vedea chiaro che in vece d' esser grato ed attaccato a quella Sede Romana che vi nutriva e ch' è il vero centro e la vera maestra del Cattolicismo, fomentavate invece dei sentimenti d' avversione e perfino d' orrore per questa buona madre, che secretamente vi andavate disponendo a tradir le cure della Propaganda, proponendovi tutti altri oggetti ed altri fini s' eravate spedito nell' Oriente che quelli che ha in mira la S. Congregazione. Con tali massime avreste anche guastato i vostri compagni nutriti nella vera ubbidienza ed attaccamento alla S. Sede.

In seguito di tali cose che io vi ho detto prima d' intimarvi la partenza, che voi non avete negato ne potete negare è stata una necessità di togliervi dal Collegio Urbano, ed in questo caso neimmeno era proposito di trattenervi più lungo tempo in Roma attese le protesioni e gli appoggj che voi forse conscio del pericolo al quale v' esponeano i vostri maneggi vi andavate procurando. Voi che mi giudicate capace di punir alcuno senza giusto motivo e senza prevenirlo non mi crederete se vi dico, che questa risoluzione inevitabile mi ha dato moltissima pena, ma Dio sa quanto io sofferto e quanto ne soffro finora.

Non vi ho tenuto per Socio della Società Biblica nella quale non è alcuna maraviglia che sieno entrate inavvedutamente molte persone dabbene, perche il venerabile nome delle Sacre Scritture che sono la lettera e la parola di Dio dee naturalmente impegnare le anime zelanti della Divina Gloria e della salute de' prossimi. Ma è appunto delle cose più eccellenti che suol

Digitized by Google

Entschluß gezwungen war, Sie von Rom fortzuschicken, gewährt mir doch auch wenigstens einigen Grund zur Selbstbetrachtung, denn Sie geben das Wort, immerdar die heilige katholische Kirche lieben zu wollen. Ich besorge nur, Sie machen mit Ihrem Verstande, vielleicht auch mit Ihrem Herzen, einen Unterschied zwischen der katholischen Kirche und dem Haupt

forsi maggior abuso. Io spero nella misericordia del Signore e nella sua onnipotenza e sapienza infinita ch' egli trarrà il bene dal male come ha tratto la luce dalle tenebre e le creature dal nulla. Ma senza un ajuto speciale dobbiamo sperar da Dio alla sua Chiesa. Certo è che l'impegno e profonderne le copie per darle in mano a tutte le persone anche più idiote e più temerarie senza ajuto di chi ne spieghi i profondissimi sensi, sciolga le difficoltà grandissime che arrestavano le menti acutissime e sublimi degli Agostini e de Girolami non può negarsi essere cosa pericolosissima che apra la Strada a mille errori, come si è veduto per lo passato coll' esempio degli Eretici e come si vede più chiaro in oggi colle assurdità più mostruose de' Metodisti e di altre sette innumerabili alle quali pare di veder nella parola di Dio i proprj deliramenti.

Che dovrà dirsi poi se negli Statuti di questa Società si pone per fondamento che la versione più autentica dev' essere l'Anglicana, convinta da' nostri Vescovi d' Irlanda e da Vicarj d' Inghilterra di moltissimi errori de' pretesi riformatori? Se anche tra le versioni Tedesche se ne sono adottate delle poco sane e corrotte come quella di Lutero tanto più seducente dell' altre per la purità e l' eleganza della Lingua. La Santa Chiesa Cattolica Apostolica Romana non chiude già il celeste tesoro della scritture divine, come molti la calunniano sotto il titolo di Curia Romana, del qual titolo io non mi vergogno ma anzi me ne glorio e me ne sono sempre gloriato, anche in mezzo a' dileggi del nostro esilio professandomi per un membro della Curia Romana e per questo stesso più unito al Centro dell' Unità ed alla Cattedra principale depositaria della dottrina e della potestà di Gesù Cristo.

Ma questa Cattedra Romana alla quale l' errore non può aver accesso come l' esperienza di tanti secoli dimostra, ma molto più ce n' assicura la fede per l' immancabili promesse di Gesù Cristo; questa Cattedra che insegna a tutti la verità della fede, ha prescritte le regole e le cautele colle quali stando attaccati alle dottrine de' Padri ed al senso della Chiesa si debba con gran rispetto e tremore trattare questo gran dono di Dio, e non già profanarlo con temerità ed abbandonarlo quasi cosa vile e triviale nelle mani degl' idioti ed impuri Il nostro Santo Padre Pio VII auch' esso ha parlato con suoi Brevi contro tale abuso. Ma basta di questo argomento.

In una cosa avete ragione sebben contro l' intenzione mia sia accaduta; voglio dire l' espressione della lettera di ritornar alla vostra patria. Fu questo un abbaglio de' Segretarj del qual mi accorsi subito, ma essendomi poco tempo sottoscrissi la lettera, e feci poi correggere l' errore nell' altra lettera scritta a Monsignore Nunzio. Vi mando una lettera per *Hoffbauer*. Profittate di questa disgrazia che dovete a voi stesso per non aver obbidito a ciò ch' io vi avea ordinato anche permezzo di *Ostini*. Io non sono in collera con voi, sebbene il mio dover m' abbia obbligato ad una risoluzione che mi ha fatto gran pena. Desidero giovarvi in altro modo, e potete scrivermi con libertà. Prego Iddio che vi preservi da' cattivi compagni e che perfezioni in voi quel gran dono che vi ha fatto col chiamarvi alla fede.

Vostro Aff.mo

L. Card. *Litta*.

P. S. Con qualche occasione vi si manderanno i vostri libri ed alcuni altri di Propaganda.

Digitized by Google

derſelben, dem Papſt. Inzwiſchen will ich gern glauben, daß für die Zukunft Ihre Geſinnung aufrichtiger werde, als ſie es ſeither geweſen. Ich ſelbſt habe Sie, und mehrmals auch durch Oſtini, gemahnt, Ihren gefährlichen Briefwechſel abzubrechen. Sie gehorchten nicht. Sie hatten mehr Vertrauen auf gewiſſe vermeinte Freunde, als auf Perſonen, die Ihnen wohlthaten und redlich wohlwollten. Auch haben Sie Ihre Geſinnungen und Abſichten ohne Rückhalt offenbart. Und ſo erkannte man klar, daß Sie, ſtatt dem römiſchen Stuhl, der Sie verſorgte, und welcher doch der wahre Mittelpunkt der wahre Meiſter des Katholizismus iſt, — dankbar und anhänglich zu ſein, ganz entgegengeſetzten Sinn nährten, und daß Sie, was das Aergſte ſein mußte, ſich heimlich anſchickten, Verräther an der Sache der Propaganda zu werden, weil Sie ſich ganz andre Gegenſtände und Zwecke, wenn Sie einmal in den Orient geſchickt worden wären, vorſetzten, als die im Plan der heiligen Kongregation lagen. Mit ſolchen Maximen haben Sie ſogar noch Ihre Mitgefährten angeſteckt, die im wahren Gehorſam und in rechter Anhänglichkeit am heiligen Stuhl erzogen waren."

„Das waren die Gründe, die ich Ihnen, ehe ich Ihnen das Abreiſen ankündigte, mitgetheilt habe, die Sie nicht läugneten, nicht läugnen konnten, und in Folge derſelben es nothwendig ward, Sie aus dem Collegio Urbano zu nehmen. In dieſem Fall war kein Gedanke mehr waltend, Sie längere Zeit in Rom zu behalten, und zwar rückſichtlich der Protektionen und Gönnerſchaften, die Sie ſich, wahrſcheinlich der Gefahr bewußt, der Sie ſich durch Ihr Treiben ausſetzten, erwerben wollten. Sie, der Sie mich fähig halten, Jemanden ohne gerechte Urſache und ohne vorhergehende Warnung zu ſtrafen, Sie werden mirs wohl nicht glauben, wenn ich Ihnen ſagen, daß jener unvermeidliche Entſchluß mir die größte Mühe gemacht hat. Gott aber weiß, wie viel ich gelitten habe, und was ich darum noch leide."

„Ich habe Sie für kein Mitglied der Bibelgeſellſchaft gehalten, in die viele rechtſchaffene Leute, was eben kein Wunder iſt, unvorſichtig eintreten, weil der ehrwürdige Name der heiligen Schrift, des Buchſtabens und Wortes Gottes, natürlich Gemüthern imponiren muß, die für göttliche Ehre und Heil des Nächſten glühen. Aber es iſt eben bei den herrlichſten Dingen, wo der größte Mißbrauch getrieben zu werden pflegt. Ich hoffe zur Barmherzigkeit des Herrn und zu ſeiner unendlichen Weisheit und Allmacht, er werde Gutes aus dem Böſen hervorgehen laſſen, gleichwie er das Licht aus der Finſterniß, und das Geſchöpf aus dem Nichts hervorgehen ließ. Aber auch ohne beſondere Beihilfe ſollen wir von Gott auf ſeine Kirche hinblicken. Es läßt ſich nicht läugnen, das Bemühen, die heilige Bibel in alle, auch in die gemeinſten und wildeſten Sprachen zu überſetzen, ſie in Uebermaß zu vervielfältigen, um ſie in die Hand aller, auch der unwiſſendſten und unbeſonnenſten Perſonen zu geben, ohne alle Auslegung der Tiefen des Sinnes, ohne Löſung der außerordentlichen Schwierigkeiten, vor denen ſelbſt die ſcharfſinnigen und erhabenen Geiſter der Auguſtine, der Hieronimuſſe betroffen ſtanden: wahrlich, es iſt das gefährlichſte Unternehmen, welches tauſend Irrthümern das Thor öffnen muß, wie man vormals das Beiſpiel an den Ketzern ſah, und wie ſichs heutiges Tages noch auffallender in den

Digitized by Google

ungeheuern Albernheiten der Methodisten und andrer zahlloser Sekten offenbart, die in Gottes Wort allen ihren eigenen Wahnsinn zu finden glauben."

„Was soll ich noch dazu sagen, wenn in den Statuten der erwähnten Gesellschaft als Grundsatz aufgestellt wird, daß die ächteste Uebersetzung die anglikanische sein solle, sie, in der doch schon unsre Bischöfe von Irland und die Vikarien von England die zahlreichsten Irrthümer der vermeinten Reformatoren nachgewiesen haben? Und nimmt man auch von deutschen Uebersetzungen nicht die mangelhaftern und verdorbenern, wie z. B. die lutherische, auf, um so verführerischer sind dann nur die andern durch Reinheit und Zierlichkeit der Sprache. Die heilige römisch-apostolisch-katholische Kirche verschließt den himmlischen Schatz des göttlichen Wortes keineswegs, wie ihr von Vielen, aber unter der Benennung des römischen Hofes, angelästert wird; einer Benennung, der ich mich übrigens gar nicht schäme, sondern freue, und auf die ich immer stolz war. Selbst immitten der Schmach unsers Exils bekannte ich mich als Glied des römischen Hofes, und dadurch also auch als Engverbundenen mit dem Mittelpunkt der Einheit, mit dem Hauptlehrstuhl und Bewahrer sowohl der Lehre, als der Gewalt Jesu Christi."

„Aber dieser römische Stuhl, welchem sich kein Irrthum nähern kann, wie es die Erfahrung so vieler Jahrhunderte bezeugt, sondern der uns vielmehr den Glauben durch die unfehlbaren Verheißungen Jesu Christi sichert; dieser Stuhl, der Allen die Wahrheit des Glaubens zeigt, hat Weisungen und Vorsichtsmaasregeln ertheilt, wie man, treu der Lehre der Väter und dem Sinn der Kirche, mit hoher Achtung und Ehrfurcht eine große Gabe Gottes behandeln, und sie nicht mit Frechheit entweihen oder wie eine gemeine, schlechte Sache in die Hände der Unwissenden und Unreinen hingeben solle. Auch unser heiliger Vater Pius VII selbst hat in seinen Breven gegen solchen Mißbrauch geredet. Doch genug davon!" — —

„In Einem haben Sie recht gehabt, wiewohl es gegen meine Absicht so gekommen war. Ich meine den Ausdruck im Brief: „in Ihr Vaterland zurückzugehen." Es war ein Versehn des Schreibers. Der Irrthum ward in einem andern Schreiben an den Herrn Nuntius berichtigt. Ich schicke Ihnen durch Hoffbauer einen Brief. — Benutzen Sie jetzt das Mißgeschick, das Sie sich selbst zuzogen, weil Sie dem nicht Folge leisteten, was ich Ihnen durch Ostini befehlen ließ. Ich bin gegen Sie ohne Zorn, obschon mich Pflicht zu dem Entschluß zwang, der mir so viel Mühe machte. Ich wünsche Ihnen auf andere Weise zu helfen, und Sie können mir frei schreiben. Ich flehe zu Gott, daß er Sie vor bösem Umgang bewahre, und daß er in Ihnen die große Gnade vollende, die er Ihnen gewährte, da er Sie zum Glauben rief."

„Ihr geneigtester

L. Card. Litta.

Hier endet der Brief des Kardinals Litta mit einigen Nebensachen. Es ist in demselben ausführlich die Ursache auseinandergesetzt, warum ich am 15. April 1818 genöthigt war, vier

Stunden unter Aufsicht eines Advokaten des geheimen geistlichen Vehmgerichts zu bleiben, der mir nicht gestattete, aus dem Zimmer ohne Begleitung eines Mannes zu treten — und aus dem Hause gar nicht, bis ich endlich in der Nacht um 1 Uhr den Postwagen in der Begleitung eines verkleideten Soldaten besteigen mußte. Drei Gendarmen begleiteten mich eine halbe Stunde zu Pferde, und von Bologna aus erhielt ich einen Arzt zum Gefährten bis nach Wien. Aus seinem Ausfragen über Männer Deutschlands und über meine Gesinnungen konnte ich leicht bemerken, daß er Mitglied der Inquisition sein muß. In Wien ließ ich mich von Männern, die dem Papste anhängen, bewegen, mich mit Rom auszusöhnen; ja ich ward sogar ganz betäubt. Allein nachdem ich drei Monate im Kloster Valsainte allezeit kränklich zugebracht, und dann im freien England diesen Jesuitismus frei überlegt, die Früchte der Bibelgesellschaft wahrgenommen und gesehen hatte, und wirklich sah, daß der Jesuitismus reservatio mentalis lehrt und ausübt, — einsah, daß mich die Vereinigung mit der Bibelgesellschaft duldsam macht und mich mit Christo vereinigt, so entschloß ich mich endlich, dem Papstthum zu entsagen. Kardinal Gerdili und der römische Hof behaupten, daß nur Sittenlose die römische Kirche verlassen. Diesen Vorwurf machte mir weder Rom noch das Kloster Valsainte. Das Zeugniß des letztern lautet also:

Ego infrascriptus testor ingenuum juvenem Joseph Wolf, natione borussum, Halla oriundum, per septem menses, qua novitium conversatum fuisse in monasterio Vallis Sanctae, Congregationis Sanctissimi Redemtoris, mores exhibuisse integerrimos, nec exisse, nisi ob valetudinis infirmitatem, proinde mereri, qui omnibus ad quos pervenerit impense commendetur. Has ei manu propria subscriptas, ac sigillo consueto munitas dabam. In Valle sancta die 29. Julii 1819.

P. Jos. Passerat,

C. SS. R. Rector.

Ich bitte Sie, Alles dem Druck zu übergeben, mit Nennung meines Namens, denn ich fürchte nichts.

Die Kirche von England, deren Kultus ich beiwohne, zeichnet sich vor allen andern Sekten allhier an Liberalität, Toleranz und durch das Herzerbebende ihres Kultus am vortheilhaftesten aus. Sie hat das Herzerbebende und Wahre des römischen Kultus beibehalten, denselben ins Englische übersetzt, damit jeder vernünftige Mensch sich erbauen könne, und die Mißbräuche des römischen Kultus weggeworfen. — Um nicht als Separatist von allen äussern Kirchen dazustehen, halte ich mich an diese Kirche, und nehme indessen die Bibel als die einzige Regel meines Glaubens an. Mit Hochachtung für den Rektor und einige Glieder des Klosters Valsainte muß ich dennoch ihr Reservatio-mentalis-System und ihre Aufhäufung von Traditionen verdammen! Die Geschichte der nach Bukarest entführten Rosalia aus Wien ist mir Bürge, daß die Söhne des heiligen Ignatius v. Loyala und Lizuori gefährlicher sind, als alle Illuminaten und Freimaurer. Auch ist mir gänzlich die Weise der Sanctifikationen bekannt.

Joseph Wolf.

Digitized by Google

Das Tagebuch der Reiſe des britiſchen Oberſtlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818.

(Journal of a rout across India, trough Egypt etc. London 1819, ein mit Karten und Kupfern begleiteter Quartband.)

Hr. Fitz Clarence hatte den General-Gouverneur von Indien, Marquis von Haſtings, als Adjutant auf dem Kriegszuge gegen die Pindarees begleitet, und er ward von ihm beauftragt, den im Wintermonat 1817 mit Scindiah geſchloſſenen wichtigen Vertrag nach England zu überbringen. Der indiſche Fürſt verhieß darin ſeine kräftige Mitwirkung zur Vernichtung der Pindarees, und es konnten die verſchiedenen Beſtimmungen dieſes Vertrags unſtreitig als ein Beweis der entſchiedenen Uebermacht der Briten in Indien angeſehen werden. Hr. Fitz Clarence war beſehligt, ſeine Reiſe nach Bombay über Land, durch die Städte Keitah, Punnah, Jubbulpoor, Nagpoor, Ellichpoor, Aurungabad und Poonah zu machen; von Bombay nach Suez ſollte ihn ein Compagnieſchiff überſehen, von wo er alsdann Alexandria zu erreichen, und in dieſem Seehafen ſich nach Europa einzuſchiffen dachte. Die erſte Hälfte dieſer Reiſe war keineswegs gefahrlos, indem mehrere von den Pindarees beunruhigte Landſchaften und die Beſitzungen verſchiedener indiſcher Fürſten durchwandert werden mußten. Dieſe letztern hatten nun freilich wohl britiſche Beſatzung in ihrer Hauptſtadt, und wurden dem zufolge als Verbündete der Regierung von Calcutta betrachtet; demungeachtet lagen die feindſeligen Geſinnungen der Einen offen zu Tage, und die Andern ſchienen nur eine gute Gelegenheit abzuwarten, um ebenfalls loszubrechen. Hr. Fitz Clarence war demnach genöthigt, einige Hundert Mann Reiter und Fußvolk als Bedeckung mitzunehmen, ungerechnet die beträchtliche Anzahl Laſtvieh und deſſen Führer, die auch dem kleinſten Reiſezug in Indien unentbehrlich ſind. Während dieſer ganzen Reiſe, die vom Dezember 1817 bis zum Juli 1818 dauerte, zeichnete Hr. Fitz Clarence jeden Tag auf, was er theils ſelbſt zu ſehen und zu beobachten Anlaß hatte, theils von Indianern oder von ſeinen Landsleuten, über Sitten, Gebräuche und Alterthümer des Landes und über die Vorfälle des angehobenen Kriegszuges inne ward. Aus dieſem Tagebuch verfertigte er nach ſeiner Ankunft die Reiſebeſchreibung, welche jetzt gedruckt vorliegt. Die Form des Tagebuchs iſt dabei zwar verwiſcht, aber ungeachtet die Tagesangaben meiſt weggelaſſen ſind, ſieht man doch leicht, daß die Notizen des erſtern bloß an einander gereiht ſind, und daß man ſich die Mühe nicht gab, was verſchiedentlich über die nämliche Sache vorkam, zu vereinbaren, um Wiederholungen zu vermeiden; auch iſt es nicht leicht möglich, ſich von den kriegeriſchen Vorfällen, deren Einzelnheiten zwar umſtändlich erzählt werden, einen genügenden Ueberblick oder eine klare Anſicht zu verſchaffen. Man will darum nur dasjenige hier ausheben, was der Reiſende über die Sitten, die Gebräuche, die Religion, die alten

Digitized by Google

Denkmäler Indiens und Aegyptens, ſo wie auch über die Verhältniſſe der britiſchen Herrſchaft in Indien Bemerkenswerthes meldet.

Das Tagebuch eröffnet ſich mit Nachrichten über den Völkerſtamm der Pindares, gegen welchen die britiſche Heermacht eben damals Krieg führte, und deſſen die politiſchen Tagblätter ſeither häufig erwähnt haben; das Nachſtehende wird darum nicht ohne Theilnahme geleſen werden. Ueber den Urſprung des Namens der Pindares iſt man nicht einig; unſerm Reiſenden kommt die Meinung am wahrſcheinlichſten vor, die ihn vom alten Hinduworte Pind, welches Beute oder Raub bedeutet, herleiten will. Eben ſo unbekannt iſt die wahre Abſtammung der Völkerſchaft; vermuthlich geht ſie von einigen Abenteurern aus, die während der beſtändigen Unruhen des Landes ſich, nach dem Vorbilde der Condottieri des Mittelalters, in bewaffnete Banden vereinten, die ihre Hilfe Jedem, welcher am beſten zahlte, anboten. Um die Mitte des verfloſſenen Jahrhunderts ward einem ihrer Häuptlinge, zur Belohnung geleiſteter Dienſte, von einem der indiſchen Fürſten ein Jaghire oder Bezirk Landes, am nördlichen Ufer des Fluſſes Nerbuddah, der ſich in den Golf von Cambay ausmündet, zu Theil. Daraus bildete ſich eine feſte Niederlaſſung, die ein ziemlich ſchnelles Wachsthum erhielt, theils durch freiwillige Abtretungen indiſcher Fürſten, theils durch Waffeneroberungen, ſo daß zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts das Land der Pindares an den Ufern von Nerbuddah ungefähr hundert Meilen lang und vierzig breit war. Während des Friedens, welcher ſeit 1805 in Indien herrſchte, hatte ſich ihre Anzahl beträchtlich vermehrt, weil viele damals von den Briten ſowohl als von indiſchen Fürſten entlaſſene Kriegsmänner es vorzogen, ſich dieſen Räuberhorden anzuſchließen, als zum Feldherrn zurückzukehren. Im Jahr 1812 waren die Pindares in drei Durrah's oder Diviſionen abgetheilt, von denen jede unter einem eigenen Häuptling ſtand; ihre vereinte Macht mochte auf dreißigtauſend waffenfähige Männer, worunter ſehr viele Reiter ſind, anſteigen; einer der Häuptlinge hatte eine Kanonengieſſerei errichtet und beſaß einige Elephanten.

Die Waffenzüge der Pindares gehen meiſt nach Süden, und werden darum auch erſt im Dezember eröffnet, wenn der Fluß Nerbuddah ſeicht geworden iſt, um durchwatet werden zu können. Die Reiterei zieht allein aus, und das Fußvolk bleibt zum Schutz der Wohnungen, der Weiber und Kinder zurück. Ihre Streifereien dehnen ſich zuweilen bis auf ſechshundert Meilen weit aus; ſie rauben und zerſtören was ſie antreffen, und kehren eher nicht heim, bis das Land, das ſie durchzogen haben, zur Wüſte geworden iſt. Die Schnelligkeit der Bewegungen erleichtert gleichmäßig ihre überraſchenden und plötzlichen Ueberfälle, wie ihre geſicherten Rückzüge da, wo ſie nicht die Stärkern ſind. Wenn ſie ein Dorf beſetzt haben, erpreſſen ſie durch Grauſamkeiten die Angabe des verſteckten Eigenthums von den Einwohnern, und Kindern haben ſie auch wohl ſchon die Hände abgehackt, um ihre Armbänder deſto ſchneller zu bekommen. In den letzten Jahren wurden vorzüglich die Landſchaften Mirzapoor, Guntoor und Gargam durch ihre Verwüſtungen heimgeſucht, und der Schrecken, welche ihre Annäherung einflößte, war ſo

Digitized by Google

groß, daß, als ſie die Provinz Gontoor überzogen, die Bewohner des Dorfes Ainavole, von der Ohnmacht jedes Widerſtandes überzeugt, lieber ihre Wohnungen anzünden und mit Weibern und Kindern in die Flammen ſtürzen, als der barbariſchen Wuth und den grauſamen Qualen, die ſie von jenen Räubern zu erwarten hatten, ſich preisgeben wollten.

Auf dieſen Streifzügen iſt jeder Pindares verpflichtet, für ſeinen und ſeines Pferdes Unterhalt ſelbſt zu ſorgen; dagegen bekommt er dann auch Theil an der Beute. Wie dieſe Theilung geſchieht, weiß man nicht, auſſer daß die Elephanten und die Palankins ausſchließlich nur den Häuptlingen zukommen. Dieſe haben eine eigenthümliche, aus gewählter und von ihnen beſoldeter Reiterei beſtehende Wache. Die Pindares haben nur wenige Schießgewehre, und ſind meiſt mit zwölf Fuß langen Lanzen bewaffnet, die ſie mit vieler Gewandtheit zu behandeln wiſſen. Sie beſitzen vortreffliche Pferde, denen ſie, wenn Eilmärſche gemacht werden müſſen, Opium und Gewürze geben. Die Regenmonate ſind für die Pindares die Jahrszeit der Ruhe, und ſie unterlaſſen nie, vor dem Monat Mai über den Nerbuddah in ihre Heimath zu kehren, aus Beſorgniß, das in den Sommermonaten angeſchwollene Waſſer möchte ihnen die ſpätere Rückkehr unmöglich machen. Ein Umſtand, welcher die Nachtheile der Streifzüge der Pindares noch vermehrt, iſt dieſer, daß durch ihre eigenen Verwüſtungen ſich ihre Anzahl verſtärkt, weil den Unglücklichen, denen ſie ihr Eigenthum raubten, gewöhnlich anders nichts übrig bleibt, als ſich ihnen anzuſchließen, um durch die Plünderung der Nachbarn den eigenen Verluſt zu erſetzen.

Nach Allem, was Hr. Fih Clarence von den Pindares erzählt, von der Gerechtigkeit und Konvenienz des Vertilgungskrieges, welchen die Regierung von Calcutta, mit denen von Madras und Bombay einverſtanden, gegen jene zu führen endlich den Entſchluß faßte, und über die Vortheile, welche die Zerſtörung dieſes Räubervolkes für die Ruhe und den Wohlſtand der britiſchen Beſitzungen inſonderheit und Indiens überhaupt haben muß, wünſchte man wohl in ſeinem Tagebuch über die Art, wie dieſer Krieg geführt wird, und über ſeine Ergebniſſe Aufſchlüſſe zu erhalten; aber in allem dem, was der Reiſende von den Kriegsereigniſſen meldet, iſt ungleich weniger von den Pindares die Rede, als von den indiſchen Fürſten, welche, ſtatt die Unternehmungen der Briten zu unterſtützen, den Augenblick vielmehr begierig abwarteten, wo ſie feindſelig gegen dieſelben auftreten konnten.

Hr. Fih Clarence hatte, wie gleich anfangs bemerkt worden iſt, durch den Marquis von Haſtings den Auftrag erhalten, den mit Scindiah geſchloſſenen Vertrag nach England zu überbringen. Er reiſete am 8. Dezember aus dem engliſchen Lager ab, und nahm ſeinen Weg in ſüdlicher Richtung durch die Landſchaft Bundelcund, die nur zum Theil unter engliſcher Botmäßigkeit ſteht. Es iſt dieſes Land überaus fruchtbar und maleriſch; ſein Pflanzenwuchs iſt ungemein ſchön, und bei jedem Schritte faſt begegnet man Tempelgebäuden, Grabmälern und Trümmern, welche den Reiz der Landſchaft erhöhen; die zierliche Kleidung der Eingebornen trägt hinwieder auch zu ihrer Verſchönerung bei. Den natürlichen Vorzügen der Gegend halten

Digitized by Google

aber die fehlerhaften Staatseinrichtungen ein volles Gegengewicht. Für öffentliche Ordnung und Sicherheit iſt ſo wenig geſorgt, daß jedes Dorf eine kleine, mehr oder minder bedeutende Feſtung hat, um welche her die Einwohner ihre Hütten bauen, um ſich im Fall eines Angriffs mit ihren Haushaltungen und mit ihrem Eigenthum dorthin flüchten zu können. Sobald man das britiſche Landesgebiet verläßt, hört alle perſönliche Sicherheit auf; auch haben die Landleute bei ihren Feldarbeiten allezeit ein Schwert am Gürtel hängend, und eine Lanze oder Muskete an einen nahen Baum gelehnt, um nicht unverſehens überfallen zu werden.

Adji Gur iſt eine der berühmteſten Feſtungen der Landſchaft Bundelcund; ſie liegt auf einem abgeſonderten Hügel, der etwa achthundert Fuß Höhe und ungefähr drei Meilen Umfang hat. Die Mauern der Feſtung ſtehen am Rand des Plateau auf der Höhe des Hügels; wird ſie tapfer vertheidigt, ſo muß ihre Einnahme unmöglich ſein, indem die Beſatzung von den Mauern herab Steine auf die Belagerer wälzen kann. Als die Briten vor ein paar Jahren dieſelbe belagerten, fand ihr Befehlshaber, welcher ein aufrührischer Zemundar war, ſie zu räumen gerathen, obgleich er die erſte Berennung mit Erfolg abgeſchlagen hatte. Sein Rückzug gab Anlaß zu einer jener auſſerordentlichen Handlungen, denen die Verachtung des Todes zum Grunde liegt, und die zuweilen unter den Hindus vorkommen. Nachdem der britiſche Anführer das Fort beſetzt hatte, trug er einem nahen Anverwandten des Zemundar auf, ſeinen Frauen zu erklären, daß ſie ihre Wohnung verlaſſen müßten. Als dieſer nicht wieder zurückkam, ließ er die Thür des Zunnana (Frauengemachs) einſchlagen, und zum nicht geringen Erſtaunen der Krieger fanden ſie die acht Frauen des Zemundar, nebſt dem an ſie abgeordneten Boten, in ihrem Blute ſchwimmend und ſterbend. Der Gedanke, durch die Gegenwart britiſcher Truppen im Innern des Forts beſchimpft zu ſein, hatte den Entſchluß, ſich umzubringen, bei dieſen Frauen erzeugt, und die verzweifelte Handlung geſchah freiwillig, indem kein Lärm oder Ruf des Widerſtandes von den das Gemach umzingelnden Soldaten war gehört worden.

Bei Gelegenheit einiger von ihm erzählter Kriegsthaten ſpricht Hr. Fitz Clarence von den verſchiedenen Truppenarten, deren ſich theils die Briten, theils die indiſchen Fürſten bedienen. Von den Rhobillas und von den Arabern erzählt er Folgendes. Die Rhobillas ſind ungeregelte Schaaren, welche zu Pferde dienen und Jedem zu Gebote ſtehen, der ſie bezahlen will. Die Armee von Bengalen zählt gegenwärtig ihrer ſiebentauſend, die in mehrere Haufen zertheilt ſind. Von einem derſelben, dreitauſend Mann ſtark, iſt der Oberſt Skinner Anführer, ein farbigter Mann, der um ſeiner Tapferkeit willen von ſeinen Mitbürgern den Beinamen Alexander, oder Secunder, wie die Indianer ihn ausſprechen, erhalten hat; die Erinnerung des macedoniſchen Eroberers hat ſich, wie man ſieht, in Indien bis heutzutage erhalten. Ein Rhobilla bezieht monatlich zweiunddreißig Rupien, welches, die Rupie zu 2 Sh. 6 D. gerechnet, 2 Pf. Sterl. 15 Sh. beträgt. Mit dieſer mäßigen Summe muß er ſeinen eigenen und den Unterhalt ſeines Pferdes beſtreiten, auch ſich die benöthigte Munition verſchaffen. Weil die Rhobillas ſich ihrer eigenen Pferde bedienen und mit dem Verluſt derſelben auch ihren Brod-

Digitized by Google

erwerb verlieren, ſo behandeln ſie ſolche mit großer Schonung, und man kann darum auch an Schlachttagen nicht auf ſie zählen; dagegen leiſten ſie als Bedeckung der Zufuhr und für Handhabung der Polizei treffliche Dienſte. Die in der engliſchen Armee befindlich ſind, ſtehen unter genauer Aufſicht, und werden ſelbſt für kleine Ausſchweifungen ſtrenge beſtraft, darum halten ſie dann auch ziemlich gute Mannszucht; die, welche unter den indiſchen Fürſten dienen, ſind hingegen nur wenig beſſer, als die Pindarees, und die Landleute werden von ihnen vielfaltig mißhandelt.

Mehrere indiſche Fürſten halten Araberkorps in ihrem Sold, die der muhamedaniſchen Religion zugethan ſind, und im Rufe ſehr tapferer Soldaten ſtehen. Die Mannſchaft der arabiſchen Fahrzeuge, die ſich mit dem Handelsverkehr zwiſchen Arabien und Indien abgaben, fand ſich vermuthlich durch die Feigheit und die weibiſchen Sitten der Indianer bewogen, in ihren Sold zu treten. Marco Polo, der berühmte Reiſende des dreizehnten Jahrhunderts, traf viele Araber auf der malabariſchen Küſte an; und Barthema ſpricht von fünfzehntauſend derſelben, die ſich im Königreich Calicut aufhielten, und im Rufe guter Soldaten ſtanden. Unter den Truppen der Fürſten von Decan gab es ihrer viele, und ſie waren da auch mehr geachtet, als in Hindoſtan. Die Landſchaft Guzerate ſtand bis zum Jahr 1802 unter einer Arabiſchen-Herrſchaft der Araber, und noch gegenwärtig befinden ſich mehrere Araberkorps im Dienſte des Peiſhwah und des Rajah von Nagpoor.

Nahe bei Nagpoor ſah der Reiſende mit Kreuzen beſetzte Grabmäler, in denen, wie ihm geſagt ward, die Leichen einiger, in einem kurz zuvor ſtatt gehabten Treffen getödteter Sepoys oder Cypayes aus Madras, verwahrt wurden. Er nimmt davon Anlaß, über die Schwierigkeiten, die ſich der Einführung des Chriſtenthums in Indien entgegenſetzen, einige Bemerkungen zu machen. „Es wundert mich gar nicht,“ ſagt er, „daß unſere Religion bei den eingebornen Indianern in ſo geringem Anſehen ſteht. Die chriſtlichen Miſſionarien, welche ſtets bereit ſind, Jeden in den Schoos der Kirche aufzunehmen, der ſich als Ueberläufer darbietet, tragen der Meinung des Landes keinerlei Rechnung, und taufen ohne Bedenken die verachtetſten Menſchen der unterſten Klaſſe, ſo wie auch ſolche, welche überall keiner Kaſte angehören, und darum von den Hindus verabſcheut ſind. Das Wohlwollen, welches die Miſſionarien gegen alle Menſchen ohne Unterſchied zu Tage legen, iſt in den Augen der Hindus ein Beweis, daß ſie ſelbſt zur niedrigſten Kaſte gehören, weil ſie ſonſt den Umgang mit den Gliedern derſelben meiden würden. Man begreift leicht, wie ſehr dieſe Anſicht die Indianer der höhern Klaſſen dem Chriſtenthum abgeneigt machen muß. Dazu kommt, daß ein Hindus von höherm Range, wenn er ſeine Religion ändern will, nicht nur die Meinungen und Grundſätze zu überwinden hat, die ihm von Kindheit an eingeflößt worden ſind, und die ſich demnach ſeiner ganzen Natur vereindart haben, ſondern daß er auch alles Anſehen und alle Rechte, die ſeine Geburt ihm einräumt, zu verlieren Gefahr läuft. Um durch ſo große Hinderniſſe nicht abgeſchreckt zu werden, wäre wohl ein nicht kleiner Feuereifer erforderlich. Auch iſt meines Wiſſens noch

Digitized by Google

niemals ein Hindus von Rang zu unſerm Glauben übergetreten. Die einzige Bekehrung dieſer Art, wenn ſie anders den Namen verdient, von der ich ſprechen hörte, iſt diejenige eines Braminen, welcher zu einer der erſten Familien des Landes gehört, das Sanſkritiſche gründlich verſteht, und öffentlich erklärt hat, die Religion des Brahma ſei urſprünglich reiner Deismus, und keineswegs der grobe Polytheismus geweſen, in den ſie ſpäter ausartete. Ich fand, während meines Aufenthalts in Indien, Gelegenheit, die Bekanntſchaft dieſes merkwürdigen Mannes zu machen, welcher Ram Mohun Roy heißt, und deſſen Beredſamkeit, Talente und Einſichten ich öfters bewundert habe. Am auffallendſten war mir, ihn über die politiſchen Verhältniſſe von Europa überhaupt, und über diejenigen von England insbeſondere, ſprechen zu hören, wie nur von einem ſehr wohl unterrichteten Europäer und Engländer erwartet werden konnte. Er iſt mit der arabiſchen und perſiſchen Literatur vertraut und hat die beſten engliſchen Werke geleſen; unter andern hörte ich ihn mehrmals Bacon und Locke anführen. Mit den Sitten, Gewohnheiten und den Glaubensſyſtemen vieler Nationen bekannt, hat er ſeine eigene Religion unbefangen prüfen gelernt; er fand dieſelbe völlig entſtellt, und ſtand nicht an, ſeine Meinung öffentlich auszuſprechen. Man begreift leicht, daß er ſich dadurch die Feindſchaft derjenigen unter ſeinen Standesgenoſſen zuziehen mußte, welche aus eigennützigen Abſichten die untern Volksklaſſen in Unwiſſenheit zu erhalten wünſchen. Man ſagte mir auch wirklich, ſeine Familie lebe völlig getrennt von ihm, er ſei von ſeiner Kaſte ausgeſchloſſen, und ſtehe auſſer aller Verbindung mit ſeinen Verwandten und vormaligen Freunden. Er pflegt jetzt Umgang mit den Briten; doch hat er ſeine Nationaltracht beibehalten, und fährt fort, die Lebensart der Brahminen zu beobachten; nicht weil er auf ihre Vorſchriften Werth legt, ſondern um dem Vorwurf zu entgehen, er ſei vom Glauben ſeiner Väter abgefallen, um ſich läſtigen und beſchwerlichen Pflichten zu entziehen. In Bengalen hörte ich auch von einem andern Brahminen ſprechen, welcher ein Buch geſchrieben hat, worin er zu beweiſen ſucht, Jeſus Chriſtus und Mahomet ſeien Menſchwerdungen des Viſhnow. Dieſe Meinung ſteht keineswegs im Widerſpruch mit der Religion der Hindus, die überzeugt ſind, es ſei die Gottheit öfters und in manchen Ländern ſichtbar geworden, um die Menſchen zu erretten; ſie glauben auch, im Grund ſei es der nämliche Gott, der unter verſchiedenen Geſtalten von allen Völkern angebetet wird, und jede Art der Verehrung ſei ihm angenehm, wofern ſie mit aufrichtigem Herzen geſchieht. Einer ihrer Schriftſteller drückt ſich ſogar dahin aus, es gewähre der Anblick der verſchiedenen Religionen dem Allmächtigen ein ähnliches Vergnügen, wie die Anſicht der mannigfachen Geſtalten der von ihm erſchaffenen Dinge."

Von den Fikirs oder Fakirs erzählt der Reiſende neben anderm Folgendes. Wenn die indiſchen Armeen ins Feld ziehen, ſo hat jedes Regiment oder Truppenkorps einige Fakirs in ſeinem Gefolge, die vom Aberglauben ihrer Landsleute leben. Alle Abende laſſen die Fakirs in einer kleinen Entfernung vom Lager ein Klagelied ertönen, das mit Trommelſchlag begleitet wird, und die Mildthätigkeit der Krieger anruft, welche nicht unterlaſſen, ihnen eine Menge

Digitized by Google

Scheidemünze zuzuwerfen; die brittischen Armeen, die bekanntlich zum Theil aus Landeseingebornen bestehen, führen in ihrem Gefolge gleichfalls einige solche Fakirs. Viele dieser heiligen Bettler verurtheilen sich selbst zu höchst schmerzhaften Büßungen. Ich habe solche gesehen, die ihre Fäuste so lange fest geschlossen hielten, bis die Nägel ihrer Finger ins Fleisch eingedrungen waren; andere, deren Arme durch langes Emporhalten über den Kopf ganz steif geworden waren. Bisweilen geloben sie, den Weg von ihrer Wohnung bis zu einem berühmten Tempel mit ihrer Leibeslänge zu messen; ich habe in der Nähe von Calcutta den Anfang einer so seltsamen Wallfahrt gesehen. Der Büßer legte sich zuerst, mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, auf den Boden nieder, stand hernach auf, that zwei Schritte vorwärts, welche ungefähr die Länge seines Körpers betrugen, legte sich nochmals nieder, und schritt so abwechselnd weiter vorwärts. Bisweilen sind die Frömmigkeits- oder Bußübungen dieser Unglücklichen noch gar viel grausamer. Die Einen lassen sich die Zunge mit einem eisernen Stäbchen durchstechen, das so dick wie ein gewöhnliches Bleistift und vier Fuß lang ist; Andere lassen sich Einschnitte in die Seiten machen, durch die ein Bambusrohr gezogen wird; fünf bis sechs auf solche Art mit dem nämlichen Bambusrohr durchbohrt, ziehen alsdann in Prozession rings um die Dörfer; noch Andere endlich lassen sich mit eisernen, in ihre Rückenmuskeln eindringenden Haken, an das eine Ende einer langen, wagerecht über einem Pflock befestigten Stange aufhängen, an der sie alsdann mittelst einem Zapfens schnell umgedreht werden, unter dem Beifallzuruf der Zuschauer, denen sie während des Umdrehens Blumen auswerfen.

Eine in Indien gewöhnliche, sehr grausame Sitte besteht darin, daß man Kranke, die von den Aerzten aufgegeben wurden, ans Flußufer bringt, ihnen Mund und Nase mit Sand füllt, und sie auf diese Art ihrem Schicksal überläßt. Wer nach dieser Art letzter Oelung sich wieder erholt, der wird von seiner Kaste ausgeschlossen und als bürgerlich todt betrachtet. Wahrscheinlich könnten manche derer, die auf solche Weise elend zu Grunde gehen, durch sorgfältige Pflege gerettet werden; und wie leicht mag es mitunter geschehen, daß habsüchtige Erben dieses Mittel anwenden, um eines Verwandten loszuwerden, der sonst so schnell nicht, wie sie es wünschen, sterben würde.

Wenn brittische Reisende ihren Weg durch das Gebiet eines mit der Kompagnie verbündeten indischen Fürsten nehmen, so ertheilt derselbe den Bewohnern der Dörfer, durch die sie kommen, gewöhnlich Befehl, jenen die benöthigten Lebensmittel unentgeldlich abreichen zu lassen, wogegen sich die Häuptlinge dieser Dörfer aber alsdann auch berechtigt halten, die Gezelte der Reisenden zu besuchen, und diese mit einer Menge der ungereimtesten Fragen zu quälen. Es verursacht dies den dadurch Behelligten so viel Langeweile und Zeitverlust, daß sie ihre Bedürfnisse gar viel lieber kaufen würden, um so mehr, als die Lebensmittel dermaßen wohlfeil sind, daß, wenn sichs um kleine Portionen handelt, dieselben in Metallgeld nicht gewerthet werden mögen, und man genöthigt ist, sich als Tauschmittel kleiner weißer Schneckengehäuse zu bedienen, die von den Lakkedives-Inseln kommen und Cowries genannt werden.

Digitized by Google

In Calcutta gilt eine Rupie 5200 ſolcher Cowries, in den vom Meer abgelegeneren Landſchaften hingegen nur 3500. Auf dem niedrigen Preiſe der Lebensmittel beruht der geringe Lohn der Dienerſchaft. Ein Palankinträger in Calcutta erhält monatlich nicht mehr als fünf Rupien, oder ungefähr zwölf und einen halben Schelling; daraus muß er ſich kleiden, nähren und kann auch noch etwas zurücklegen. Die Zahl dieſer Träger iſt ſehr groß, zumal beinahe alle Europäer ſich in Palankins tragen laſſen, und man, um gut bedient zu ſein, zehn bis zwölf Träger bedarf. Sie ſind alle Hindus, welche die Vorſchriften und Gewohnheiten ihrer Kaſte ſtreng befolgen. So bringen ſie, zum Beiſpiel, ihrem Herrn wohl ein Glas Waſſer, aber ſie nehmen es ihm nicht wieder ab, nachdem er es durch die Berührung ſeiner Lippen befleckt hat. Ueberhaupt verrichten die Hindu-Diener immer nur das ihnen eigens angewieſene Geſchäft, und wenn einer ſich eine Abweichung von dieſer Vorſchrift erlaubt, ſo wird er von den übrigen gleichſam ausgeſtoßen, und keiner will mehr mit ihm ſprechen, ſpeiſen oder Tabak rauchen. Mittelſt einer guten Mahlzeit jedoch, die er etlichen Brahminen oder auch ſeinen Kameraden gibt, mag die Achtung wieder aufgehoben werden. Man macht ſich keinen Begriff von dem Scharfſinn, womit die Hindus an ihren Gewohnheiten und an den Geſetzen ihrer Kaſte hängen. Weil Perſonen der niedrigſten Klaſſe zum Mahlen des Getreides mit Handmühlen gebraucht werden, ſo erſcheint dieſe Arbeit den Brahminen und den Rajahpoots dermaßen verächtlich, daß ſie lieber Hunger leiden oder ſich mit geröſteten Körnern begnügen, als daß ſie ſelbſt mahlen würden. Der britiſche Heerhaufe, welcher im Jahr 1817 gegen Jubbulpoor auszog, hatte mehr als hinreichenden Getreidevorrath und auch genug Handmühlen; weil aber die vielen indiſchen Soldaten aus den höhern Kaſten lieber kein Mehl erhalten, als ſolches ſelbſt mahlen wollten, und andere nicht in hinlänglicher Zahl vorhanden waren, ſo hätte bald Hungersnoth ſich dem Ueberfluß beigeſellt. Alle Handwerke gehen vom Vater auf den Sohn über, und bleiben viele Geſchlechtsfolgen durch in der nämlichen Familie; daraus erklärt ſichs ohne Zweifel, warum die Hindus, ſonſt im Nachahmen geſchickt, doch nichts vervollkommnen und nie etwas erfinden.

Hr. Fitz Clarence kam auf ſeiner Reiſe in die Nähe der berühmten Ausgrabungen von Ellora, unfern von Aurungabad, und konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, einen Ausflug dahin zu machen. Leider ſah er ſich auf einen Tag beſchränkt, während es Wochen bedürfte, um dieſe bewundernswerthen Denkmäler menſchlicher Beharrlichkeit genauer zu unterſuchen. Es haben zwar verſchiedene Reiſende davon bereits auch Nachrichten mitgetheilt, ihre Werke ſind aber nicht in Jedermanns Händen, und die nachfolgende, den Angaben des Hrn. Fitz Clarence enthobene Beſchreibung dürfte darum vermuthlich manchem Leſer angenehm ſein.

Die Ausgrabungen von Ellora beſtehen in mehr und minder geräumigen Grotten, die durch Menſchenhände in Felſen gehauen ſind, und für den Religionskultus der Hindus beſtimmt waren. Der Hügel, welcher ſie enthält, beſteht aus rothem Granit, und beherrſcht eine ausgedehnte, ziemlich öde Ebene, an deren Eingang ſich das Dorf Ellora befindet. Die größte der

Digitized by Google

Höhlen führt den Namen Kenlas oder Paradies; ihre Länge beträgt zweihundert ſiebenundvierzig, die Breite hundert und fünfzig, und die Höhe hundert Fuß. Durch eine vierzehn Fuß hohe Thür gelangt man auf einen geräumigen Platz, der mit zwei Elephanten-Bildern in Lebensgröße und mit zwei Obelisken von achtunddreißig Fuß Höhe verziert iſt. Zwiſchen beiden Obelisken ſteht ein kleiner Tempel, welcher den Stier Nundee, einen Gegenſtand religiöſer Verehrung der Hindus, enthält; dieſer kleine Tempel iſt durch eine Art Brücke mit dem ungefähr im Mittelpunkt der Grotte befindlichen großen Tempel in Verbindung gebracht. Dieſer letztere, in welchen man über zwei Treppenabſätze von fünfundſechzig Geviertfuß gelangt, iſt in ſeinem Innern nicht über ſiebenzehn Fuß hoch; die pyramidaliſche Decke wird durch ſechszehn Säulen getragen, deren Dicke mit ihrer Maſſe vielmehr als mit ihrer Höhe in Verhältniß ſteht. Die Säulenſchafte ſind von zierlicher Bildhauerarbeit, die Kapitäler hingegen ganz einfach, und die Decke ſtellt dicke Balken vor, deren Endbreie auf den Kapitälern ruhen. Dem Haupteingang gegenüber ſteht eine Vertiefung, die einer Kammer oder Kapelle gleicht, und wahrſcheinlich das innerſte Heiligthum war, um welches her in einiger Entfernung fünf kleine Tempel, von gleicher Geſtalt, wie der große iſt, ſtehen. Die innern und die äuſſern Wände, die Säulen, Pfeiler u. ſ. w. ſind mit Bildhauerwerken überdeckt, welche Menſchen, Thiere und Zierrathen vorſtellen, deren einige, dem Zeugniſſe des Hrn. Fitz Clarence zufolge, an Zierlichkeit den Erzeugniſſen der ſchönen Jahrhunderte Griechenlands nicht nachſtehen. Auſſer dem Hauptwerk in der Mitte der Grotte ſind an ihren Wänden weiterhin zahlreiche Nebengemächer oder Kammern eröffnet, die theils den Prieſtern, theils den vormals in Menge hier zuſammenſtrömenden Wallern zum Aufenthalt dienten. Bedenkt man, daß dies ungeheure Werk aus einem einzigen Stücke beſteht; daß in einer gewaltigen Felſenmaſſe Tempel, Säulen, Hallen, Obelisken u. ſ. w. ausgehauen werden mußten, wie man einen Marmorblock behauet, woraus eine Statue gebildet werden ſoll: ſo weiß man nicht, welcher mehr zu bewundern iſt, ob der Erfinder eines ſolchen Rieſenplans, oder der, welcher beharrlichen Muth hatte, ihn auszuführen.

Auf der Nord- und Südſeite des Tempels von Kenlas befinden ſich mehrere andere Ausgrabungen, deren Zugang ſchwierig iſt. Ihr Umfang iſt kleiner; in Geſtalt und Verzierungen hingegen treffen ſie mit dem Kenlas völlig zuſammen; nur eine, die am ſüdlichſten liegt, unterſcheidet ſich von den übrigen durch ihre gewölbte Bildung, durch ihre einfachen Säulen, und überhaupt durch den Styl ihrer Verzierungen; auch glaubt Hr. Fitz Clarence, ihr Bau ſei ein Werk der Anhänger von Bhud oder Budda, während die andern unbezweifelt Werke der Anhänger der Religion der jetzigen Brahminen ſind. Um zu erklären, wie dieſe zwei Sekten, die gegenwärtig in großer Feindſchaft zu einander leben, vormals ſo nahe beiſammen ſtehende Tempel beſitzen konnten, nimmt er an, es haben dieſelben in einer viel früheren Zeit, ihres gemeinſamen Urſprungs eingedenk, in gutem Vernehmen mit einander, ihrer abweichenden Meinungen ungeachtet, gelebt, und jene blutigen Zwiſte, die ſich mit der Vertreibung der Bhudiſten aus Hindoſtan und dem Dekan endigten, ſeien lange nach der Erbauung der Grotten

von Ellora erſt eingetreten. Das Feld der Vermuthungen und Hypotheſen, welche dieſe Denkmäler veranlaſſen können, iſt übrigens um ſo ausgedehnter, als darüber keine zuverläſſigen Zeitangaben bekannt ſind; die Brahminen behaupten, es ſeien dieſelben vor 7894 Jahren, auf Befehl eines Rajah, welchen ſie Ilou nennen, errichtet worden; gelehrte Mahomedaner verſichern hingegen, ein Rajah, welcher Il hieß, habe die Grotten vor 900 Jahren ausbauen laſſen; beide Behauptungen ermangeln der hiſtoriſchen Grundlage und ſind darum wenig glaubwürdig; auch iſt es ungereimt, ein Werk von ſolchem Umfange, das immerhin die Arbeit mehrerer Geſchlechtsfolgen erheiſchte, einem einzigen Manne zuzuſchreiben. Die Hindus von Aurungabad lehren, es ſeien die Grotten durch Rieſenhände in einer unbekannten Zeit gegraben worden. Merkwürdig iſt es, daß dieſe Tempel, obgleich ſie im Ganzen wohl erhalten ſind, obgleich ſie die Bilder aller gegenwärtig von den Hindus verehrten Gottheiten enthalten, und obgleich ihre ſämmtlichen Verzierungen auf die wirkliche Religion dieſes Volks Bezug haben, dennoch ſeinem Gottesdienſte fremd geworden ſind. Kein einziger Waller beſucht jetzt dieſe Orte, welche vormals die Menge der Gläubigen vermuthlich kaum zu faſſen vermochten, und wo heut zu Tage der Reiſende, auſſer den Vögelſchwärmen, die in Felſenhöhlen niſten, kein lebendiges Geſchöpf antrifft. Dieſe auffallende Erſcheinung mag nur dadurch erklärt werden, wenn man annimmt, es ſeien die Muſelmänner, zur Zeit, wo ſie Hindoſtan feindlich überzogen, in dieſe Heiligthümer eingedrungen, und haben darin Ausſchweifungen begangen, durch die ſie in den Augen der Hindus auf allezeit verunreinigt werden mußten.

In der Nähe von Ellora befindet ſich die zu Nizam gehörige Zitadelle von Dowlutabad, ein in ſeiner Art faſt eben ſo merkwürdiges Werk, als die Tempel, von denen eben die Rede war. Es iſt ein völlig einzeln ſtehender Hügel, der die Geſtalt eines Bienenkorbes hat. Ehe man an den Fuß des Hügels gelangt, kommt man durch die Mauern der einſt ſehr bevölkerten, jetzt aber unbedeutenden Stadt Dowlutabad. Ein ſiebenzehn Fuß breiter und achtzehn Fuß tiefer Graben geht um die Zitadelle her, und über denſelben führt ein Fußpfad, der ſo ſchmal iſt, daß zwei Menſchen darauf nebeneinander zu gehen Mühe haben. Der Unterteil des Hügels, auf dem die Zitadelle ſteht, iſt durch Menſchenhände ſenkrecht gehauen, und ſtellt ſich dem Auge als ein völlig unerſteiglicher Felſen dar. Ein in ſeinem Innern angebrachter verdeckter Weg führt in die Zitadelle. Sein Eingang iſt ſo niedrig, daß man nur tiefgebückt eintreten kann; nachdem man aber einige Schritte gethan hat, befindet man ſich in einem ungefähr zwölf Fuß hohen und eben ſo breiten Gange, welcher ſanft emporſteigt. Iſt man beim Fackellicht etwa zehn Minuten in demſelben vorgeſchritten, ſo findet ſich eine Oeffnung von ungefähr zwanzig Geviertfuß, die auf dem unterirdiſchen Wege herausführt, und mit einer ſehr ſtarken eiſernen Fallthür geſchloſſen werden kann; dies letzte Schutzmittel kann auf den Fall Dienſte leiſten, wo den Belagerern in den Stollen einzudringen gelungen wäre. Man ſteigt von da weiter über einen ziemlich rohen Weg auf die Spitze des Hügels, wo Nizams Fahne weht, und wo auf einem kleinen ebenen Platze ein Vierundzwanzigpfünder und zwei Dreipfünder ſtehen, welche

Digitized by Google

die ganze Artillerie der Zitadelle ausmachen. Auſſer der Wohnung des Gouverneurs, die ein recht ſchönes Ausſehen hat, ſtehen am Abhang des an verſchiedenen Stellen mit Geſträuch bewachſenen Hügels verſchiedene Häuſer und mehrere Thürme; etwa hundert Schritte von der Spitze an gerechnet ward zum Gebrauch der Bewohner des Forts eine Ziſterne gegraben.

Die ungeheure Arbeit, welche erforderlich war, um dieſen Felſen unüberwindlich zu machen, führt auf die Vermuthung, es ſei derſelbe zum Schutz einer ſehr wichtigen Stadt beſtimmt geweſen, und die Nähe der Grotten von Ellora unterſtützt die Meinung, es ſei Dowlutabad, das alte Tagara, welches auch den Namen Deogbur führte, vormals eine ſehr anſehnliche Stadt geweſen, deren Verfall an die Zeit hinaufreicht, worin Aurengzeb den Sitz der Regierung nach Aurangabad verlegte. Der Vorkehrungen unerachtet, wodurch der Baumeiſter der Feſtung von Dowlutabad ihren Zugang zu erſchweren ſuchte, hat ſie doch öfters ihre Beſitzer gewechſelt. Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts befand ſie ſich in den Händen eines indiſchen Fürſten, Namens Ram Deo; die Muſelmänner, die damals zuerſt ihre Streifzüge ans ſüdliche Ufer des Fluſſes Nerbuddah ausdehnten, eroberten dieſelbe. Bald nachher wählte Mahomed, der Sohn von Tonglick Sbah, nachdem er den größten Theil des Dekan an ſich gebracht hatte, Deogbur zu ſeiner Reſidenz, gab dieſer Stadt den Namen Dowlutabad, die beglückte Stadt, und zwang einen Theil der Bewohner von Delbi, ſich dahin zu verpflanzen. Sie blieb aber nicht lange im Beſitz der Muſelmänner, welche durch die Eigenherrſcher von Arincil und Carvatic aus dem Dekan vertrieben wurden. Zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts war Ahmed Nizam Sbah ihr Beſitzer, und beim Sturz dieſes Fürſten kam ſie in die Hände von Malik Amber, eines abyſſiniſchen Sklaven, der durch ſein Kriegertalent Parteihäuptling geworden war. Mahabat Khan, einer der Heerführer von Sbah Jehan, nahm ſie dem Sidi Amber, dem Sohne von Malik Amber, wieder ab. Seit dieſer Zeit haben die Eigenherrſcher, denen Dowlutabad angehörte, jederzeit die Befehlshaberſtelle der Feſtung von dem Amte des Vizekönigs der Landſchaft, worin ſie ſich befindet, getrennt, um zu verhüten, daß dieſer, durch den Beſitz eines ſo ſchwer zugänglichen ſichern Ortes, nicht zum Aufruhr gereizt werde. Ihrer vielfältigen Herrſchaftswechſel ungeachtet, glaubt Hr. Fitz Clarence immerhin, ſie könne kaum anders als durch Hunger oder Verrath genommen werden; weil ſie aber keinen Paß oder Heerſtraße beherrſcht ſo hat ſie auch keine große Bedeutſamkeit, und es ſcheint ſich ihr Nutzen darauf zu beſchränken, daß ſie bei Ueberfällen eine augenblickliche Zufluchtſtätte gewährt. Man erklärt ſich auch leicht, daß die Beherrſcher einer Gegend, die von jeher den Streifzügen fremder Eroberer ausgeſetzt war, die Oertlichkeit benutzten, um eine Zufluchtſtätte zu haben, wo ſie, im Fall der Noth, ihre Frauen, ihre Schätze, und vielleicht auch ihre Götter, in Sicherheit bringen konnten.

Bei der Ankunft in Tofa, einer Stadt von ziemlich gutem Ausſehen, die nur ſteinerne Häuſer hat und an den Ufern des Godavery-Fluſſes liegt, vernahm Hr. Fitz Clarence, es werde die Straße, welche er einſchlagen ſollte, von Streifereien der Bheels beunruhigt. Dieſen Namen führt ein Stamm wilder Menſchen, denen die Vorurtheile und die Sittigung

Digitized by Google

der Hindus gleichmäßig fremd ſind, und die noch in einem Zuſtande völliger Barbarei leben. Sie wohnen zerſtreut in den Provinzen von Aurungabad, von Khandeiſh, von Concan und auf der Nordſeite des Fluſſes Nerbuddah in der Provinz Guzeratte. Aehnliche wilde Stämme trifft man in Hindoſtan überall; die dem Rajah von Nagpoor zuſtehenden Landſchaften werden zum Theil von den Gonds beſetzt; in andern Gegenden Indiens ſind ſie unter den Namen Getes, Bhattees und Meenkas bekannt. Dieſe Stämme alle hält man für Nachkommen der Ureinwohner Indiens, welche in einer fernen Vorzeit durch die Anhänger des Brahma bezwungen wurden. Dieſe Vermuthung ſcheint durch den Umſtand unterſtützt zu werden, daß in den Staaten von Biccaneer und Jeypoor die Einſetzungs-Gebräuche der Rajah's von indiſcher Herkunft durch Perſonen, die den Stämmen der Getes und Meenkas angehören, vorgenommen werden; und der Grund, den man dafür angibt, iſt, weil jene Stämme vor der Ankunft der Hindus Beſitzer dieſer Lande geweſen ſind. Bei der Einſetzungs-Zeremonie des Rajah von Jeypoor macht der Häuptling des Meenkas-Stammes ihm einen Einſchnitt in die große Fußzehe, und beſtreicht ihm mit dem ausfließenden Blut die Stirne.

Hr. Fitz Clarence, weit entfernt, der Meinung derer beizupflichten, welche das Verfahren der Briten in Indien für Unterdrückung und Tirannei halten, glaubt vielmehr, es ſei daſſelbe löblich, und die unter ihrem Zepter ſtehenden Provinzen ſollen ſich ſehr glücklich ſchätzen. Er kommt in ſeinem Tagebuch öfters darauf zurück, und läßt ſich unter anderm alſo vernehmen: „Wer von allgemeiner Menſchenliebe beſeelt iſt, der muß ſich nothwendig freuen, wenn er hört, daß die britiſche Regierung in Indien einen neuen Zuwachs ihrer Beſitzungen erhalten hat; denn obgleich örtliche Verhältniſſe die Einführung unſrer Verfaſſung und Geſetze daſelbſt nicht geſtatten, ſo erwächſt jedoch immerhin für die Bewohner jener Landſchaften eine vervollkommnete Geſetzgebung und ein vermehrter Wohlſtand aus dem neuen Verhältniß. Wohl weiß ich, daß nicht jedermann dieſe Geſinnungen theilt, und daß, vormals wie jetzt, den Briten große Vorwürfe über ihre Herrſchaft in Indien gemacht wurden; ich weiß auch, daß die Wirkungen der heftigen Ausfälle, welche einer unſrer erſten Redner ſich in dem Prozeß des Generalgouverneur Haſtings erlaubt hat, noch immer nicht völlig erloſchen ſind; allein, ohne die zur Zeit, von welcher Burke ſprach, angeſtellten Beamten der oſtindiſchen Geſellſchaft rechtfertigen zu wollen, halte ich jedoch dafür, man hätte ſeine Anklagen, in gewiſſen Beziehungen wenigſtens, widerlegen können. Wenn er zum Beiſpiel der oſtindiſchen Kompagnie den Vorwurf macht, ſie vernachläſſige alles dasjenige gänzlich, was auf die künftige Bezug hat und den Wohlſtand der ihr unterworfenen Völker befördern könnte: ſo ließe ſich hierauf antworten, zunächſt, daß in jener Zeit die Herrſchaft der Kompagnie noch zu wenig geſichert war, um ihr möglich zu machen, an etwas anders als an die eigene Erhaltung zu denken; und hernach, daß die meiſten Einrichtungen, welche ſie, ſeiner Meinung nach, treffen ſollte, ganz unnütz geweſen wären. So bedarf es keiner Wirthshäuſer oder Karawanſerais in einem Lande, wo jedermann zu Waſſer reiſet, in Barken, welche Obdach und alle erforderlichen Bequemlichkeiten gewähren.

Digitized by Google

Der Bau von Brücken wäre unnütz, weil dieſelben alljährlich in der Regenzeit fortgeſchwemmt würden; auch das Graben von Kanälen wäre ein ſehr überflüſſiges Werk in einem Lande, wo, nach Rennel's Angabe, ſich keine Stadt findet, die über fünfundzwanzig Meilen von einem ſchiffbaren Fluß entfernt ſteht. Wenn auch Landſtraßen angelegt würden, ſo blieben dieſelben unbenutzt, weil die Hindus, entweder aus Trägheit oder um ihrer Vorurtheile willen, gar viel lieber zu Waſſer reiſen. Mit einem Wort, man begreift nicht leicht, was das für große und nützliche Unternehmungen ſind, welche Hr. Burke der oſtindiſchen Kompagnie zumuthet, und deren Unterlaſſung er ihr zum Vorwurfe macht. Wie ſichs übrigens immer auch in dem Zeitpunkt, wo jener berühmte Staatsmann ſeine Reden hielt, mag verhalten haben, ſo bleibt immerhin gewiß, daß der britiſchen Regierung in Indien ſeit langen Jahren das Verdienſt zukommt, anſtatt der barbariſchen und willkührlichen Deſpotengewalt der eingebornen Landesfürſten eine milde, gerechte und väterliche Geſetzgebung eingeführt, durch unparteiiſche Rechtspflege und kräftige Polizei die Sicherheit der Perſonen und des Eigenthums gewährleiſtet, und überhaupt den unter ihren Geſetzen lebenden Indianern einen vorher unbekannten Grad von Glück und Wohlſtand verſchafft zu haben. Dies iſt eine allgemein anerkannte Wahrheit, und wofern irgend ein unvorgeſehenes Ereigniß die Herrſchaft der Briten in Indien zerſtören ſollte, ſo müßte das Gedächtniß ihrer wohlthätigen Verwaltung doch immerhin ſich auf die ſpäteſten Nachkommen fortpflanzen. Die gegenwärtige Regierung beſchränkt ihre Sorgfalt nicht auf die Verwaltung im engern Sinne; ſie beſchäftigt ſich auch mit andern, die Künſte und die gemeine Wohlfahrt betreffenden Dingen. So hat ſie zum Beiſpiel, mit vielem Aufwand und Koſten, mehrere von den vormaligen Beherrſchern des Landes errichtete Denkmäler herſtellen laſſen, und eben jetzt läßt ſie einen Kanal wieder öffnen, der ſeit länger als einem Jahrhundert völlig unbrauchbar geweſen iſt. Der Statthalter von Caſhmir, Ali Murdhan Khan, hatte dieſen Kanal um die Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts graben laſſen, nicht zum Behuf der Schifffahrt, ſondern zur Bewäſſerung einer ausgedehnten Landſchaft zwiſchen Paniput und Delhi. Der zuvor ganz unfruchtbare Erdſtrich ward vermittelſt dieſer Wäſſerungen ſo fruchtbar, daß er dem Statthalter ein jährliches Einkommen von vierzehn Lack Rupien abwarf; ſeit der Kanal verſandet iſt, trat auch in jenem Landesbezirke die frühere Unfruchtbarkeit wieder ein, und er erträgt jetzt nur noch ein Lack Rupien. Neben dem landwirthſchaftlichen Nutzen gewährte der Kanal den Einwohnern von Delhi annoch den wichtigen Vortheil eines im Ueberfluß vorhandenen, geſunden und angenehmen Waſſers, während ſie jetzt nur Quellwaſſer haben, das mit Natron geſchwängert und, in gewiſſen Jahrszeiten wenigſtens, der Geſundheit ſchädlich iſt. Die Herſtellung dieſes Kanals iſt darum ein ſehr wohlthätiges Werk; der jetzige General-Gouverneur von Bengalen hat ſich davon überzeugt, und einen geſchickten Ingenieur mit der Aufſicht der Arbeiten beauftragt. Wie beträchtlich die Koſten auch ſein mögen, ſo werden ſie doch immerhin weit übertroffen ſein durch das Ergebniß der Fruchtbarkeit von mehr denn einer Million Morgen Landes, welche jetzt unbebaut liegen."

Digitized by Google

„Nichts“, ſagt Hr. Fitz Clarence an einer andern Stelle, „nichts iſt erſtaunenswerther, als die ſchnellen Fortſchritte unſrer Herrſchaft in Indien. Noch im Jahr 1746 waren unſre Niederlaſſungen auf etliche Faktoreien beſchränkt, deren Direktoren vor den Unterbeamten des Kaiſers von Mogol zitterten und ſich die ſtolzen Anmaßungen derſelben gefallen laſſen mußten. Ihre ganze Militärmacht beſtand in etlichen Schildwachen der Waarenmagazine; im Jahr 1817 beſaß die oſtindiſche Kompagnie eine Armee von 150,000 bewaffneten Soldaten, die den beſten europäiſchen Heeren an guter Mannszucht glichen, und einen geſchickten General und großen Staatsmann zum Anführer hatten. Auch liefert eben dieſe Geſellſchaft gegenwärtig dem Kaiſer von Mogol, als einem Penſionair der Regierung, ſeinen Unterhalt. Dieſer faſt unglaubliche Machtzuwachs iſt hauptſächlich das Werk des Uebergewichts, welches die europäiſche Taktik und Disziplin den britiſchen Heeren, denjenigen der indiſchen Fürſten gegenüber, ertheilten. Zwar haben auch dieſe ſich unſre Waffen gutentheils angeeignet, aber die unter ihren Truppen herrſchende Unordnung, die mangelnde Uebereinſtimmung ihrer Bewegungen und die ihnen gänzlich fehlende Mannszucht machen es unmöglich, daß ſie einen regelmäßigen und wohlberechneten Widerſtand leiſten können. Bekanntlich beruht die Hauptſtärke der britiſchen Armee in Indien auf den Regimentern der Sepoys oder Cipays, die aus Muhamedanern und Hindus beſtehen, welche großentheils von britiſchen Offizieren befehligt ſind. Die Franzoſen hatten zuerſt den Verſuch gemacht, aus den Landeseingebornen Regimenter zu bilden und ihnen europäiſchen Waffenunterricht zu geben; allein ihre Sepoys gelangten nie zu der guten Mannszucht, wie die unſrigen; freilich iſt es der Fall, daß auch wir nur langſam und mit vieler Mühe gute Soldaten aus ihnen zu ziehen vermocht haben. Die Gewohnheiten der Hindus, die vielfältigen Gebräuche und Zeremonien, welche ihre Religion ihnen auflegt, endlich dann auch ihre Kaſtenvorurtheile machen es überaus ſchwer, ſie an europäiſche Disziplin zu gewöhnen; und nachdem man einmal dahin gelangt war, ſie mit dem regelmäßigen Dienſt vertraut zu machen, bedürfte es noch viel Gewandtheit und Geduld, um ſie zu bewegen, ihre Nationalkleidung abzulegen und unſern Rock und Kopfbedeckung dafür anzunehmen. Jetzt iſt die Umwandlung vollſtändig bewirkt, zumal in der Armee von Bengalen, und an der Hautfarbe allein nur mag man die Sepoys derſelben von den europäiſchen Truppen unterſcheiden. In der Präſidentſchaft von Madras iſt es immer ſehr ſchwierig geweſen, den Sepoys die Neuerung in der Kleidung zu belieben. So gelang es zum Beiſpiel bisher nicht, die Reiterei von Madras zum Tragen der ledernen Beinkleider zu bringen, weil ſie fürchten, dieſelben möchten aus Kuhleder verfertigt ſein, und von einem Thiere herrühren, das bei den Hindus bekanntlich in großer Verehrung gehalten wird. Inzwiſchen hat das verſtändige und kluge Verfahren, welches die britiſch-oſtindiſche Regierung hinſichtlich der Sepoys beobachtet, einen ſo glücklichen Erfolg gehabt, daß in mehrern Fällen der Gehorſam gegen ihre Offiziere über die religiöſen Vorurtheile obſiegte. Ein auffallender Beweis hievon ergab ſich im Jahr 1809 bei Anlaß eines Streites, welcher ſich zwiſchen den Muhamedanern und den Benares-Indianern erhoben hatte. In der

Digitized by Google

Absicht, diesen letztern einen Schimpf anzuthun, hatten jene auf dem unfern eines heiligen Linnenes stehenden Altar, einer Kuh den Hals abgeschnitten; um für diese in den Augen der Indianer abscheuliche Entheiligung sich zu rächen, hatten diese hinwieder in einer der muhamedanischen Moscheen ein Schwein getödtet. Es erhob sich hierüber ein blutiger Streit, und die minder zahlreichen Muselmänner wurden aus der Stadt vertrieben. Die Regierung war genöthigt, zu Stillung des Aufruhrs eine bewaffnete Truppe zu gebrauchen, die aus Sepoys bestand. Die Brahminen, sobald sie dieselben anrücken sahen, riefen ihnen zu, es sei die Veranlassung des Streites eine Sache, die ihre gemeinsame Religion betreffe, und der schwerste Fluch solle sie treffen, wofern sie weiter vorrücken würden. Statt aller Antwort rückten die Sepoys mit gekreuzten Bajonetten vor und zerstreuten die Aufrührer. Bei einem neulich in Berelly statt gefundenen Aufruhr blieben die Sepoys, obgleich sie von der Mehrzahl der Aufrührer überwältigt zu werden Gefahr liefen, ihrer Pflicht treu, und es fand sich kein einziger Ausreisser unter ihnen; das Gleiche geschah bei den jüngsten Unruhen in Poonah, wo weder Verheißungen, noch Drohungen, selbst Mißhandlungen nicht, sie von ihrer Pflicht und von der ihren Vorgesetzten geschwornen Treue abwendig machen konnten. Uebrigens ist es allerdings der Fall, daß ihr eigener Vortheil sie dazu bewegen muß, zumal sie an den Briten jederzeit gerechte und gute Herren hatten, die ihren Sold genau zahlten; ein Umstand, der ihnen gar nicht gleichgültig ist; die im Dienst Verstümmelten empfangen Retraite-Gehalte, und wer eine gewisse Zeit lang gedient hat, erhält ein Stück Land eigenthümlich. Wofern die Regierung diesem System treu bleibt, und zu gleicher Zeit ihre Religionsmeinungen mit Achtung und Schonung behandelt, so kann sie auch, wie ich nicht zweifle, auf ihre Treue so gut, wie auf diejenige der europäischen Soldaten zählen."

Ehe die Reisenden die unter dem Namen Western Ghauts (das Wort Ghaut bedeutet eigentlich einen Bergpaß) bekannte Bergkette erreichten, machte Hr. Fitz Clarence beim Dorfe Carli Halt, um die in dortiger Gegend befindlichen Höhlen zu beaugenscheinen. „Am Fuß einer Hügelkette, derjenigen von Ellora ähnlich (sagt er), ließen wir unsre Pferde zurück, und und stiegen einen schmalen, holperigen Fußsteig an, der für das Bett eines Baches gelten konnte. Wir hatten bald eine schmale Terrasse erreicht, die mit der Höhle parallel steht, welche sich, wie jene von Ellora, gegen Westen öffnet. Der Eingang hat ungefähr sechzig Fuß Höhe und ist mit zwei Obelisken verziert, welche Löwen tragen, deren einer stark beschädigt ist. Durch eine Art Vorhof, worin Elephanten und andere Bildwerke mehr stehen, gelangt man in eine große, neunzig Fuß lange und dreißig Fuß breite Höhle. Ihre Wölbung wird durch zwanzig steinerne, über zwanzig Fuß hohe Säulen und Elephantenbilder getragen. Am hintern, dem Eingang gegenüberstehenden Ende findet sich ein großer Steinblock, der die Gestalt eines Grabmals hat, und dessen Obertheil in eine Kuppel ausläuft. Es scheint diese Grotte der Verehrung des Buddha gewidmet gewesen zu sein; ich bemerkte mehrere Inschriften darin, deren Buchstaben mir völlig unbekannt waren. In der Nähe befinden sich andere Grotten, die wahr-

Digitized by Google

ſcheinlich den Prieſtern zum Aufenthalt dienten; über eine ſteinerne Treppe ſtiegen wir in eine Art Saal, welcher dreißig Fuß ins Geviert hatte und auf drei Seiten mit kleinern, acht Fuß ins Geviert haltenden Nebenzimmern umgeben war. Einer unſrer Begleiter hatte im Saal eine Flinte abgedrückt, deren durch zahlreiche Echo's wiederholter Ton mehrere Minuten donnerähnlich andauerte. Dieſe merkwürdigen Denkmäler haben alle beträchtlich gelitten, weniger durch die Zeit, als durch Beſchädigung von Menſchenhänden; man gibt den Portugieſen dieſe Zerſtörungen Schuld; ich zweifle aber, daß ſie je in dieſe Gegend gekommen ſind, und ich glaube viel eher, die Beſchädigungen rühren von den Muhamedanern her."

„So wie man den Weſtern Ghauts ſich nähert, wird die Landſchaft mannigfaltiger; nackte Felſen, die mit dem ſchönen Pflanzenwuchs der Abhänge, über denen ſie emporragen, mächtig abſtechen; Thalgründe, deren Tiefe das Auge kaum erreichen mag; Berggipfel, worauf Feſtungswerke ſtehen; alles dies zuſammen gewährt einen überaus maleriſchen Anblick. Bis zum höchſten Punkt des Bergpaſſes gelangt man auf einem faſt unmerklich anſteigenden Pfade; auf der andern Seite hingegen muß man über einen ſchlimmen, ſteilen und ſehr holperigen Weg hinunterſteigen; eine Menge Schanzgräber, die der Armee von Bombay angehören, waren eben beſchäftigt, die Straße zum Uebergang der Artillerie brauchbar zu machen. Die Weſtern-Ghauts-Kette dehnt ſich von den Ufern des Taptee bis ans Kap Comorin aus, in einer zwiſchen dreißig und fünfzig Meilen abwechſelnden Entfernung vom Meer; ſie iſt, wie die Andenkette im ſüdlichen Amerika, auf der Weſtſeite ſehr ſteil, während ſie auf der Oſtſeite ſich über einen ſanften Abhang unmerklich neigt."

„In dem am Meeresufer gelegenen Dorf Pamvelle nahmen wir eine Barke, um in die Stadt Bombay zu gelangen, die auf einer Inſel ſteht. Im Ueberfahren machten wir bei der kleinen Elephanten-Inſel Halt, die in der Rhede von Bombay liegt, ſich dem Auge wie zwei nebeneinander ſtehende Hügel darſtellt und mit ſchönen Bäumen bewachſen iſt. Wir ließen uns nach der berühmten Grotte oder Höhle dieſer Inſel führen. Dieſelbe war durch eine große Mauer geſchloſſen, die mit einem Thor verſehen iſt, wozu ein alter Invalide, der Hüter des Denkmals, den Schlüſſel hat. Sie iſt nicht ſo geräumig und merkwürdig, wie die Höhlen von Ellora und Carli, mit denen ſie ſonſt Aehnlichkeit hat; das einzige Neue, was ich darin fand, war eine Bildſäule mit drei Köpfen, die vermuthlich Brahma, Viſhnou und Shiva vorſtellen ſollen."

„Nachdem wir die Elephanten-Inſel beſichtigt hatten, kehrten wir zu unſrer Barke zurück, und gelangten in wenigen Stunden nach Bombay, wo wir beim Statthalter, Sir Evan Nepean, der uns aufs freundſchaftlichſte empfing, Wohnung erhielten."

„Am folgenden Tage beſuchte ich die Becken des Hafens. Sie wurden aus Granit im Jahr 1735 durch einen geſchickten Baumeiſter verfertigt, der dem Volke der Parſen angehörte, deſſen Nachkommen im fünften Geſchlecht noch gegenwärtig die Aufſicht der Werften führen, und dieſen Vorzug durch ererbte Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit verdienen. Es werden

Digitized by Google

in Bombay nicht nur Kauffahrteischiffe, sondern auch Fregatten und Linienschiffe gebaut, die in keiner Hinsicht den in Europa verfertigten nachstehen."

„Die Bevölkerung der Stadt Bombay besteht zum Theil aus Parsen, deren Hautfarbe weißer ist, als die der Eingebornen, obgleich nicht völlig so weiß, wie die der Europäer; sie sind großentheils gut erzogen und arbeitsfleißig, die meisten sprechen und schreiben auch Englisch. Die Parsen sind bekanntlich Anbeter des Feuers, und ihre Verehrung für dieses Element geht so weit, daß ein Bedienter, den ich während meines Aufenthalts in Bombay gebrauchte, sich weigerte, meine Kerze zu löschen, und für dies Geschäft jemand anders rief. Ihr Oberpriester Moulah Feruz ist ein kenntnißreicher Mann, welcher Orme's Geschichte der indischen Kriege aus dem Englischen ins Persische übersetzt hat. In kleiner Entfernung von Bombay steht der Tempel des Feuers, dieses vorzüglichen Gegenstandes der Verehrung der Parsen. Es ist derselbe ein kleines, ungefähr acht Fuß langes und fünf Fuß breites Gebäude, mit schrägem Dache und kleinen Gitterfenstern, durch die der Rauch seinen Ausgang nimmt; es wird darin mit wohlriechendem Holz ein beständiges Feuer unterhalten. Ihren Begräbnißplatz habe ich nicht gesehen, weil sie jeden Fremden davon sorgfältig entfernt halten; hingegen versicherten mich sachkundige Personen, daß sie keineswegs, wie behauptet worden ist, ihre Leichen den Raubvögeln preisgeben."

„Die ostindische Gesellschaft besitzt gegenwärtig in Bombay ungefähr vierzehn bewaffnete Fahrzeuge von sechs bis sechszehn Kanonen, welche den freien Verkehr zwischen Bombay, dem Golf von Persien und dem rothen Meer gewährleisten und die Kauffahrteischiffe längs der Küste von Cutch gegen die Angriffe der Seeräuber schützen sollen. Die, so heutzutage diese Gewässer gefährden, sind Wahabis, welche auf der Südseite des persischen Meerbusens wohnen. Ihre größte Niederlassung ist in Ras Al Kymer; sie können ungefähr sechszehntausend Mann zusammenbringen und besitzen eine bedeutende Zahl Fahrzeuge, welche sich der Ruder sowohl als der Segel bedienen, und dadurch bei Windstillen vor andern Schiffen einen bedeutenden Vorzug haben. Da sie gewöhnlich mit zahlreicher und kühner Mannschaft besetzt sind, so bestreben sie sich möglichst bald zu entern, und wenn ihnen dies gelingt, so entgeht ihnen ihre Beute auch nur selten; doch meiden sie gewöhnlich Kriegsschiffe und greifen nur Kauffahrer an, von denen sie sich eine reiche Beute versprechen können. Ihr Hauptfeind ist der Imaum von Muscat, dessen großer Vortheil es erheischt, den Handelsverkehr in diesen Gewässern zu beschützen und der darum auch mit den Seeräubern beständigen Krieg führt."

„Am 8. Hornung 1818 schiffte ich mich auf dem Merkur, einem Fahrzeuge von hundert und achtzig Tonnen, ein, das mit zwölf Caronnaden und zwei Neunpfündern versehen war, so daß ich von Kaperangriffen nichts zu besorgen hatte. Unsere Ueberfahrt war glücklich; am 20. kamen wir durch die Meerenge von Bab-el-Mandeb, und am 21. warfen wir den Anker im Angesicht von Mocha aus, welches gegenwärtig die Zwischenstation von Aegypten und Indien ist. Am 25. kamen wir neben zwei kleinen Eilanden vorbei, welche die Brüder hießen, und am 26. trafen

Digitized by Google

wir vor Coſſier oder Coſſeir, einem ägyptiſchen Hafen, ein. Coſſeir liegt auf einer völlig unfruchtbaren Küſte, auf der man nur Sandflächen und nackte Felſen, aber keine Bäume, nichts Grünes und keine Quellen ſieht. Die Stadt iſt ziemlich anſehnlich; die Häuſer ſind aus Lehm gebaut und umgeben ein kleines Fort, deſſen Mauern auf der Seeſeite mit zwei Kanonen beſetzt ſind. Das Haus des Statthalters zeichnet ſich vor den andern nicht aus. Indeſſen iſt Coſſeir ein nicht unwichtiger Seehafen; das Getreide und andere Lebensmittel, welche die Städte von Mekka und Dſeddah, ſo wie überhaupt das weſtliche Arabien, aus Aegypten ziehen, gehen durch Coſſeir; und hier ſchiffen ſich auch die Pilger aus der ganzen Barbarei und aus Aegypten ein, die nach Mekka ziehen.“

„Sobald ich in Coſſeir angekommen war, verfügte ich mich zu dem Statthalter, Mehemed Effendi, um ihn zu befragen, ob ich ohne Gefahr durch die Wüſte nach Chenné am Nil reiſen könne, und wie viel Zeit ich dazu nöthig hätte? Er antwortete auf meine erſte Frage, daß in allen unter der Herrſchaft des Paſcha von Aegypten, Mehemed Ali, ſtehenden Ländern ein Reiſender ſeine Goldbörſe auf die Landſtraße niederlegen könnte, ohne daß er fürchten müßte, es werde ein Vorübergehender ſich daran vergreifen. Hinſichtlich der zweiten Frage ſagte er, es wäre möglich, in ungefähr ſechsunddreißig Stunden nach Chenné zu kommen, weil ich aber an den Gang des Kameels nicht gewohnt ſei, ſo werde ich mehr brauchen. Er übernahm es, mir ſieben Kameele zu verſchaffen, deren ich für mich ſelbſt und mein Gefolge bedurfte. Dieſes beſtand aus einem Mauren von Tanger, welcher Mohumed hieß, ſich in England, Spanien und Frankreich aufgehalten hatte und mir als Dolmetſcher diente, aus drei türkiſchen Soldaten, einem Araber und einem Neger. Mit dieſen Begleitern trat ich am 26. März bei Anbruch der Nacht den Weg an, und bald befand ich mich mitten in der Wüſte. Wir machten nicht eher Halt bis zwei Uhr nach Mitternacht; jedoch mußte ich mehrmals vom Kameel abſteigen und zu Fuß gehen, um mich von der angreifenden und ermüdenden Bewegung des Thieres zu erholen. Nach kurzem Halt ſetzten wir unſern Weg fort; bald ward es Tag, und ich konnte jetzt die Landſchaft, welche wir durchzogen, in Augenſchein nehmen. Es iſt eine ausgedehnte Sandebene, worin viele Felsſtücke zerſtreut liegen, welche eine ſenkrechte Höhe von zwanzig bis hundert Fuß und die ſeltſamſten und mannigfaltigſten Geſtaltungen haben. Der Weg ſchlängelt ſich zwiſchen dieſen Felsblöcken und führt nirgends über irgend eine Anhöhe. Zur Rechten und zur Linken trägt alles den Karakter der Zerſtörung an ſich; keine Pflanze, keinen Bach, keine Quelle trifft man an; an zwei oder drei Orten nur haben die Kameelführer, welche ſich dieſer Straße bedienen, kleine Ziſternen gegraben, in denen der Reiſende ſchlechtes Waſſer in geringer Menge findet. Es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß, wofern man etwas tiefe Brunnen in den Felſen graben wollte, man Waſſer, wo nicht im Ueberfluß, doch in hinreichender Menge fände. Dies Unternehmen wäre um ſo nützlicher, als die Straße zwiſchen Coſſeir und Chenné ſehr viel gebraucht wird; in den drei Tagen, welche wir darauf zubrachten, begegneten uns mehrere mit Lebensmitteln und Kaufmannsgütern beladene Karawanen. Wir kamen durch verſchiedene

Digitized by Google

Engpäſſe, die vormals ſehr gefährlich waren, und unſre Begleiter erzählten uns, wie öfters hier durch Beduinen-Araber ganze Karawanen, wenn ſie auch eine zahlreiche Militärbedeckung hatten, überfallen und beraubt wurden; ſie ſetzten hinzu, die ſtrenge Verwaltung des Paſcha von Aegypten habe dieſem Räuberunfug ein Ende gemacht."

„Am 28. früh hatte ich endlich die felſigte Gegend zurückgelegt und war in eine flache Ebene gekommen, die mit graulichtem Sande, welcher ſchmutzigem Schnee glich, überzogen war. Gegen Abend erreichten wir das Ende der Wüſte, und alsbald erblickte ich, ſtatt unfruchtbarer Felſen und dürrem Sand, zahlreiche, mitten unter Gerſtenfeldern ſtehende Dörfer, ſchöne, mit Heerden beſetzte und von Palmbäumen beſchattete Weiden. Man kommt alſo ohne einigen Uebergang aus der Wüſte auf das fruchtbarſte Land. Die Grenze der Nilüberſchwemmung iſt es, die dieſe Scheidungslinie bildet; das von dem Fluß nicht beſpülte Land iſt keines Anbaues fähig, während dasjenige, welches einige Monate des Jahres vom Nilwaſſer überdeckt wird, an Fruchtbarkeit keinem andern nachſteht."

„Am 29. früh traf ich in Khenné ein, und weil ich mich in der Nähe der Ruinen des Iſistempels von Dendera befand, ſo wollte ich nicht weiter reiſen, ohne dieſelben beſucht zu haben. Ein zu Konſtantinopel geborner und ſeit einigen Jahren in Khenné angeſiedelter Engländer, Hr. Robert Anderſon, war ſo gefällig, mich zu begleiten. Ein großer Theil der Mauern, Thüren und Säulen dieſes Tempels, deſſen Inneres, wie es ſcheint, in mehrere Zimmer abgetheilt war, ſteht noch aufrecht; und obgleich der Zerſtörungseifer der Muſelmänner bemüht geweſen iſt, die Bildhauerwerke, welche lebendige Geſchöpfe darſtellen, zu verſtümmeln, ſo ſind doch noch eine Menge gut erhaltene halb erhabene Werke (bas-reliefs) übrig, die ohne Zweifel verdienen gezeichnet und bekannt gemacht zu werden. In einem der Vorzimmer bewunderte ich ein blau und geld gemaltes Getäfel, deſſen Farben, ihres hohen Alters ungeachtet, noch ſo friſch und glänzend ausſahen, als wären ſie von geſtern her. Es iſt Schade, daß der um den Tempel und in ſeinem Innern angehäufte Schutt ihn gutentheils bedeckt. Das köſtliche Denkmal könnte mit geringem Aufwand geräumt werden, und es iſt zu wünſchen, daß die Ruhe, deren Aegypten unter Mehemed Ali Paſcha genießt, für dieſe Arbeit möge benuzt werden."

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Allgemeine Bemerkungen. — Die Orazione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor.

— — Ach, das herrliche Italien! Es iſt unter allen Ländern Europens der Apollo, der ewige Jüngling! Hier gibts nichts Neues. Alles iſt beim Alten; die Ruine von Rom, wie der Menſchengeiſt. Hier iſt nichts alternd; denn das Alter wird doch gewöhnlich zu etwas Neuem reif, wenigſtens zur Verwandlung. Das iſt hier der Fall nicht. Ich empfehle Ihnen zum Nachleſen über Italiens neueſten Zuſtand Büſchings Geographie, erſte Ausgabe vom Jahr 1750—1760. Unerhebliche Kleinigkeiten ausgenommen, findet man jedes auf dem vorigen Platz, nur nicht das — Geld; und daher auch nicht Genua und Venedig mit aufgerichtetem Haupt mehr. In den venezianiſch-lombardiſchen Landſchaften walten aber deutſche Ordnung, Häuslichkeit und Zucht von oben herab, wie ehemals. In den päbſtlichen Staaten bewegt ſich männiglich in herkömmlicher Weiſe, inclusive das Raubgeſindel. Im Neapolitaniſchen gilt nur das Neapolitanerthum. Nun wiſſen Sie Alles. Fragt man: Come stà? ſo antwortet jeder: Stà bene. Wer nicht ſo antwortet, iſt ein Bonapartiſt, Muratiſt, Atheiſt, Kalviniſt, Carbonaro.

Mit Ausnahme einiger Werke von und für Gelehrte wird hier nichts Neues geleſen; überhaupt nicht viel geleſen. Die Gebete weiß man auswendig. Die Zeitungen ſind wohlzenſirt. Wäre es doch überall ſo; man hätte tauſend Verdruß weniger! — Und warum kanns denn nicht überall ſo ſein? Ich erkläre geradezu, all' unſer Unheil ſtammt aus dem Londoner Parlement und den Pariſer Kammern. Wären dieſe einmal durch einen miniſteriellen Staatsſtreich beſeitigt, ich wette, die goldne Zeit des Mittelalters ſtände wieder in Europa ſo zierlich da, wie in Veit Webers Ritterromanen. Die Völker lebten wieder in der vormaligen, ſeligen Iſolirung und wüßten kein ſterbendes Wörtchen von einander, bis es den Kabineten einmal gefiele, wegen einer Erbſchaft oder andern ähnlichen, das Wohl der Menſchheit betreffenden Sache ſie gegenſeitig auf die Schlachtfelder zu führen. —

Diejenige Druckſchrift, welche mir zufällig am meiſten zu Geſicht kam, ſchicke ich Ihnen hier. Es iſt die Copia di una ragione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor Gesù Cristo in Gerusalemme, la quale sonervò da Sua Santità, e da Carlo V ne loro oratori in cassa d' argento. Sie iſt gedruckt, wie ſie ſehen, zu Napoli nella Stamperia di *Severino*, und zwar con permesso de' Superiori.

Es iſt ein karakteriſtiſches Aktenſtück zur Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, daher füge ich Ihnen meine wörtliche Ueberſetzung bei. Sie lautet alſo:

„Die heil. Eliſabeth, Königin von Ungarn, die heil. Mathilde und die heil. Brigitte ver-

Digitized by Google

langten einige nähere Umſtände von dem Leiden Jeſu Chriſti zu vernehmen, und thaten deswegen beſondere Gebete, worauf ihnen Jeſus Chriſtus erſchien, und jeder von ihnen folgendermaßen erzählte:“

„Meine geliebten Dienerinnen, ſo wiſſet denn, daß der bewaffneten Soldaten anweſend waren 125. Diejenigen, welche mich gebunden fortſchleppten, waren an der Zahl 23. Der Vollzieher der Juſtiz waren an der Zahl 33. Fauſtſchläge wurden mir auf den Kopf 30 gegeben. Um mich beim Garten von der Erde aufzurichten, empfing ich 105 Stöße. Der Schläge mit den Fäuſten gegen Kopf und Bruſt waren 108; Hiebe auf die Schultern 80. Weggezerrt am Seil und bei den Haaren ward ich 23 mal; ins Geſicht geſpuckt 30 mal. Schläge bekam ich 6666; Wunden am Leib 110; Löcher im Kopf 100. Am Kreuz gaben ſie mir 1 Todesſtoß. Zu einer Zeit ſtieß ich 129 Seufzer aus. Beim Bart geſchleppt und gezupft wurde ich 23 mal. Dornenſtiche am Haupt waren 100; tödtliche Dornen auf der Stirn 3. Speichelflecke im Geſicht 150. Wunden, die ich empfing, waren 1000. Soldaten, die mich führten, waren 108. Gerichtet haben mich 3. Blutstropfen, die von mir floſſen, waren 3 Millionen achttauſend vierhundert und dreißig.“

„Wer täglich ſieben Pater Noster und Ave Maria binnen zwölf Jahren betet, um damit der Zahl der Blutstropfen, die ich vergoß, gleichzukommen, dem gewähre ich fünf Gnaden.“

„Die erſte, volle Indulgenz und Erlaſſung der Sünden.“

„Zweitens ſoll er von der Strafe des Fegfeuers frei ſein.“

„Drittens, wenn er vor dem Verlauf der zwölf Jahre ſtürbe, ſoll es gelten, als wenn er ſie vollgemacht hätte.“

„Viertens ſoll er gelten wie ein Märtyrer und als wenn er ſein Blut für den heiligen Glauben vergoſſen hätte.“

„Fünftens will ich vom Himmel herab auf die Erde für deine Seele ſorgen und für die deiner Verwandten bis in das vierte Geſchlecht.“

„Wer dieſe Worte (orasione) bei ſich trägt, ſoll nicht durch Erſäufung oder Erſtickung ſterben, oder eines böſen, oder eines plötzlichen Todes. Er iſt ſicher vor anſteckender Seuche, vor dem Blitz; er ſtirbt nicht ohne Beichte; er iſt geborgen vor ſeinen Feinden und vor der Gewalt der Juſtiz (e del poter della giustizia) und vor allen ſeinen Gegnern und vor falſchen Zeugniſſen.“

„Die Frauen, welche bei der Entbindung nicht gebären können, wenn ſie dieſen Zettel tragen, werden ſchnell entbunden und gehn aus aller Gefahr.“

„Wer dieſe Rede im Hauſe hat, da werden keine Verrätherei noch andere ſchädliche Dinge ſtatt finden, und vierzig Tage vor ſeinem Tode wird er die allerſeligſte Jungfrau Maria ſehn.“

„Ein gewiſſer Hauptmann ſah auf der Reiſe einen vom Rumpf getrennten Kopf. Dieſer Kopf redete ihn alſo an: Weil Ihr doch nach Barcellona reiſet, ſo ſchicket mir einen Beichtiger, dem ich beichten könne. Es ſind ſchon drei Tage, daß ich von Räubern und Mördern getödtet

Digitized by Google

bin; kann aber nicht ſterben, bis ich gebeichtet habe. Da nun der Hauptmann den Beichtiger herführte, beichtete der lebendige Kopf und dann ſtarb er, und man fand bei ihm dieſe Rede des Herrn.“

„Dieſe Rede iſt approbirt von verſchiedenen Tribunalien der heiligen Inquiſition und von den Königen von Spanien.“

„Man ſoll alſo die ſieben Pater und Ave für gebenedeite Seelen beten und für ſolche, die einem am meiſten am Herzen liegen.“

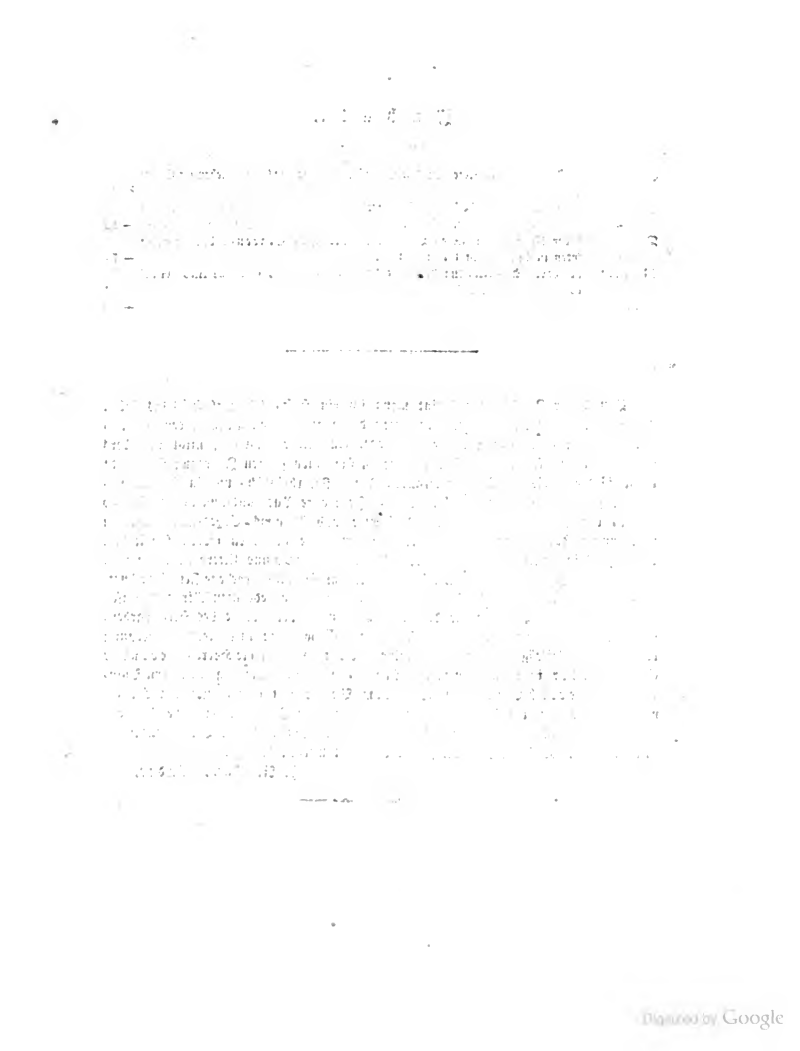
„Neapel 1815. In der Druckerei von Severino. — Mit Erlaubniß der Obern.“

Wie wird Ihnen beim Leſen ſolcher Dinge zu Muth? Was ſagen Sie zu einem Volke, das noch dergleichen annimmt? Was zu einer Geiſtlichkeit, die noch dergleichen gibt oder billigt? Was zu der Maxime, die Werke geiſtvoller Männer zu zenſiren; Schriften, in welchen dem Volke geſunde Wahrheiten gegeben werden, zu unterdrücken, und ſtatt deſſen mit Erlaubniß der Obern Blätter auszuſtreuen, welche, zum Verderben der Religioſität, die roheſten Lügen zur Nahrung des roheſten Aberglaubens enthalten?

Bibliographiſche Anekdote.

Plantin war aus der Gegend von Tours gebürtig. Von der Glücksgöttin ſelbſt übel bedacht, kam er nach Antwerpen, und gewann ſeinen Unterhalt dadurch, daß er, und zwar mit vieler Geſchicklichkeit, in einer kleinen Bude Schachteln von Pappendeckel und andere ſolche Kleinigkeiten verfertigte. Eines Abends, als er dem Meere nach über den Platz ging, erhielt er ganz unverſehens einen Dolchſtich in den Unterleib, der ihm eine gefährliche Wunde verurſachte. Er hatte den Meuchelmörder erkannt; es war ein reicher junger Antwerper. Plantin erklärte ihm, daß er ihn wegen des frevelhaften Angriffes vor den Gerichten verfolgen werde. Der junge Herr aber kam zu ihm in die Bude und betheuerte, daß er niemals die Abſicht gehabt, ihn zu beſchädigen, ſondern durch einen kläglichen Mißgriff, ſtatt eines Nebenbuhlers, an dem er ſich hätte rächen wollen, ihn verwundet habe. Plantin blieb unerbittlich, und erſt nachdem der Vater des jungen Menſchen auch noch mit ſeinen flehentlichen Bitten ins Mittel getreten, ließ er ſich bereden, ſich gegen Auszahlung einer ſehr beträchtlichen Summe Geldes der gerichtlichen Prozedur zu mäßigen. Gleich nach ſeiner Geneſung kaufte er alsdann aus der erhaltenen Baarſchaft ein Haus, errichtete eine Buchdruckerei, und begann jene Arbeiten, durch welche er einſt ſo berühmt werden ſollte. Nach Verfluß von einigen Jahren ward ſein Haus für die Wichtigkeit ſeiner Unternehmungen zu klein erfunden, und er kaufte auf dem Platze des Freitagsmarktes ein andres, ſehr ſchönes, wo ſich noch gegenwärtig ſeine Buchdruckerei in den Händen ſeiner Nachkommen, der Herren Moretus, befindet. H.

Digitized by Google



Inhalt.

Eines deutschen Wanderers Blätter von den Südostküsten Spaniens, geschrieben im Spätjahr 1819. S. 49
Schreiben des Hrn. Joseph Wolf zur Rechtfertigung seines Uebertritts von der katholischen zur evangelischen Kirche. — Schreiben des Hrn. Kardinals Litta an denselben. — 69
Das Tagebuch der Reise des britischen Oberstlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818. — 75
Mannigfaltiges. Aus Italien: Allgemeine Bemerkungen. — Die Oratione ritrovata nel S. Sepolcro di nostro Signor. — 94
Bibliographische Anekdote. — 96

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Convert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1820.

März-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Parga und seine Bewohner, von Deboffet, britischem Kommandanten von Parga.

Parga ist eine kleine, an der Küste von Epirus befindliche, mit Mauern umgebene und auf einem kegelförmigen Felsen, den das Meer von drei Seiten bespült, erbaute Stadt. Zwei ihr zur Seite ruhende Buchten dienen zum Aufenthalt kleiner Fahrzeuge. Eine Art von Zitadelle ist die Wohnung des Befehlshabers.

Die weite und schöne Aussicht der Stadt dehnt sich über ihr Gebiet nach den Gebirgen Albaniens aus, und umfaßt einen großen Theil des jonischen Meeres. Links entdeckt das Auge die Insel Santa Maura, den berühmten leukadischen Felsen und die Berge von Cephalonien. Rechts zeigen sich, in der Entfernung von zwölf Millen, die Inseln Paxo und Antipaxo. Das der Stadt zustehende Gebiet dehnt sich nur auf zwei bis drei Millen aus, und ihre Gesammtbevölkerung beträgt nicht volle viertausend Einwohner. Ein steiler Berg begrenzt dies Gebiet und trennt es von dem des Ali Pascha.

Parga ward allezeit als den jonischen Eilanden zugehörend und als ein ihnen, und voraus der Insel Corfu, wichtiger Militärposten angesehen; man nennt es das Auge oder das Ohr dieser Insel. Der Arbeitsfleiß der Einwohner und die vielen Wasserbäche, welche das Land durchschneiden, haben das Gebiet von Parga zu einer anmuthigen Gegend gemacht. Luft und Wasser sind gesund; Orangen, Zitronen und Bisamzitronen (cédrats) wachsen daselbst im Ueberfluß; die letztern sind ein bedeutender Handelsartikel. Der höherliegende Theil der Landschaft ist mit Olivenbäumen, Eichen, Platanen und Zypressen bewachsen.

Mehrere Erdbeschreiber melden übereinstimmend, der Fluß, welcher sich eine halbe Mille von Parga ins Meer ausmündet, sei der Cocytus der Alten. Man begreift nicht leicht, wie die Dichter dazu kamen, das plutonische Reich in eine so reizende Gegend zu verlegen; allein die Nachbarschaft des Acheron macht allerdings wahrscheinlich, es sei jener kleine Fluß in der That der Cocytus. Er nimmt seinen Lauf zwischen Felsen durch enge Thäler und bildet mehrere Kaskaden, ehe er das am Meer gelegene, mit Orangen-, Zitronen- und Fruchtbäumen aller Art bepflanzte Thal bewässert. Das Wasser des Cocytus ist weißlicht und mit einem Kalkstoff beladen, der durch seinen Niederschlag auf den Felsen einen alabasternen Tuff, dem von Tivoli ähnlich, bildet.

Wahrscheinlich haben die Alten eine so vortheilhafte Lage, wie diejenige der Landschaft Parga ist, nicht unbenutzt gelassen; inzwischen findet man weder Ruinen noch Münzen, die dem Alterthumsforscher Aufschlüße geben könnten. Einzig nur am rechten Ufer des Cocytus

Digitized by Google

sind einige römische Alterthümer gefunden worden, so wie auch etliche Münzen des östlichen Kaiserreichs.

Die Parganioten haben allezeit mit den Türken in Fehde gelebt; sie sind tapfer und kriegerisch; sie zeichnen sich durch ihre Rüchternheit aus und erreichen ein hohes Alter. Die Männer sind groß und stark. Ihre Tracht ist die der Griechen auf den Inseln, ein gesticktes Kamisol, weite blaue Pantalons und eine rothe Mütze. Sie tragen Backenbärte, und sind gewöhnlich mit einer Flinte, zwei Pistolen, einem Säbel und einem Dolche bewaffnet. Ihre Weiber sind hübsch. Sie tragen ein seidenes oder tuchenes, gesticktes oder mit Goldschnur eingefaßtes Leibchen, einen Rock mit Falten, und eine rothe Doppelschnur, die durch ihre Haarflechten gezogen wird, und diese gefällig und nach antiker Sitte emporhält. Wenn sie ausgehen, so decken sie den Kopf mit einem farbigten Tuch.

Von ihren Nachbarn, den Albaniern, unterscheiden sich die Parganioten durch Sprache wie durch Sitten. Ihre Verhältnisse zu den Venezianern und zu den Inseln erklären diesen Unterschied, welchen auch schon die ungleiche Abstammung begreiflich machen würde. Sie üben Gastfreundschaft, und eine der Ursachen, um deren willen Ali Pascha sie haßt und längst nach dem Besitz ihres Ländchens gestrebt hat, ist diese, daß Parga jederzeit den Schlachtopfern seiner Tirannei als Zufluchtstätte gedient hat. Der Schutz, welchen die Parganioten den von diesem Pascha verfolgten Sultoten zu Theil werden ließen, könnte allein schon ihr diesfallsiges Verdienst begründen.

Landbau und Schifffahrt sind ihre Hauptbeschäftigungen. Sie pflanzen Reben an den Hügelabhängen und bereiten einen ziemlich guten Wein, den sie nebst Baumfrüchten ihren Nachbarn zuführen. Von Korn und Mais ärnten sie kaum die Hälfte ihres Bedarfs. Flachs pflanzen sie für den eigenen Gebrauch, und Tabak theils für sich, theils zur Ausfuhr. Dieser ist sehr gesucht; aber Oel, Zitronen, Orangen und Cedrats sind die wichtigsten Handelserzeugnisse. Sie werden von Ali Pascha's Unterthanen gekauft, und nur die Cedrats gehen nach Triest. Man pflückt sie noch grün und unreif, ehe sie die Größe einer Zitrone erreicht haben, und verpackt sie alsdann sorgfältig. Sie werden meist von den Juden verbraucht, denen ihre Religion dies in einer gewissen Jahrszeit zur Pflicht macht. Wenn die Preise in Triest allzuniedrig sind, geben sie auch nach Polen.

Es befinden sich auf dem Gebiet von Parga ein Dutzend Mühlen, deren sich die Parganioten öfters bedienen, weil ihre Insel nur Windmühlen hat, die bei stiller Luft unbrauchbar sind. Eben so hat Parga einen Theil des Jahres Mangel an Wasser und muß sich dieses von Parga holen.

Die Parganioten besuchen die italienischen Städte, wo sie als Kaffeewirthe oder im Dienst von Speisewirthen ihr Brod suchen. Mit dem Ersparten kehren sie in ihre Heimath zurück. Die Fischerei ist an dieser Küste unbedeutend, und der größte Theil des Fischbedarfs kommt aus der Bucht von Phanari an der Mündung des Acheron.

Digitized by Google

Northwestern University Library

Die Parganioten bekennen ſich zur griechiſchen Religion und ſie haben einen Proto-Papa. Zu den Zeiten der Venezianer kam der Biſchof von Paramithia in Albanien jährlich zum Beſuche nach Parga. Seit Paramithia an die Botmäßigkeit des Ali Paſcha überging, wird die Gerichtsbarkeit des Biſchofs nicht länger anerkannt. Die verſchiedenen Kriegsvölker, welche einander in der Beſatzung von Parga ablöſeten, hatten nur geringen Einfluß auf die Sitten der Einwohner. Dieſe bleiben ihrer gewohnten Lebensweiſe treu. Die Frauen ſind ehrbar, obgleich ſie vieler Freiheit genieſſen. Unter den Landesgewohnheiten befindet ſich eine, die der Aufzeichnung werth erſcheint. Wenn ein Jüngling ſich um eine Tochter bewirbt, und die beiderſeitigen Aeltern dazu ihre Einwilligung geben, ſo wird die Braut ins Haus ihres künftigen Schwiegervaters zu einſtweiligem Aufenthalte geführt. Von beiden Seiten beſtrebt man ſich, das neue Verhältniß einander angenehm zu machen. Auf dieſe Art wird ein Probejahr verlebt, nach deſſen Abfluß alsdann erſt die Religion die beabſichtigte Verbindung heiligt. Die Eheleute erhalten dadurch hinlängliche Zeit, um ſich einander genau kennen und werthen zu lernen. Findet der eine Theil vor Abfluß des Jahres gute Gründe, um die Verbindung abzubrechen, ſo macht ſeine Familie dieſelben geltend. Man verhandelt die Sache und erklärt ſich gegenſeitig. Der Protopapa verſammelt einen Familienrath, worin nach reiflicher Ueberlegung die Entſcheidung gefaßt wird. Bemerkenswerth iſt, daß dieſe Trennungen nach Abfluß des Probejahres ſelten ſind, und wenn ſie geſchehen, ſo ſind die Verlobten gewöhnlich im Fall, eine ihnen angemeſſenere Verbindung einzugehen.

Eine Mille auſſer der Stadt liegt eine Brunnquelle, zum St. Triſon genannt, wo ſich die Frauen ihren täglichen Waſſervorrath holen. Sie ſehen dieſen Gang zum Brunnen als eine nützliche Bewegung an, und es würde ſchwer halten, ſie auf dieſes Vergnügen verzichten zu machen. Die Gruppen der Frauen, mit den zierlich geformten Waſſerkrügen auf ihren Köpfen, am Brunnen oder wo ſie ſich auf dem Wege in den Oliven- und Orangen-Wäldern kreuzen, gewähren einen ſehr maleriſchen Anblick.

Die Parganioten beſitzen ein aufgewecktes Naturell. Bei ihren Hochzeiten, Taufen und übrigen Feſten wird allezeit getanzt. Der romanſche oder kreiſende Tanz, den ſie mit allen Griechen gemein haben, iſt der, den ſie am meiſten lieben. Es darf dies Volk nicht mit den feißigſten Völkern des Nordens verglichen werden; aber gegen ihre Nachbarn gehalten und mit Hinſicht auf ihren fruchtbaren Boden und ihr mildes Klima, zeichnet ſich der Arbeitsfleiß der Parganioten immerhin vortheilhaft aus. Ihr kleines Gebiet gewährt einen höchſt freundlichen Anblick, während die umliegende Landſchaft öde und unfruchtbar erſcheint. Man erblickt anderswichts, als eine verödete Gegend, die einigen Heerden zum Aufenthalte dient, deren Hirten elende Sklaven ſind. Die Ueberbleibſel einiger Dörfer bezeugen dem Reiſenden, daß einiger Wohlſtand im Lande vorhanden war, ehe der Paſcha von Joanina ſein grauſamer Gebieter ward. Seit dem Untergange Venedigs wurden die Bewohner des von ihm eroberten Landes

Digitized by Google

ihrem Geburtsorte entrissen, und nach den innern Landesgegenden versetzt, wo sie durch Krankheit, Kummer und Elend meist umkamen.

Folgendes ist eine kurze Uebersicht der Geschichte von Parga.

Vor Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stand die Hauptstadt der Parganioten auf dem Berge, wo jetzt die Trümmer von Paleo-Parga befindlich sind. Die Anarchie, welche den Untergang des östlichen Kaiserreichs herbeiführte, zwang die Parganioten, sich einen, gegen die Ueberfälle der Nachbarn besser gesicherten Aufenthalt zu suchen. Sie versetzten darum ihre Wohnungen auf den Felsen, welcher seither die Festung Parga trägt. Im Jahr 1401 begaben sie sich unter den Schutz von Venedig, das bereits im Besitz der jonischen Inseln und im ganzen Morgenlande gefürchtet war. Sie hielten sich tapfer und treu, und erwarben dadurch Vorrechte, die ihnen im Jahr 1447 bewilligt wurden, und die sie bis zum Untergang des Freistaats beibehalten haben. Im Jahr 1500 ward Parga von den Türken erobert, verbrannt und wieder verlassen. Die Einwohner bauten die Stadt von neuem auf, und im Jahr 1574 ward sie durch die Venezianer befestigt. Im darauf folgenden Jahrhundert riefen auch die Bewohner der umgelegenen Landschaft Venedigs Schutz gegen die Bedrückungen der Türken an, und verschiedene Dörfer wurden nach und nach mit Parga vereinbart: allein der Pascha von Albanien benutzte das spätere allmälige Sinken der venezianischen Macht, indem er jene Dorfer, eines nach dem andern, wieder an sich riß, dieselben zerstörte und ihre Einwohner zerstreute.

Ein Edelmann aus Corfu residirte als Abgeordneter der Regierung von Venedig und als ihr Statthalter in Parga; allein die Parganioten wählten selbst ihre Magistrate und hatten ihren eigenen Rath. Neben andern Vorrechten genossen sie das der Befreiung von allen Auflagen, so wie von allen Ein- und Ausgangs-Zöllen der Waaren, und eine gänzliche Kulturfreiheit. In ihrem Verkehr mit den jonischen Inseln zahlten sie nur die Hälfte der gewohnten Abgaben.

Die Besatzung der Festung bestand aus einer italienischen oder slavonischen Kompagnie, unter dem Befehl des Statthalters. Die Parganioten waren nicht, gleich den Inselbewohnern, in die Militärregister eingeschrieben, aber jeder von ihnen war Soldat, und ward in dieser Eigenschaft öfters zur Vertheidigung des Landes berufen. Die Besatzung nahm an diesem kleinen Krieg keinen Theil. Wenn der Statthalter sich untreue Verwaltung zu Schuld kommen ließ, so ward er von den Parganioten als Gefangener so lange zurückbehalten, bis sie in Corfu, wo der venezianische General-Statthalter residirte, Genugthuung erhalten hatten.

In den Kriegen, welche Venedig gegen die Türken führte, kam Parga öfters ins Gedränge, erhielt jedoch allezeit seine Freiheit wieder. Beim Untergang des venezianischen Freistaats im Jahr 1797 theilte Parga das Schicksal der jonischen Inseln, und ward, in Gemäßheit des Friedensschlusses von Campo-Formio, durch die Franzosen besetzt. Nachdem Bonaparte's ägyptischer Feldzug die Pforte bewogen hatte, Frankreich den Krieg zu erklären, suchte Ali, der Pascha von Albanien, sich der venezianischen Besitzungen des Festlandes zu bemächtigen.

Digitized by Google

Im Jahr 1798 überfiel er die Stadt Preveſa und ließ ihre Einwohner grauſamer Weiſe niedermachen. Dadurch hoffte er die Parganioten zu ſchrecken; denen er wiederholt ſchrieb, um ſie aufzufordern, die Franzoſen zu vertreiben und ſeine Oberherrſchaft zu anerkennen. Er empfing aber nur abſchlägige Antworten. Die Einwohner erklärten den Franzoſen, ſie ſeien entſchloſſen, ſich gegen die Türken zu vertheidigen; allein jene, welche den gleichzeitigen Angriff der Türken und der Ruſſen fürchteten, zogen ſich nach Corfu zurück, und die in Zante eintreffenden Ruſſen verhießen den Parganioten ihren Schuz. Die Türken und Ruſſen, welche gemeinſam die Franzoſen von den joniſchen Inſeln vertrieben hatten, ſchloſſen im Jahr 1800 einen Vertrag, welcher dieſe Eilande, unter dem Schuz der Türkei und Rußlands, als unabhängigen Staat erklärte. Der nämlich Vertrag übergab dann auch Venedigs Beſitzungen auf dem Feſtlande unter nachfolgenden Bedingungen an die Türken: den Einwohnern ſollte der freie und öffentliche Religionskultus zugeſichert bleiben; ſie ſollten zu keinen mehrern Abgaben angehalten werden, als ſie den Venezianern bezahlt hatten; ſie ſollten ihre eigenen Geſetze und Uebungen beibehalten, und endlich ſollte keinem Muſelmann geſtattet ſein, ſich auf ihrem Gebiet niederzulaſſen oder Grundſtücke anzukaufen.

Drei vormals venezianiſche Städte, Butintro, Preveſe und Vonitza, erhielten, in Folge dieſes Vertrags, türkiſche Beſatzung. Die Parganioten hingegen weigerten eine ſolche anzunehmen. Sechs Monate widerſtanden ſie dem Ali Paſcha, gegen den ſie endlich auch durch Abgeordnete in Konſtantinopel Schuz ſuchten. Die Dazwiſchenkunft des Miniſters der ſieben Inſeln verhalf ihnen zur Gewährung ihres Geſuchs. Es ward ihnen ein Bey geſandt, deſſen Gegenwart ſie beſchüzen ſollte. Dieſer Bey war der einzige Muſelmann, der bis zum Jahr 1806 in Parga wohnte, welches ſich demnach denn auch bis dahin in der That unabhängig erhalten hatte.

Als der Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte ausgebrochen war, benuzte Ali Paſcha den Vorwand der Beſorgniß, es möchten die Ruſſen ſich Preveſa's und der übrigen Städte bemächtigen, um eine völlig militäriſche Verwaltung einzuführen. Er forderte neue Abgaben, bemächtigte ſich des Eigenthums der Einwohner, um Türken damit zu beſchenken, verfügte willkührlich über die perſönliche Freiheit der Bürger, und verletzte den Vertrag von 1800 in allen Beziehungen. Die Parganioten, welche ein gleiches Schickſal befürchteten, ſuchten und erhielten nun den Schuz des ruſſiſchen Admirals, der ihnen Beſatzung ſandte.

In Kraft des Tilſiter Vertrags von 1807 wurden die joniſchen Inſeln von den Türken geräumt und an Frankreich abgetreten. Bonaparte's Abſichten auf die Levante machten es ihm wichtig, ſich Ali Paſcha's Freundſchaft zu erwerben, den er als Werkzeug ſeiner Plane brauchen konnte. Der General-Gouverneur von Corfu, Cäſar Berthier, ward demnach beauftragt, ſich mit dieſem Paſcha in gutes Vernehmen zu ſetzen, und ihm nöthigenfalls Gefälligkeiten zu erweiſen. Dem Ali lag die Erwerbung von Parga fortdauernd am Herzen; er ließ durch einen Abgeordneten den General Berthier um die Abtretung dieſer Feſtung, wie der Vertrag von

Digitized by Google

1800 sie ihm zusicherte, ersuchen. Der französische General war überrascht und im Begriff, dem Ansuchen zu entsprechen, als der Magistrat von Parga ihn mit dem wahren Verhalt der Sachen noch zu rechter Zeit bekannt machte. Er schlug nun dem Ali sein Begehren ab, verlegte französische Besatzung nach Parga, und Bonaparte hieß sein Verfahren gut. Bis 1814 bildeten ungefähr dreihundert Franzosen die Besatzung dieser Stadt. Die damaligen Unfälle der französischen Heere regten in Ali neue Hoffnungen auf. Er näherte sich mit seinen Truppen dem Gebiete von Parga, und stellte an den in Corfu residirenden französischen General-Gouverneur Donzlot das Begehren, ihm das kleine, auf einem nahe bei Parga befindlichen Hügel gelegene Dorf Aja abzutreten. Als der französische General dies zu thun weigerte, bemächtigte jener sich des Dorfs und ließ Parga durch einen Bey, welcher sein Neffe war, angreifen. Die Parganioten vertheidigten sich tapfer. Der Bey kam im Handgemeng um, und Ali Pascha ließ ihm in Aja ein Denkmal errichten, den Parganioten gleichsam zur augenfälligen Erinnerung des ihrer wartenden Schicksals.

Die Lage der französischen Armeen war damals so beschaffen, daß der General-Gouverneur sich ausser Stand sah, das gewaltsame Verfahren einer mit Frankreich noch im Frieden lebenden Macht zu rügen, und die Engländer, welche den Franzosen folgten, mochten in jenem Augenblick ebenfalls keine Fehde mit Ali Pascha eröffnen; dieser benutzte also das günstige Verhältniß, und ließ eilig in Aja ein Fort erbauen. Diejenigen Einwohner des Orts, welche in den Gefechten ihrer Vertheidigung nicht umgekommen waren, wurden theils als Sklaven ins Innere des Landes abgeführt, theils durch die Mannschaft der bewaffneten Fahrzeuge des Pascha, welche ihnen den Rückzug nach Corfu abschnitten, getödtet. Nur wenigen gelang die Flucht nach Parga. Die Grundstücke dieser Unglücklichen wurden an Türken vertheilt, und dadurch der Unfruchtbarkeit neuerdings preisgegeben.

Als wenige Tage nach der Einnahme von Aja die Parganioten sahen, daß sie von den Franzosen nichts weiter hoffen konnten, wandten sie sich an den britischen Kriegshauptmann Gurland, der inzwischen die Insel Paxo besetzt hatte. Sie überreichten ihm aufgefangene Briefschaften, wodurch Ali Pascha einem Obersten arabischer Jäger, welcher die französische Garnison ihrer Festung befehligte, wofern er ihm diese übergeben würde, bedeutende Summen anbot. Die Parganioten baten die Briten um ihren Schutz. Der englische Kommandant von Paxo wandte sich an den Oberbefehlshaber der Truppen, General Campbell, und dieser sandte ungesäumt einen, durch den Ritter Gordon befehligten Heerhaufen von Zante nach Paxo, um nöthigenfalls den tapfern Parganioten zu Hilfe zu kommen; gleichzeitig trafen auch zwei englische Fregatten ein. Den Abgeordneten von Parga ward versprochen, wofern sie selbst sich der Zitadelle bemächtigen und die britische Flagge darin aufrichten würden, sollten sie von England Hilfe und Unterstützung und mit den jonischen Inseln ein gleiches Schicksal erhalten. Um sich jedoch zu versichern, daß die Parganioten den britischen Offizieren nicht etwa eine hinterlistige Falle legen und heimlich mit der französischen Garnison einverstanden seien, ward eine schriftliche

Digitized by Google

von den angesehensten Einwohnern unterzeichnete Erklärung verlangt. Sie stellten dieselbe unterm 17. März 1814 aus. Ihren Abgeordneten ward hierauf eine britische Flagge übergeben, welche sie durch ein Weib in die Zitadelle zu bringen wußten; auf ein verabredetes Zeichen wurden die Wachen überfallen und die britische Flagge aufgepflanzt. Die überraschte Besatzung ergab sich gefangen, nachdem im Handgemeng etliche Menschen waren getödtet worden. Die zwei im Angesicht der Festung kreuzenden Fregatten ließen, sobald die britische Flagge wehte, einige Truppen unter den Befehlen des Major Gordon landen, welche am 22. März die Zitadelle besetzten, und die französische Garnison zog, mittelst einer Art Kapitulation, nach Corfu ab. Am 29. wandten sich die Einwohner von Parga durch Abgeordnete an den General-Lieutenant Campbell, um ihm für seine Verwendung zu danken, ihn ihrer Ergebenheit an die britische Regierung zu versichern, und um sich die Genehmigung Sr. Maj. für die Verbindung von Parga mit den jonischen Inseln, wie sie von Alters her bestanden hatte, zu erbitten.

Vom März 1814 bis zum März 1817 war die Festung durch eine kleine Abtheilung englischer Truppen besetzt. Der kräftige britische Schutz und der unter britischer Flagge begünstigte Handelsverkehr hatten die Parganioten, welche auf die Dauer dieser Verhältnisse zählten, den Briten überaus zugethan und geneigt gemacht. Der Wohlstand von Parga hob sich zusehends, sein Handel und Landbau blühten. Ali Pascha hatte aber darum seine Plane nicht aufgegeben. Durch Umtriebe gelang es ihm, von der Pforte auszuwirken, daß sie die Ueberlassung von Parga als Gegensatz ihres Beitritts zu dem Pariser-Vertrag vom 9. Okt. 1815 begehrte, welcher die jonischen Eilande unter den Schutz von England gestellt hatte. Mit dem britischen Botschafter in Konstantinopel ward das Einverständniß getroffen, dem zufolge die Pforte einen Kommissär nach Joanina abordnete, um mit einem britischen Kommissär, den der General Maitland seinerseits dahinsenden würde, in Unterhandlung zu treten.

Am 16. März 1817 erschien ein Abgeordneter des Pascha in Corfu, um den General von der Ankunft des türkischen Kommissärs zu benachrichtigen. Der General Maitland erachtete angemessen, die Besatzung der Zitadelle von Parga, welche seit 1814 aus nicht mehr als dreißig Mann bestand, zu verstärken, um dem Pascha die Lust vergehen zu machen, die Festung vor Beendigung der Unterhandlungen zu überfallen. Der türkische Abgeordnete ward unter mancherlei Vorwand in Corfu so lange zurückgehalten, bis die Verstärkung in Parga eingetroffen war. Der General besorgte hinwieder auch, es möchten die Einwohner, wenn sie ihre beabsichtigte Uebergabe inne würden, irgend einen verzweifelten Entschluß gegen die so gar schwache Garnison fassen. Der Oberst-Lieutenant de Bosset landete mit dreihundert Mann am 18. März in Parga. Sein Auftrag ging dahin, das Kommando der Stadt sowohl als der Festung zu übernehmen, und den Einwohnern ihre bevorstehende Uebergabe an die Pforte zu eröffnen. Schon die erste Meldung hievon erweckte eine allgemeine Bestürzung, und es bedurfte vieler und langer Bemühungen, um auch nur wieder einiges Zutrauen einzuflößen. Dem Kommandanten gelang es zwar, ihnen darzuthun, daß England kein Interesse dabei haben könnte, sie

Digitized by Google

aufzuopfern; allein des Pascha's ihnen wohlbekannte Herrschsucht und Karakter erzeugten dennoch immer neue Besorgnisse.

Die Einwohner von Parga konnten nicht begreifen, daß eine solche Maasnahme von einer Regierung herkommen sollte, die ihnen so kräftigen Schuz verliehen hatte; sie wünschten sich demnach unmittelbar an den General Maitland zu wenden, um ihn zu beschwören, daß er das drohende Unglück von ihnen abhalten möge. Der Kommandant benachrichtigte den General von diesem Vorhaben und ersuchte ihn, durch eine Kundmachung die Absichten der Regierung auszusprechen. Der General antwortete: da die Uebergabe von Parga an die Pforte unabänderlich beschlossen sei, so würden alle Vorstellungen vergeblich sein. Der Kommandant mißrieth demnach den beabsichtigten Schritt, und suchte die Einwohner von den väterlichen Gesinnungen, welche die britische Regierung für sie hege, also zu überzeugen, daß sie ihnen vertrauen und mit Zuversicht erwarten sollten, daß nichts, was ihr Schicksal mildern könne, ausser Acht gelassen werde. Hinsichtlich auf die gewünschte Kundmachung antwortete der General, er könne bei dem Ausbleiben erwarteter Weisungen der Regierung, in ihrem Namen keine beruhigende Versicherungen ertheilen; für seine Person aber wollen er den Einwohnern die Versicherung geben, daß, bis die bedungenen Zahlungen geleistet und diejenigen untzg ihnen, welche auszuwandern wünschen, auf die Inseln übergesezt seien, Parga nicht übergeben werden soll. Nebenbei forderte er den Kommandanten auf, den Einwohnern nachdrucksam zu bedeuten, daß wenn sie durch gewaltsame Schritte ihr Schicksal zu bessern suchen und wenn Blut fliessen sollte, sie alsdann sich selbst überlassen bleiben und die britische Regierung sich ihrer gar nicht weiter annehmen würde.

Eine allgemeine Verzagtheit war unter diesen Umständen eingetreten. Die Grundbesizer hörten zu pflanzen auf, aus Furcht, nicht mehr ärnten zu können; jeder suchte sein Eigenthum gegen Baarschaft zu verkaufen; aller Handelsverkehr gerieth in Stockung, und die Klasse derer, welche von ihrem Tagesverdienst leben müssen, litt Mangel. Die Vorräthe an Lebensmitteln wurden nicht erneuert, und Parga sah sich mit Hungersnoth bedroht. Der Pascha von Joanina, dem dies Verhältniß der Stadt nicht unbekannt blieb, verbot jede Ausfuhr von Lebensmitteln. Um den Armen zu Hilfe zu kommen, verzichteten die Vorsteher des kleinen Bürgervereins auf ihre Gehalte, und einer Einladung des Kommandanten entsprechend, errichteten die bemittelten Einwohner eine Unterstützungskasse und ließen Korn von Corfu her kommen. In Folge neu eingeholter Weisungen des Generals ließ der Kommandant alle Einwohner, die Weiber und Kinder nicht ausgenommen, an Ausbesserung der Festungswerke arbeiten, und in zehn Tagen stand eine Batterie von zwanzig Kanonen gerüstet.

Der Hauptbestimmung des Vertrags wegen der Uebergabe von Parga zufolge sollte das Grundeigenthum derer, die den Ort verlassen und sich unter britischen Schuz begeben wollten, gewerthet und von Ali Pascha bezahlt werden. Dieser hatte keine Einwendung dagegen gemacht, sich vorbehaltend, nach seiner Gewohnheit, das Versprochene nicht zu halten. Das grausame

Digitized by Google

Schicksal aller christlichen Einwohner der unter Ali Pascha's Herrschaft gekommenen Städte hatte den Parganioten ihr Schicksal vor Augen gestellt. Weil ihnen die Wahl des Auswanderns gegen Bezahlung ihrer Besitzungen offen stand, so war kein Zweifel, daß sie sich dem drohenden Joche entziehen und unter britischen Schutz begeben würden. Es war zu besorgen, Ali Pascha möchte durch geheime, an einen seiner Kriegshauptleute ertheilte Aufträge, Parga während der Unterhandlungen überfallen und wegnehmen lassen, um sich dadurch die bedungenen Zahlungen zu ersparen. Was bei Aja geschehen war, rechtfertigte diesen Argwohn.

Die Herren Cartwright und Parish waren als Kommissarien nach Joanina gesandt worden, um mit Hamet Bey, dem Gesandten der Pforte, welcher aber in der That nur der Beauftragte von Ali Pascha war, zu unterhandeln. Dieser erwies den Briten die größte Höflichkeit und behandelte sie mit schmeichelhafter Auszeichnung; dagegen waren sie von aller Verbindung mit Corfu und Parga gleichsam völlig abgeschnitten. Das Ergebniß eines zweimonatlichen Aufenthalts in Joanina, während dessen den britischen Kommissarien nur diejenigen Briefschaften zukamen, welche der Pascha ihnen gern verabfolgen ließ, war ein geheimer Vertrag, vermöge dessen Hamet Bey sich mit Hrn. Cartwright nach Parga begeben sollte, um so beförderlich als möglich eine billige Schatzung des Eigenthums der Einwohner, welche Parga verlassen wollten, vorzunehmen.

Ali Pascha aber hatte ganz andere Absichten. Während er sich Mühe gab, den Aufenthalt des Hrn. Cartwright in Joanina unter allerlei Vorwand zu verlängern, bemühte er sich hinwieder, in Parga durch Bestechungen und Umtriebe aller Art, die Einwohner unter sich uneins zu machen, sie zum Aufstand und zu solchen Schritten zu verleiten, wodurch sie des britischen Schutzes verlustig werden möchten. Leute, die wegen Mord oder um andrer Verbrechen willen aus der Stadt verwiesen waren, wurden angestellt, um durch Aufhetzungen an der Grenze jene Absicht zu befördern. Die Besatzung und die Munition des Forts Aja wurden verstärkt. Seine Ausspäher, die sich in Parga eingeschlichen hatten, versuchten sogar Wasser und Brod zu vergiften; alle diese Ränke und Argliften erreichten jedoch ihren Zweck nicht; die Parganioten blieben einträchtig und der britische Befehlshaber genoß fortdauernd ihr Zutrauen. Dieser erstattete an Sir Thomas Maitland über alles, was vorfiel, Bericht; allein der Oberbefehlshaber befand sich gerade von Corfu abwesend, als Hamet Pascha und sein Gefolge, nebst Hrn. Cartwright, auf der Grenze eintrafen, um in Gemäßheit der geheimen Uebereinkunft von Joanina in Parga eingelassen zu werden. Der Befehlshaber, welcher, früheren bestimmten Aufträgen zufolge, den otromanischen Kommissär nicht in die Stadt einlassen sollte, und der nebenbei auch die Uebereinkunft von Joanina für eine Falle hielt, verweigerte die Aufnahme von Hamet Pascha. Er hatte allogleich einen Eilboten nach Corfu gesandt, um den Willen des Oberbefehlshabers einzuholen, und ihn wiederholt zu bitten, daß die Parganioten endlich durch eine amtliche Kundmachung von den sie betreffenden Gesinnungen der britischen Regierung in Kenntniß gesetzt werden möchten.

Sir Thomas war nach Malta verreiſet, und ſein Stellvertreter, der Oberſt Patrie Stuart, antwortete, es ſollen der türkiſche und der britiſche Kommiſſär Einlaß in die Stadt erhalten, indem Sir Thomas vor ſeiner Abreiſe ſich erklärt habe, dies müſſe geſchehen, ſobald der Vertrag von Joanina unterzeichnet ſein werde.

Ali Paſcha ließ dem türkiſchen Abgeordneten in der Entfernung einer halben Tagreiſe einen Heerhaufen von zweihundert Mann Fußvolk und fünfzig Reitern folgen. Er hatte nicht geglaubt, daß die Zulaſſung des Bevollmächtigten Schwierigkeiten finden würde, und der Heerhaufe ſollte, ſobald dieſe erfolgt wäre, ein Landesgebiet beſetzen, das ihm ohne anders abgetreten werden mußte. Er konnte mit Zuverſicht vorausſehen, die ſchwache britiſche Garniſon werde die Feſtung nicht verlaſſen, um jenes Land ſelbſt zu beſetzen, und ſomit mußte die Ohnmacht des britiſchen Schutzes offenbar werden.

Man darf nicht vergeſſen, daß bei der lange gedauerten Erbitterung und bei dem Mißtrauen der Parganioten gegen die Türken, die Erſcheinung eines einzigen Turbans in Parga hinlänglich Urſache eines Aufſtandes ſein konnte. Die Kunde von der Annäherung eines bewaffneten türkiſchen Heerhaufens, der im Gefolge Hamets erſchien, und bei dem ſich hinwieder Ali Paſcha's verhaßteſte Werkzeuge, jene aus Parga verwieſenen Verbrecher, befanden, erregte eine allgemeine Entrüſtung. Die vornehmſten Einwohner begaben ſich zum Kommandanten. Sie ſtellten ihm vor, ſeine Kundmachung vom nämlichen Tage (28. Mai 1817) ſpreche nur von zwei Kommiſſarien. Sie proteſtirten gegen die Zulaſſung bewaffneter Leute und der Verwieſenen auf ihrem Gebiete, und ſtellten vor, daß, wofern dies Begehren unerfüllt bliebe, ſie für die Folgen nicht gut ſtehen und für die Erhaltung der Ordnung, welche als die Bedingniß des britiſchen Schutzes war aufgeſtellt worden, nicht weiter verantwortlich ſein könnten. Der Kommandant wollte ihre Vorſtellungen zu Handen des Oberbefehlshabers nicht annehmen, und gab ſich hingegen Mühe, die Ueberbringer derſelben zu beruhigen; dieſe aber ſandten nun von ſich aus drei Abgeordnete an den Oberſt Stuart in Corfu, welcher ohne höhern Befehl nichts thun konnte, ihre Vorſtellung an den General Maitland nach Malta übermachte, und inzwiſchen einen Kornvorſchuß zur Unterſtützung der Armen in Parga bewilligte.

Dies Hin- und Herberichten dauerte zwölf Tage, während welcher die zwei Beauftragten, nebſt ihrem zahlreichen Gefolge, fünf Meilen von Parga, im Dorfe Margariti, verweilten. Weil damals in Ali Paſcha's Gebiet an verſchiedenen Orten die Peſt ausgebrochen war, und dadurch Vorſichtsmaasnahmen nöthig wurden, nebenher auch für den Empfang der beiden Kommiſſarien und ihres Gefolges Zurüſtungen geſchehen mußten, ſo benutzte man die Zwiſchenzeit theils hiefür, theils zu Beruhigung der Einwohner und zu Vorbeugung gewaltthätiger Auftritte zwiſchen ihnen und den Türken, damit Ali Paſcha keinen Vorwand, ſeinen Verpflichtungen untreu zu werden, erhalten möchte.

Die Uebereinkunft von Joanina war in verſchiedenen Beziehungen unvollſtändig geblieben; der Kommandant hatte verſchiedene Zuſatzartikel vorgeſchlagen, welche der Oberſt Stuart

Digitized by Google

genehmigte, und die hierauf durch Hrn. Cartwright dem Hamet Bey als die Bedingniſſe vorgelegt wurden, unter denen der Kommandant von Parga ihn aufzunehmen bemächtigt wäre. Es enthielten dieſelben einige, auf Abhaltung der Peſt bezügliche Verfügungen; ſie beſchränkten das Gefolge des türkiſchen Kommiſſärs auf ſechsunddreißig Perſonen, ſchloſſen die von Parga Verwieſenen aus, und unterwarfen die Abordnung der ordentlichen Stadtpolizei. Der Kommandant, mit hinlänglicher Vollmacht dazu verſehen, ſtellte dem Hamet Bey vor, daß die Nähe bewaffneter Truppen während des Aufenthalts der Kommiſſarien in Parga gar unſchicklich ſein würde, und daß, obgleich die Uebereinkunft von Joanina die Dauer ihres Aufenthalts unbeſtimmt laſſe, doch wohl unſtreitig ſechszig Tage völlig ausreichen würden, um die zu zahlenden Summen auszumitteln, die Zahlungen zu leiſten und die Uebergabe von Parga zu bewerkſtelligen. Hamet Bey weigerte die amtliche Anerkennung irgend einer andern Beſtimmung auſſer den zu Joanina verabredeten, und der Kommandant erhielt Auftrag aus Corfu, ihn nach einfacher Mittheilung der Zuſatzartikel in Parga aufzunehmen. Der ottomaniſche Abgeordnete betrat demnach das Gebiet von Parga am 4. Juni, und ward nebſt ſeinem Gefolge auſſer der Stadt in einem Kloſter für die zehntägige Quarantaine einquartiert. Der britiſche Kommiſſär hatte ſchon Tags zuvor ſeinen Einzug gehalten. Jener Heerhaufe von zweihundert fünfzig Mann, der den Hamet Bey anfangs begleitete, war bei dem unvermutheten Aufſchub, den die Aufnahme der Geſandtſchaft erlitt, durch Ali Paſcha wieder aufgelöſet worden. Die Geſandtſchaft beſtand großentheils aus Werkzeugen des Ali Paſcha, worunter zwei Griechen die thätigſten waren, deren einer, Namens Mantho, ſein Sekretär, und der andere, welcher Changero hieß, Dolmetſcher bei Hamet Bey war.

Die Einwohner von Parga ſäumten nicht, dem britiſchen Kommiſſär ihre Aufwartung zu machen; dagegen weigerten ſie (ſeines Zuredens ungeachtet) beharrlich, dem türkiſchen Kommiſſär gleiche Höflichkeit zu erweiſen. Sie ſtünden unter britiſchem Schutz (antworteten ſie), hätten nur gegen die britiſche Regierung Verpflichtungen, und ſeien entſchloſſen, unter ihrem Schutz zu leben und zu ſterben. Die Türken ihrerſeits ſuchten ſich beliebt zu machen, indem ſie reichliche Bezahlung für alles, was ſie kaufen würden, verhießen; allein ſo wie ſie in eine Krambude traten, zogen ſich ihre Eigenthümer zurück, und das obrigkeitliche Anſehen ward erforderlich, um ſie anzuhalten, nur irgend etwas an die Türken zu verkaufen, mit denen jeder Umgang aufs ſorgſamſte vermieden ward.

Dem Geiſt der Uebereinkunft von Joanina und den mündlichen Erklärungen beider Kommiſſarien zufolge, ſollte ihr erſtes Geſchäft nach der Ankunft in Parga eine öffentliche Kundmachung ihres Auftrags ſein; es verſtrich jedoch beinahe ein ganzer Monat, ehe eine ſolche erfolgte und ehe irgend etwas für die Erhebung der Schatzung des Eigenthums gethan ward. Der Befehlshaber der Stadt, welcher für die Erhaltung der Ruhe verantwortlich war, hielt es für höchſt wichtig, das Zutrauen der Einwohner zu befeſtigen, und Ali Paſcha's Aeußerungen keinen Anlaß zu geben, um die Abſichten der Engländer jenen verdächtig zu machen; er richtete

Digitized by Google

deßhalb wiederholte Vorstellungen an die Kommissarien, und erblickt dann endlich, mit vieler Mühe, die gewünschten Kundmachungen. Diese meldeten den Einwohnern: die Kommissarien seien, in Folge der durch England an die Pforte geschehenen Abtretung von Parga, gekommen, um den Werth des Eigenthums derer, die nicht im Lande bleiben wollten, auszumitteln, damit derselbe ihnen bezahlt werden möge. Der türkische Kommissär verhieß denen, die bleiben wollten, Sicherheit und Schutz; aber es mangelten der Kundmachung seine Unterschrift und Siegel, und alle Vorstellungen der britischen Offiziere vermochten nicht, ihn zu Leistung einer Förmlichkeit zu bewegen, ohne die das Aktenstück, den Landesgesetzen zufolge, durchaus nichtig war. Dieser neue Zug von List und Falschheit verstärkte nochmals das Mißtrauen der Pargavioten. Die Glieder der türkischen Botschaft hatten, vom Augenblick ihrer Ankunft an, Versprechungen, Drohungen und alle denkbaren Mittel benutzt, um die Einwohner vom Auswandern abzuhalten. Ali Pascha mochte es allerdings bequemer finden, sich das Eigenthum der Pargavioten durch Kopfabhauen zuzueignen, als dasselbe zahlen zu müssen; allein die Erinnerung der an den Einwohnern des vorhin ihm abgetretenen Landes verübten Grausamkeiten war noch allzufrisch, um eine neue Täuschung möglich zu machen. Die Vorstellungen, welcher sich die Agenten des Pascha bedienten, waren zunächst diese: England (sagten sie) ist durch einen langen Krieg, während welchem alle Mächte in seinem Solde standen, erschöpft; seine Finanzen befinden sich in großer Verwirrung; sein Einfluß auf Europa, das weiter nichts mehr von ihm zu hoffen hat, ist verschwunden, und es sieht sich genöthigt, Auswege aller Art zu gebrauchen, um Geld zu erhalten. Ein solcher ist die Abtretung von Parga. Wenn der Pascha zwölfhunderttausend Piaster zahlt, so werden die Briten das Geld für sich behalten, und die von ihren angeblichen Beschützern verrathenen Pargavioten können demnach nichts Besseres thun, als sich dem Ali Pascha in die Arme werfen. Die nämlichen Leute verkündigten hinwieder auch, der hohen Pforte sei bekannt, wie sehr die Franken Kreuze und Bänder lieben, und sie habe darum den Weffier zu einer Austheilung derselben ermächtigt. Solche Gründe konnten bei einem mit den europäischen Verhältnissen unbekannten Volke Eingang finden, die Pargavioten aber verachteten und verlachten dieselben.

Den erlassenen Kundmachungen gemäß, wurden die Einwohner einzeln vor die Kommissarien beschieden, um ihre Willensmeinung zu erklären. Alle, ohne Ausnahme, versicherten, wenn sie auch alles ihr Eigenthum verlieren sollten, würden sie sich doch nie der muselmanischen Herrschaft unterziehen; und beim Abzug aus dem Vaterland wollen sie auch die Gebeine der Väter ausgraben und mit sich nehmen, um dem Erbfeinde ihres Stammes diese theuern Ueberbleibsel nicht zurücklassen zu müssen. Einer aus ihnen, der Julia hieß und taubstumm war, mußte durch Zeichen über seinen Entschluß befragt werden. Als er verstanden hatte, warum es zu thun sein, wandte er sich entrüstet gegen den ottomanischen Kommissär, und gab ihm durch unzweideutige Geberden zu verstehen, daß er niemals unter der Herrschaft des Pascha leben möchte, der sie nur behalten wolle, um ihr Henker zu werden. Er wies hierauf mit dem Finger

Digitized by Google

nach der auf der Zitadelle wehenden britischen Flagge, und betheuerte, daß sie ungezwungen niemals auf den Schutz, dessen sie genössen, verzichten würden.

Die Kundmachungen beider Kommissarien versicherten eine ungesäumte Werthung des Eigenthums. Der Pascha aber hatte dafür keine Eile, und er wollte vielmehr Zeit gewinnen, in der Hoffnung irgend eines günstigen Ereignisses, das er benutzen könnte. Die Arbeit war indeß um so leichter, da der Kommandant, der die Zögerungen und Schwierigkeiten voraussah, die Sache vorbereitet und über Alles dem General Maitland Bericht erstattet hatte. Jedes Eigenthum war anerkannt, gesondert und sorgfältig verzeichnet worden, und das ganze Geschäft konnte in etlichen Tagen vollendet sein. Die Arbeit ward dem Hrn. Cartwright bei seiner Ankunft übergeben, und dennoch erfolgten keine Schätzungen. Einer annähernden Berechnung zufolge stieg der Gesammtbetrag des verzeichneten Eigenthums auf fünfmalhunderttausend Pf. Sterling. Es befanden sich darunter 81,000 Olivenbäume, die allein nur zweimalhunderttausend Pf. Sterl. geschätzt wurden. Hr. Cartwright wechselte unmittelbar Briefe mit Ali Pascha und mit Sir Thomas Maitland.

Ali Pascha sandte einen Abgeordneten nach Malta, um sich bei dem Oberbefehlshaber über die Maasnahmen zu beklagen, durch die der Kommandant von Parga die Einwohner in ihrer Abneigung gegen die türkische Herrschaft zu bestärken suchte; auch klagte der Abgeordnete über die von dem Kommandanten angeordnete Ausschließung der aus Parga Verwiesenen, die doch zur Gesandtschaft von Hamet Bey gehörten, und er verlangte einen Befehl für ihre Zulassung.

Zu Anfang Juli's machte Sir Thomas einen Besuch in Corfu, auf der Ueberfahrt von Malta nach Italien. Als sein Fahrzeug sich in der Nähe von Parga befand, ließ er den Oberst-Lieutenant de Bosset zu sich rufen, der ihm, so weit dies in einer kurzen Unterredung möglich war, über die Lage der Sachen Aufschluß ertheilte. Der Oberbefehlshaber ließ alsdann den Hrn. Cartwright zu sich nach Corfu kommen. Es wurden mehrere Konferenzen gehalten und der Kommissär kehrte nach Parga zurück. Der General-Major Sir Frederic Adam, den der Ritter Maitland mitgebracht hatte, übernahm während seiner Abwesenheit das Statthalteramt der jonischen Inseln. Den vom General Maitland hinterlassenen Befehlen zufolge ward der Oberst-Lieutenant de Bosset durch den Oberst Stuart ersetzt, und Hr. Cartwright kehrte an seine Konsulstelle in Patras zurück.

So blieben die Sachen ungefähr sechs Monate, ohne daß man dem endlichen Einverständnisse auch nur um einen Schritt näher rückte. Zu Ende Oktobers kam der Oberbefehlshaber Maitland aus Italien zurück und begab sich, auf Ali Pascha's Einladung, nach Prevesa, wo der Wessier ihn an seinem Hofe empfing. Er hatte ein Corps seiner schönsten Truppen versammelt, und Sir Thomas seinerseits brachte ein zahlreiches und glänzendes Gefolge von Offizieren mit, auch waren verschiedene angesehene Briten nebst einigen vornehmen Damen in seinem Begleite. Der Pascha, dem viel daran lag, sich den Stellvertreter der britischen Regierung gewogen zu machen, ließ es an Ehrenbezeugungen und schmeichelhaften Aufmerksamkeiten aller

Digitized by Google

Art gegen ihn und sein ganzes Gefolge nicht ermangeln. Man kam überein, daß ein neuer türkischer Bevollmächtigter nach Corfu gehen sollte, um die Maasnahmen für die endliche Abtretung von Parga zu verabreden. Eine am 20. März 1818 von Sir Thomas erlassene Kundmachung spricht von den Schwierigkeiten, welche bis dahin die Vollziehung der Uebereinkunft von Ioanina gehindert haben, von den Klagen, die dadurch veranlaßt wurden, und von seinem Wunsche, die einverstandene Abtretung beförderlich zu Stande zu bringen.

Im Laufe des Aprils trafen sowohl ein neuer britischer Kommissär, der Oberst-Lieutenant James Maitland, als auch neue türkische Bevollmächtigte, in Parga ein. Dem Verlangen Ali Pascha's gemäß geschah ein neuer allgemeiner Aufruf an alle Einwohner ohne Ausnahme, dem zufolge jeder sich erklären mußte, ob er darauf beharre, Parga verlassen zu wollen, und ungeachtet der langen Zeit, die der Pascha gehabt hatte, um die Einwohner durch seine Emissarien bearbeiten zu lassen, so traf dennoch das Ergebniß dieses neuen Versuchs mit dem des ersten völlig überein. Nicht Einer war in seinem Entschlusse wankend geworden. Alles Eigenthum ward neu geschätzt; allein die türkischen Kommissarien weigerten die Kirchen und Staatsgebäude in die Schatzung aufzunehmen, und erhielten einen Aufschub, bis sie darüber den Pascha berichtet hätten. Die Einwohner ihrerseits ließen dem Obergeneral durch eine Abordnung nach Corfu vorstellen, daß sie ein unbezweifeltes Recht auf diese Gebäude haben, und daß die Kirchen das Eigenthum einiger Familien seien, deren Vorältern dieselben erbaut hätten. Die Abgeordneten erklärten, wofern ihre Mitbürger gezwungen würden, Parga zu verlassen, so wollen sie sich einen angemessenen Wohnsitz auf dem Gebiete der jonischen Inseln wählen, wo sie alsdann eine neue Stadt zu erbauen und aus dem Ertrag des Verkaufs ihrer jetzigen Staatsgebäude anders aufzuführen gedächten.

Zu ihrem nicht geringen Leidwesen sahen die Abgeordneten den Oberbefehlshaber nach Malta abreisen, ehe er die Frage entschieden hatte. Demnach wurden dann nur die Grundstücke der Partikularen in die Schatzung aufgenommen, mit Ausnahme des nicht angebauten Landes, worauf auch keine Häuser standen, indem der türkische Kommissär erklärte, seine Regierung werde für dieses Land nichts zahlen.

So standen die Sachen im Februar 1819; der Aufenthalt der türkischen Kommissarien, der anfangs auf sechs Wochen berechnet war, hatte nun bereits zwanzig Monate angedauert. Den allgemein bekannten traurigen Ausgang des Ereignisses erzählt eines unsrer nächsten Hefte nach seinen minder bekannten Einzelnheiten.

H.

Digitized by Google

Das Tagebuch der Reise des britischen Oberstlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818.

(Beschluß.)

„In Khenné bestieg ich ein elendes Nilboot, das für mich, meinen Dolmetscher Mehumed, den einen meiner Türkensoldaten, Mustapha, der mich nach Alexandrien begleiten sollte, und für zwei Ruderer kaum Platz hatte. Im Herabfahren des Nils sah ich mehrere Krokodille und bewunderte die Schönheit der überaus wohl angebauten Flußgestade. Die westliche Aussicht ist überall durch die Sandhügel der Wüste, und die östliche durch eine Bergkette begrenzt, welche Gibel Mokattam heißt und die sich wechselnd dem Nilstrome nähert und wieder davon entfernt. Hier liegen die unerschöpflichen Steinbrüche, welche die Materialien zum Bau des Tempels von Dendera und mehrerer anderer, vormals in dieser Gegend errichteter großer Denkmäler geliefert haben. Weil die Wasser im Frühling sehr niedrig sind, machte der Fluß eine Menge Krümmungen, und wir brauchten darum mehr Zeit zur Herabfahrt, als in der Regenzeit erforderlich ist. In Girgé gelang es mir, ein etwas besseres Fahrzeug, als das, worin ich von Khenné abgefahren war, zu erhalten. Es war eine dreißig Fuß lange Barke, mit einer Kajüte, die zwölf Fuß Länge auf vier Fuß Breite und deren fünf Höhe hatte; vierzehn Ruderer fanden darin Platz. Wir glenteten ruhig den Fluß hinab, als sich unversehens ein Flintenschuß vernehmen läßt und ich eine Kugel neben mir vorbeipfeifen höre. Gleichzeitig riefen eilige Türkensoldaten, die am Gestade folgten, uns gebieterisch zu, wir sollten landen, und als dies geschehen war, bemächtigten sie sich auch alsbald der Barke. Sie wären, hieß es, von dem Befehlshaber des Bezirks beauftragt, zum Behuf der Einschiffung einer in dem nahen Dorf befindlichen und nach Sciout bestimmten Soldatentruppe, Fahrzeuge zusammen zu bringen. Ich begab mich ungesäumt zu dem Statthalter und ließ ihm vorstellen, daß, da ich wichtige Briefschaften meiner Regierung bei mir führe, diese nicht ermangeln würde, für die mir angethane Beschimpfung von Ali Pascha Genugthuung zu fordern, und daß alsdann die Klage nothwendig auf ihn zurückfallen müßte. Er fühlte, daß meine Beschwerde gerecht sei, und ließ mir die Barke zurückstellen; bei widrigem Winde konnte unsre Fahrt nur langsam vorwärts gehen, und erst am 2. April trafen wir zu Sciout ein. Es ist dieser Ort die gewöhnliche Residenz von Ibrahim Pascha, dem Sohne von Mehumed Ali Pascha und Statthalter von Ober-Aegypten. Die Stadt steht auf einer Anhöhe, unweit vom Flusse, und sie sieht ziemlich gut aus. Der wohlgebaute Palast des Pascha befindet sich mitten in Gärten, die eine Mauer-Einfassung haben. Weil Ibrahim abwesend und als Befehlshaber der Armee, die sein Vater gegen die Wehabiten ziehen ließ, sich in Arabien befand, so wandte ich mich an seinen stellvertretenden Offizier, um mehrere Ruderer zu erhalten; er stellte mir dafür die nöthigen Befehle zu. Als ich zu meiner Barke zurückkam, traf ich daselbst einen Europäer, der meiner wartete und mich in italienischer

Digitized by Google

Sprache anredete. Er ſagte mir, er heiße Meroka, ſei ein geborner Italiener und in Scioa angeſeſſen, wo er den Beruf des Wundarztes ausübe. Als er ſah, daß der heftige Wind mir nicht erlauben würde abzureiſen, bat er mich in ſeine Wohnung, ſetzte mir ein ſehr gutes Nachteſſen vor und behandelte mich aufs gaſtfreundlichſte. Alles was er mir von Ali Paſcha erzählte, überzeugte mich, daß ſeine Regierung unter die gewaltthätigſten gehöre, die man je geſehen hat. Er hat ſich das Monopol von Getreide, Tabak, Butter, überhaupt von allen Erzeugniſſen des Bodens und des Kunſtfleißes vorbehalten, für die er den Eigenthümern einen von ihm ſelbſt beſtimmten Preis zahlt. Als ausſchließlicher Herr alles Handels von Aegypten häuft er ungeheure Reichthümer an und läßt ſeinen Unterthanen kaum den nöthigſten Lebensunterhalt übrig; er behandelt Aegypten wie ein weſtindiſcher Pflanzer ſeine Pflanzung. Auch wird er unglaublich mehr gefürchtet als geliebt, ſelbſt von ſeinen Soldaten, die er unter ſehr ſtrenger Zucht hält. Seine nächſten Umgebungen allein nur ſind ihm aufrichtig zugethan, ſei es, weil ſie vielfache Gunſt von ihm empfangen, oder weil ſein perſönliches Betragen in der That ſanft und einnehmend iſt."

„Ehe wir Melani erreichten, machte ich bei einem Dörfchen Halt, das Rhodomon heißt, und wo ſich eine von einem Engländer, Hrn. Brine, dem vormaligen Kapitän eines Kauffahrteiſchiffes, beſorgte Zuckerſiederei befindet. Ihre Anlage geht ins Große und ſcheint ſehr befriedigende Reſultate zu verheißen. Dieſelbe ward auf Koſten des Paſcha von Aegypten errichtet, der dem Hrn. Brine die Hälfte des Gewinns für die drei erſten Jahre bewilligt hat, mit dem Bedinge, daß er während dieſer Zeit eine Anzahl Türken das Verfahren der Zucker- und Rum-Verfertigung lehren ſoll. Der Paſcha hofft, er werde es dahin bringen, die Küſtenländer vom Mittelmeere und vom ſchwarzen Meer mit ſehr gutem Zucker und Rum zu niedrigeren Preiſen, als die unſerer weſtindiſchen Kolonien ſind, zu verſehen; er ſpart dafür keine Mühe und keine Koſten. Hr. Brine iſt nicht der einzige in dieſer Siederei angeſtellte Europäer; ich ſah ihrer bei vierzig, meiſt Italiener. Was Hr. Brine mir von dem Paſcha erzählte, war ziemlich abſtechend gegen das, was Hr. Meroka mir über denſelben geſagt hatte. Er gab zu, daß ſeine Lage ihn zu ſtrengen Beſtrafungen und zu einer ſehr unumſchränkten Herrſchaft zwinge; hingegen behauptete er, es ſei derſelbe keineswegs grauſam und er beabſichtige durch alle ſeine Unternehmungen die Wohlfahrt des Landes. Es ließ die von Roſette nach Alexandrien führende, im Jahr 1800 durch die britiſche Armee zerſtörte Straße herſtellen, und jetzt läßt er an der Wiedereröffnung eines Kanals arbeiten, welcher Bahar Joſef heißt, dem Nilſtrom parallel läuft, etwas unterhalb Rhodomon anfängt, und für die Bewäſſerung einer Landſchaft, die bei vierzig Dörfer enthält, beſtimmt iſt."

„Am 7. April, bei Eintritt der Nacht erſt, erreichte ich Cairo, und hatte Mühe, die Wohnung des britiſchen Konſuls, Hrn. Salt, aufzufinden, die im Dorfe Bolac, zwiſchen Alt- und Neu-Cairo, gelegen iſt. In ſeinem Hof merkte ich alsbald, daß ich mich im Hauſe eines Liebhabers von Alterthümern befand, denn überall waren Bildſäulen, Inſchriften, Sarcophage

Digitized by Google

u. ſ. w. aufgeſtellt. Hr. Salt nahm mich mit ſeiner gewohnten Gaſtfreundſchaft auf, und ihm, ſo wie dem Hrn. Belzoni, einem geſchickten italieniſchen Antiquar, verdanke ich die Gelegenheit, die mir zu Theil ward, während meines kurzen Aufenthalts in Cairo eine Menge Merkwürdigkeiten beſehen zu können. Hr. Salt zeigte mir verſchiedene Seltenheiten, die er auf ſeiner letzten Reiſe geſammelt hatte. Darunter waren ſehr ſchöne Papyrus-Rollen, die in Mumiendecken gefunden wurden, und auf deren Obertheil in Farben gemalte Religionsgebräuche dargeſtellt ſind; kleine Wachsfiguren mit Frauen-, Adler-, Affen- und Widderköpfen, die gleichfalls in Mumiendecken gefunden wurden; das Bruchſtück einer kleinen hölzernen Statue, deren Verhältniſſe ſo ſchön und ſo vollkommen waren, als ich nur je geſehen hatte; ein mit Hieroglyphen, welche gedruckt ſchienen, beſetztes Stück Leinwand; mehrere vergoldete Lederriemen, die auf Mumien gefunden und ſo gut erhalten waren, als wären ſie eben erſt vollendet; zwei Statuen von Holz, in Lebensgröße, die in Theben entdeckt wurden, und woran die Augen und einige andere Theile aus Metall verfertigt waren. He. Salt und Hr. Belzoni ſprachen mit Bewunderung von einem Sarkophage, den ſie kürzlich entdeckt, aber noch nicht gen Cairo hatten bringen laſſen. Er iſt aus Alabaſter gehauen, neun Fuß lang und mit Bildhauerwerken verziert, welche Siegeszüge, Umgänge, Opferungen u. ſ. w. vorſtellen. Alle Bilder ſind blaugefärbt, und bringt man ein Licht in den Sarkophag, ſo ſtellen ſie ſich auf durchſichtigem Grunde dar. Er ward in einer Grabſtätte entdeckt, die, wie Hr. Belzoni glaubt, dem Apis-Ochs geweiht war.“

„Man mag ſich leicht vorſtellen, daß, wie ſehr ich auch meine Reiſe zu beſchleunigen wünſchte, ich jedoch Cairo nicht verlaſſen wollte, ohne die Pyramiden beſucht zu haben. Hr. Salt und Hr. Belzoni waren ſo gefällig, mich dahin zu begleiten und meine Cicerone's zu ſein. Der erſte Anblick brachte den Eindruck nicht bei mir hervor, den ich erwartet und den mir die Anſicht des Tempels von Ellora gemacht hatte; ſo wie ich indeſſen näher kam, ward ich auch allmälig mehr ergriffen. Die zweite Pyramide, deren Standort höher iſt, ſcheint von ferne höher, als die erſte, deren Höhe doch eigentlich zwanzig Fuß mehr beträgt; die dritte iſt offenbar kleiner. Alle drei ruhen auf einem Kalkfelſen, deſſen Oberfläche vierzig bis fünfzig Fuß höher als die des angebauten Landes iſt. Sie ſtehen etagenweiſe; die größte auf der Nordſeite. Oſtwärts der großen Pyramide befinden ſich mehrere kleine, die vierzig bis fünfzig Fuß Höhe haben und weſtwärts ſtehen etliche ſtarke Mauerwerke, welche verſchiedene kleine Zimmerräume enthalten; die einen und andern dienten wahrſcheinlich zu Grabſtätten. Die Araber nennen, wie mir geſagt ward, die Pyramiden Gebel Pharoun oder Pharaons-Berge; überhaupt ſind die Muſelmänner gewohnt, alle großen Denkmäler, deren Erbauungszeit unbekannt iſt, dem Zeitraume der Pharaonen-Könige zuzuſchreiben.

„Ich hatte vorzüglich den innern Raum der zweiten Pyramide zu ſehen gewünſcht, wozu Hr. Belzoni den Eingang wenige Wochen vor meiner Ankunft entdeckt hatte, und dahin war dann auch unſer Gang zunächſt gerichtet. Die Oeffnung, wodurch man hereinkommt, ſteht

etwas über dem Fuß der Pyramide erhaben und hat ungefähr vier Fuß ins Geviert. Sie führt in einen Gang, der bei hundert Fuß lang ist und sich ziemlich schnell senkt. Am Ende desselben nimmt ein andrer seinen Anfang, der wagerecht liegt, sechs Fuß Höhe und viertehalb Fuß Breite hat, hundertachtundfünfzig Fuß lang ist, und unmittelbar zu dem großen in Mitte der Pyramide befindlichen Gemach führt. Dieses ist ganz in dem Felsen eingehauen, welcher gleichsam den Kern der Pyramide ausmacht. Seine Länge beträgt sechsundvierzig, die Breite sechszehn, und die Höhe zwanzig und einen halben Fuß. Am westlichen Ende steht ein Sarkophag, aus Granit, in der Richtung von Norden nach Süden, worin Hr. Belzoni einige Menschenknochen gefunden hat;*) vermuthlich sind es Ueberbleibsel des Königs Cephrenes, welchen man für den Erbauer der Pyramide hält. Die Länge des Sarkophags beträgt acht, die Breite viertehalb, und die Tiefe zwei Fuß; mächtige Granitblöcke sind um ihn her gelegt, wahrscheinlich um dessen Wegnahme zu hindern. Der Fußboden des Gemachs ist an einigen Stellen aufgerissen worden, ohne Zweifel in der Hoffnung Schätze zu finden. An der westlichen Mauerwand besagt eine arabische Inschrift: „es sei diese Pyramide durch Mehomed El Agbar und Otman eröffnet und in Gegenwart des Sultan Ali Mehomed den ersten Julius untersucht worden.“ Ein Zwischengang führt in ein anderes Gemach, welches kleiner wie das erste, demselben nördlich gelegen ist und einen zum Fuß der Pyramide führenden Ausgang hat. Wahrscheinlich enthält dieselbe noch mehrere solche Räume, die vielleicht später entdeckt werden.“

„Wir begaben uns hierauf in die weitläufigen Mauerbauten, die westwärts der großen Pyramide stehen. Man trifft darin recht wohl erhaltene Malereien an, welche das Fortbringen von Steinblöcken zu Wasser und zu Land, verschiedene landwirthschaftliche Arbeiten, die Heerden mit ihren Hirten, Leute, die Fische fangen, und ein Seetreffen darstellen. Die Krieger haben eine schwarze Hautfarbe, aber nicht die Gesichtszüge der Neger, und sie sind vielmehr den Arabern der Gegend von Mocha und den Bewohnern der südlichen Länder Indiens ähnlich.“

„Nur mit ermüdender Anstrengung konnte ich den Gipfel der großen Pyramide ersteigen, wo ich ein flaches Dach von etwa zwanzig Geviertfuß antraf. Die Fernsicht, welcher man hier genießt, ist ganz außerordentlich. Im Südosten erblickt man die Pyramiden von Sacarrah, deren bei zwanzig sind, und die zwei Landstraßen oder Dämme, von denen Herodot schon Meldung thut, verfolgt das Auge bis in die Berge von Mokattam.“

„Weil Hr. Salt wußte, daß ich den Pascha zu sehen wünschte, ließ er ihn um eine Audienz bitten, die auch sogleich bewilligt ward. Eine Viertelstunde vor dem angewiesenen Zeitpunkt stiegen wir zu Pferde, um uns in den Palast zu verfügen. Der Janitschar des Königs ging voran und trug eine Art silbernen Zepter in der Hand; zwei Diener mit zwanzig Fuß langen

*) Hr. Fitz Clarence hat diese Knochen nach England gebracht, um sie dem britischen Museum zu übergeben; ein geschickter Zergliederer hat dieselben untersucht und gefunden, daß sie einem Thier aus dem Ochsengeschlecht angehören, was auf die Vermuthung führen könnte, die Pyramiden seien dem Gotte Apis geweihte Grabmäler gewesen.

Digitized by Google

Stäben machten vor uns her Platz. Als wir im Hofe des Palastes angekommen waren, wurden wir in einen Saal geführt, der mit Ruhebetten besetzt, durch Fenster von großen Glasscheiben erleuchtet, und dessen Mauern mit Fresco-Malereien verziert waren. Nach zehn Minuten erschien der Pascha in großem Kostüm; mit übergeschlagenen Beinen setzte er sich auf den Sopha, und bat uns, neben ihm Platz zu nehmen. Nachdem er dem Hrn. Salt in verbindlichen Worten das Vergnügen über seinen Besuch ausgedrückt hatte, richtete er verschiedene Fragen an mich, über den Umfang und die Lage unsrer Besitzungen in Indien, über die Stärke unsers Heeres und über den gegenwärtigen General-Gouverneur von Bengalen; ein seit langer Zeit in Cairo angesiedelter Franzose, welcher arabisch spricht, diente uns als Dolmetscher. Nach einer ungefähr halbstündigen Audienz verabschiedeten wir uns, sehr zufrieden über die erhaltene Aufnahme beim Pascha."

„Dieser Staatsbeamte ist von mittlerer Größe; seine Gesichtszüge haben etwas Angenehmes und Offenes; man gäbe ihm höchstens vierzig Jahre, obgleich er viel älter ist. Seine Manieren sind so ungezwungen und fein, als diejenigen irgend eines europäischen Fürsten. Während der ganzen Audienz rauchte er aus einer mit Edelsteinen reich besetzten Pfeife und ließ uns zweimal Kaffee reichen. Obgleich er allezeit den Schein der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gegen den Großherrn beobachtet, so ist man jedoch in Aegypten überzeugt, daß er sich alsbald unabhängig erklären würde, wenn eine der europäischen Seemächte seinem Handel ihren Schutz zusichern wollte; und wenn je eine derselben mit der Pforte in Zerwürfniß gerathen sollte, so könnte ein Bundesgenosse, wie Mahomed Ali Pascha ist, ihr unstreitig großen Vortheil bringen."

„Die Stadt Cairo liegt auf dem rechten Nilufer, am Fuße der Mokattam-Berge, ungefähr zwei Millen vom Flusse. Die Häuser sind aus Stein gebaut, mit flachen Dächern; die Fenster haben stark vorstehende Fensterladen. Die Straßen sind höchst unregelmäßig angelegt und die Verbindungen so schlecht eingerichtet, daß man nicht selten den Umweg einer Viertelstunde machen muß, um zu einem Haus zu gelangen, das man in kleiner Entfernung aus seinem Fenster sieht. Die Festungswerke von Cairo sind durch Mameluken erbaut, und mit Geschütz von engkischer, französischer und venezianischer Herkunft, doch alles von geringer Bedeutung, besetzt."

„Die Nachricht, in Rosette sei die Pest ausgebrochen, bestimmte mich, statt der Nilfahrt nach dieser Stadt, den Landweg nach Alexandrien anzutreten. Ich that dies am 12. April auf meinem Dromedar. Vier Millen ausser Cairo kam ich bei einem Lusthause vorbei, das, wie ich hörte, dem Pascha gehört, und worin er, wenn die Pest in der Hauptstadt herrscht, seinen Aufenthalt nimmt; denn, wie sehr er auch Muselmann ist, so verschmäht er doch einen Theil der Vorkehrungen nicht, deren schützende Kraft ihm das Beispiel der Franken darthut. Bei einbrechender Nacht setzten wir in einer großen Fähre über einen Arm des Nils, zunächst bei einem kleinen Dorfe, dessen Obrigkeit in mich drang, daß ich die Nacht bei ihm zubringen möchte. Man versicherte mich, die Europäer, welche durch Aegypten reisen, werden, zumal wenn sie

Digitized by Google

der Landessprache kundig sind, mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen und seien allezeit versichert, im Hause vom Scheik des Dorfes, worin sie Halt machen, ein gutes Nachtlager zu finden. Längs der Straße bemerkte ich viele aus Backsteinen aufgeführte kleine Gebäude, die zur Einfassung von Quellen dienten, und mit Bechern für durstende Reisende versehen waren."

„Am zweiten Tage trafen wir in Menouf ein, wo wir unsre Dromedare gegen Pferde tauschten. An diesem Tage begegneten uns einige Maugrebinen-Araber oder Araber des Westlandes. Man erkennt sie an ihren Röcken mit weißwollenen Kapuzen, die den Kapuzinerkutten gleichen. Sie sahen abgezehrt und elend aus und sagten uns, sie seien auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen und seit fünf Monaten auf der Reise. Es kommen alljährlich viele dieser Pilger um, vorzüglich zwischen Khenné und Cossair. Das Gleiche geschieht in Indien, und die Zahl der Indianer, die auf dem Wege nach Jaggernauth umkommen, ist fast unglaublich."

„Die Landschaft zwischen Cairo und Demanhour ist sehr fruchtbar und wohl angebaut; über diese Stadt hinaus aber ist sie unfruchtbar, und man trift auch nur wenige Häuser an. Der Weg nach Alexandrien führt über eine lange Kunststraße zwischen dem Meer und dem Mareotis-See. Man kommt alsdann an den ersten, durch eine Mauer und einen Graben bezeichneten Umfang, der die alte Stadt begreift, wovon nur noch Trümmer übrig sind; nachdem man etwa eine Viertelstunde Weges zwischen den Ueberresten alter Wohnungen zurückgelegt hat, gelangt man zum Umkreis der neuen Stadt. Das Quartier der Franken, worin die europäischen Konsuln wohnen, liegt nahe beim Hafen und besteht aus weitläufigen Gebäuden von drei Stockwerken, die in der Mitte einen geräumigen Hof haben und Wohnungen für die Kaufleute mit großen Magazinen im Erdgeschoß enthalten. Jedes hat nur einen einzigen Eingang, um die schützenden Vorkehrungen gegen die Pest zu erleichtern. Die Furcht vor dieser schrecklichen Krankheit, von der sich Spuren gezeigt hatten, hielt mich ab, die Merkwürdigkeiten von Alexandrien, wie ich sonst gerne gethan hätte, zu besuchen. Das Merkwürdigste, was ich gesehen habe, war die Adrianische Säule, welche 800 bis 1000 Yards von der Stadtmauer entfernt ist. Sie steht auf einem kleinen Hügel und ruht auf einem großen gevierten Fußgestell. Ihr Schaft ist aus einem einzigen Granitstück gehauen. Man begreift nicht, wie es möglich war, eine so ungeheure Masse aufzurichten und auf ihr Fußgestell zu heben."

„In Alexandrien traf ich glücklicher Weise eine englische Fregatte, den Tagus, Kapitän Dundas, an, auf der ich mich nach Europa einschiffte. Sie hatte zwei Söhne des Kaisers von Marokko am Bord, die von einer Wallfahrt nach Mekka zurückkamen. Ein reicher Kaufmann aus Fez, er hieß Hadjee Talud Ben Helow, begleitete sie als Gouverneur. Dieser verband mit einem gefälligen Aussehen sanfte und höfliche Sitten, und schien ein Mann von Kenntnissen und Bildung zu sein. Er erzählte uns viele anziehende Dinge von ihrer Wallfahrtsreise, die schon dreizehn Monate andauerte. Die zwei Prinzen waren von Fez an der Spitze einer Karawane von siebenundzwanzigtausend Personen ausgezogen und hatten sich zunächst nach der ihrem Vater

Digitized by Google

angehörigen Stadt Tessa begeben. Von da zogen sie nach Sama, durch ein reiches und fruchtbares, von einem sanften und friedlichen Volk bewohntes Land. Alsdann betraten sie das Gebiet von Algier und dasjenige des Bey von Tunis, liessen aber Algier und Constantine acht bis zehn Tagereisen links. Sie kamen hierauf durch Tebej, Rasa und Gabes nach Tripoli; auf diese Reise hatten sie einundsiebenzig Tage verwandt. Der Pascha von Tripoli hatte sie sehr gastfreundlich empfangen und zehn Tage bei sich behalten. Bei der Abreise hatte er ihnen einhundert mit Mundvorräthen beladene Kameele geschenkt, und nebenbei auch die zur Ueberfahrt ihres Gepäcks nach Alexandrien erforderlichen Fahrzeuge geliefert. Um nach Bengazy zu kommen, brauchten sie achtundzwanzig Tage, und der Küste entlang bis Cairo wieder neunundzwanzig. In Cairo schlossen sie sich einer andern fünfzigtausend Personen starken Karawane an, und gelangten in vierunddreissig Tagen längs der Ostküste des rothen Meeres und unter dem Schutz der Truppen des Pascha von Aegypten nach Mekka. Die Rückreise nach Cairo hatten sie in dreissig Tagen gemacht, und statt den gleichen Weg mit den übrigen Pilgrimmen einzuschlagen, verfügten sie sich nach Alexandrien, um von da zur See vollends heimzukehren. Die zwei Prinzen hatten einen Theil der Reise zu Pferd gemacht und den andern in einer Art Sänfte, die zwischen zwei Kameelen aufgehängt ward; die Weiber ihres Begleits reiseten in Körben, die von Kameelen getragen wurden."

„In einem unsrer Gespräche mit Hadjee Talub Ben Zelow machten wir die Entdeckung, daß er mehrmals in Tombuctoo gewesen war, und dies veranlaßte uns, wie man leicht denken kann, zu mancherlei Fragen. Er sagte uns, der eigentliche Name der Stadt sei Timbuctoo und sie stehe zwei Tagereisen vom großen Flusse entfernt. Ihre Häuser sind, seiner Angabe zufolge, aus Stein und Thonerde erbaut und sehr niedrig. Die Zahl ihrer Einwohner steigt auf sechszigtausend an; alle sind Neger und von sanftem und gastfreundlichem Karakter. Das Land ist mit Kokos- und Palmbäumen bewachsen, und die Wälder in der Nähe von Timbuctoo nähren eine Menge Gewild; es finden sich da ganze Heerden von Elephanten, auf welche die Einwohner von Timbuctoo Jagd machen, da sie ihr Fleisch essen. Löwen und andere wilde Thiere kommen öfters bis an die Stadtmauern."

„Der Handelsverkehr zwischen Fez und Timbuctoo geschieht durch Karawanen, die gewöhnlich in den Monaten März und Oktober von Fez abreisen und ungefähr hundert Tage auf der Reise zubringen. Sie führen nach Timbuctoo Salz, Tabak, europäische Scharlachtücher, englische gedruckte Baumwollentücher und Feuergewehre; hinwieder bringen sie von da zurück Gold, Sklaven und Elfenbein. Einer alten unter den Bewohnern von Timbuctoo verbreiteten Ueberlieferung zufolge gingen vormals regelmäßige Karawanen aus dieser Stadt nach Cairo, aber die in den Zwischenländern herrschenden Unruhen machten diese Reise so gefährlich, daß man darauf verzichtet hat. Hadjee Talub sprach uns noch von der Stadt Houssa als von einem wichtigen Handelsplatze, wo die Kleidungsstoffe verfertigt werden, deren sich die Einwohner von Timbuctoo bedienen; seiner Angabe zufolge ist ihre Entfernung von Timbuctoo so groß, wie

Digitized by Google

diejenige von Fez nach Timbuctoo. Hinsichtlich auf den Lauf des Nigerstroms behauptete Hadjee Talub nach Hörensagen, der Lauf desselben sei gegen Mekka, also nach Osten, gerichtet, und er laufe in einen großen Süßwasser-See aus, der landeinwärts liege, Behus Soldan heiße, und aus dem der Nil von Aegypten entspringe. Ein Europäer, der sich einer Karawane anschließen würde, versicherte er, könnte ohne die mindeste Gefahr oder Schwierigkeit nach Timbuctoo gehen; dagegen wäre es gefährlich, die Reise allein zu machen."

Hier schließt sich das Tagebuch des Hrn. Fitz Clarence; er bemerkt einzig noch, daß er in Spanien nicht landen konnte, weil man die Pest fürchtete, weswegen er auf der See bleiben mußte, und erst am 14. Juni nach einer sechsmonatlichen Reise in Falmouth eintraf.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Die neue Sternwarte zu Marlia im Herzogthum Lucca. Geschichte und Schicksale der Sternkunde.

Es fehlt weder an Sternwarten, noch an Sternkundigen, und noch weniger an Instrumenten, desto mehr aber an Beobachtungen, sagt der königliche Rathgeber, unter dessen Leitung die neue Sternwarte in Lucca errichtet ward. Der Freiherr v. Zach ist dieser, um seine Wissenschaft hochverdiente und ungefähr in allen Fächern des Wissens bewanderte Mann, und es lohnt sich der Mühe, ihn darüber näher zu hören. *)

Wenn wir die Zahl der europäischen Sternwarten zu einhundertunddreißig angeben, so sind damit zuverlässig noch nicht alle gezählt. Wären sie sämmtlich in zweckmäßiger Thätigkeit, mit guten Werkzeugen versehen, mit gelehrten, tüchtigen, fleißigen, ihre Wissenschaft liebenden Astronomen besetzt, so würden ihrer unstreitig mehr als genug sein. Es scheint aber mit den Astronomen sich ungefähr so zu verhalten, wie mit den vormaligen Akademikern in Italien, worunter es Müßige in Bologna, Zierliche in Genua, Unruhmliche in Lucca, Versteckte in Mailand, Düstere in Ancona, Verborgene in Brescia, Unbewegliche in Alexandria, Trübe in Cesena, Ungenannte in Parma, Zwieträchtige in Fabriano, Bequeme in Rimini, Betäubte in Citta de Castello, Sonderbare in Rom, Eigensinnige in Viterbo, und vollends auch noch Närrische in Perusa und Angekettete in Macerata gab. **)

*) Correspondance astronomique, géographique, hydrographique et statistique du Baron de *Zach*. 3 Vol. à Gênes. 1819.

**) Otiosi, Adormentati, Oscuri, Nascosti, Calliginosi, Occulti, Immobili, Offuscati, Innominati, Desuniti, Adagiati, Assorditi, Fantastici, Ostinati, Insensati, Catenati — dies sind die Namen, welche, vor nicht gar langer Zeit, nach dem damals herrschenden Geschmack oder Ungeschmack,

Digitized by Google

Inzwiſchen ſoll man gerecht ſein; nicht allenthalben fällt die Schuld auf die Aſtronomen zurück. Am einen Ort findet ſich zwar eine Sternwarte, aber ſie hat keine Inſtrumente; am andern gibt es Inſtrumente ohne Sternwarte; am dritten Ort, wo geſchickte Aſtronomen ſind, fehlen jene beide, und endlich gibt es Orte, wo alle erforderlichen Hilfsmittel vorhanden ſind, aber kein Aſtronom, oder wenigſtens niemand, der ſeine Pflichten erfüllen kann oder will. Es werden zehn, fünfzehn und zwanzig Jahre auf den Bau und die Einrichtung einer Sternwarte verwandt, und ehe noch eine einzige brauchbare Beobachtung daraus hervorgeht, zerfällt ſie wieder in Trümmer oder die Inſtrumente werden unbrauchbar. Wir wollen keine Beiſpiele anführen, wie leicht dies auch wäre. Wir könnten eine ganz neue Sternwarte nennen, deren Bau beinahe eine Million Franken gekoſtet hat, die durchaus fehlerhaft iſt und deren koſtbare Werkzeuge gänzlich verdorben ſind. Wir könnten eine andere Sternwarte anführen, die vierzig Jahre in Thätigkeit war, ſeit fünfundzwanzig Jahren aber unthätig geworden und noch nicht dahin gelangt iſt, ihre eigene Längenbeſtimmung zu liefern, obgleich ſie die ſchönſten Inſtrumente beſitzt. Wahrhaftig, das ſind Dinge, welche auch die freigebigſte Regierung, wenn ſie noch ſo geneigt iſt, den Wiſſenſchaften Schutz und Aufmunterung zu verleihen, abſchrecken können; und wenn hin und wieder über mangelhafte Unterſtützungen geklagt wird, ſo dürfte ſich bei näherer Unterſuchung manchmal finden, daß der Kläger daran mehr als der Beklagte Schuld trägt. Zuweilen liegt das Hinderniß in gar ſeltſamen Verhältniſſen. Eine Regierung, zum Beiſpiel, beſitzt eine Sammlung vortrefflicher Inſtrumente; ſie will aber keine Sternwarte bauen laſſen, um jene nicht einem unfähigen Manne, der wirklich angeſtellt iſt, übergeben zu müſſen. An etlichen Orten hat man ſolche wohl zu entfernen gewußt, an andern iſt man duldſamer.

Es gibt Leute (und darunter, wie befremdlich es tönt, auch Gelehrte ſogar und Profeſſoren), die es nicht leiden können, wenn man Enthuſiasm oder Leidenſchaft für eine Wiſſenſchaft zu Tage legt. Das ſeien Selbſtſüchtler, meinen ſie, welche nur an ſich ſelbſt denken und an das, was ihre Theilnahme erregt oder ihnen Freude macht. Wollte Gott, es wäre jeder für ſeine Wiſſenſchaft enthuſiasmirt! Der Botaniker verlangt einen Pflanzengarten, der Scheidekünſtler ein Laboratorium, der Wundarzt ein anatomiſches Theater, und der Aſtronom eine Sternwarte. Sollte man etwa Irrenhäuſer verlangen? Die ließen ſich freilich auch brauchen, und die Aerzte mögen ſie heiſchen. Cicero pro domo sua; die Aſtronomen werden indeß immerhin wohl thun, ſich mit ihren Sternwarten zu beſchäftigen.

Aber, wendet man nochmals ein, ſind nicht deren ſchon die Menge vorhanden, wozu bedarf es neuer? Es werden Sternwarten in allen Ecken und Winkeln errichtet; es iſt eine wahre

---

die ultramontaniſchen Akademiker annahmen; ſie wetteiferten in der Auswahl ſeltſamer, poſſierlicher und phantaſtiſcher Benennungen, gleich als ob die Geiſtesübungen vielmehr Poſſen und Spiele, als nützliche und ernſte Beſchäftigungen wären.

Digitized by Google

Muth. Soll denn überall nur von Aſtronomie die Rede ſein? — Laſt uns gerecht und unparteiiſch prüfen, ob in der That die Sternkunde ſich rühmen möge, heutzutage mehr kultivirt, aufgemuntert, beſchützt und begünſtigt zu ſein, als vormals. Laſt uns die Sternwarten aufzählen, welche in früherer Zeit vorhanden waren, arbeiteten und gänzlich verſchwunden ſind. Ich frage, was iſt in der Stadt London aus den Sternwarten des Herzogs von Malborough, des Grafen von Brühl, des Sir Henry Englefield, des General Roy, des Doktor Heberden, der Herren Aubert, Bird, Short, Mudge u. ſ. w. geworden? ſind andere an ihre Stelle getreten? Wo ſind die Sternwarten von Wanſtead, von Richmond, von Kew, von Blenheim, von Sion, von Hareſield, von Clerkenwell, von Frompton-Houſe, von York, von Loampit-Hill, von Highbury, von Chiſelhurſt u. ſ. w. hingekommen; ſind ſtatt ihrer neue erbaut worden?

Kehren wir nach Frankreich, und zuerſt, wie billig, nach Paris. Wo iſt die Sternwarte der Marine im Hotel Clugny, in der Straße des mathurins, hingekommen, an welcher die de l'Isle und Meſſier mit ſo viel Ruhm arbeiteten? Was iſt aus der Sternwarte im Mazarinſchen Kollegium geworden, worin La Caille ſich unſterbliche Verdienſte erwarb? Wo findet ſich die mit königlich prachtvollen Inſtrumenten verſehene, von Le Monnier im Kapuzinerhofe? Die Warte im Dom des Luxemburg, worin La Lande ſeine erſten Dienſtjahre machte? Die von St. Geneviève, in welcher Bingré ſo roſtlos arbeitete? Diejenige des franzöſiſchen Kollegiums, worin La Lande ſeine vortrefflichen Schüler bildete? Die der Kriegsſchule, in welcher Dagelet und La Lande der Neffe die erſte franzöſiſche Himmelsgeſchichte verfaßt haben? Noch mehr andern Sternwarten zu Paris, in der Eſtrapade, in der Poſtſtraße, der Straße Richelieu, der Paradiesſtraße u. ſ. f. will ich nicht weiter fragen.

Reiſen wir durch die Provinzen, und ich möchte gern Kunde erhalten von den Sternwarten in Lyon, worin die E. Väter St. Bonnet, Berand, Le Fevre ihre Beobachtungen gemacht haben; in Bourg en Breſſe, wo La Lande von der Arbeit in neuer Arbeit Erholung fand; in Dijon, wo Fabaret und Bertrand ſo viele nützliche Dinge zu Stande brachten; in Toulouſe, die durch Daviet zu ſolchem Ruhm gelangte, daß ein großer und vielvermögender britiſcher Staatsminiſter ſie beſuchte und ihr ein prachtvolles Werkzeug ſchenkte; in Mirepoix, wo Vidal den Merkur zu achtzehn Sekunden vom Sonnenrande geſehen hat; in Montauban, wo man einem reichen Liebhaber die Aſtronomie dergeſtalt zu verleiden wußte, daß er darauf gänzlich verzichtete; in Breſt, wohin Rochon geſandt ward, um Beobachtungen zu machen, die er nie gemacht hat; in Marſeille, das eine lange Reihe berühmter und verdienter Aſtronomen aufzuzählen hat, die Puthens, Gaſſendi, Feuillée, Laval, de Thazelles, Pezenas, St. Jacques, Bernard, Thulis, Pons. Ich will nicht nach den minder bekannten Sternwarten von Avignon, Beziers, Bordeaux, Straßburg, Rouen, Vezoul und Tarbes fragen; wohl aber nach derjenigen von Montpellier, die durch de Ratte, Poitevin, Du Bouſquet, Tandon, Romieu, Brun u. ſ. w. ſo berühmt geworden iſt. Von dieſer kann ich die neueſten Berichte mittheilen, welche mir ein Augenzeuge unterm 6. Okt. 1819 meldet: „Hr. Gergonne iſt der Nachfolger des Hrn. Reboul

Digitized by Google

im aſtronomiſchen Lehrſtuhle von Montpellier; es ſcheint aber dieſe Wiſſenſchaft der Stadt fremd geworden zu ſein. Die Dachung der Sternwarte blieb dermaßen unbeſorgt, daß ſie endlich einſtürzte, und ſtatt ſie wieder herzuſtellen, fand man gerathener, die Klappfenſter (trappes) einzeln zu laſſen, und, aller Gegenvorſtellungen ungeachtet, ein gewöhnliches Kornbodendach zu errichten. Hr. Gergonne wollte nun weiter gar nicht mehr hingehen, und er ließ die vorhandenen Inſtrumente ins phyſikaliſche Kabinet bringen, wo man nichts damit anfangen kann. Sie ruhen ſeit zwanzig Jahren u. ſ. w.“

Iſt man etwa auch jetzt noch der Meinung, die Aſtronomie werde in Frankreich allzuſehr begünſtigt und der Sternwarten ſeien dort allzuviele? Man hat ſo eben geſehen, wie man ſich dagegen hilft, wie man dieſelben wegſchafft und wie man die Aſtronomen auf die Seite zu bringen weiß.

Wir gehen nach Italien und finden hier, daß von zwanzig vormals in dieſem Lande thätigen Sternwarten nur noch ſechs arbeiten: in Mailand, Turin, Padua, Florenz, Rom und Palermo. Drei ruhen, in Bologna, Piſa und Neapel; die übrigen alle ſind nicht mehr vorhanden.

Blicken wir auf Deutſchland, ſo iſt ſeit langer Zeit ſchon keine Rede mehr von den Sternwarten in Nürnberg, Altdorf, Pollingen, Salmansweiler, Dillingen, Schwezingen, Würzburg, Bamberg, Ingolſtadt, Salzburg, Grätz, Greifswald, Erlau, Tyrnau, Carlsburg, Lilienthal (verbrannt und zerſtört durch General Vandamme) u. ſ. w. Man kann noch weiter fragen: Was iſt aus den Sternwarten von Kaſſel, Danzig, Breslau, Leipzig, Halle, Jena, Tübingen, Ofen, München u. ſ. w. geworden? Wie viele thätige Sternwarten ſind dann noch übrig? Zu Deutſchlands Ehre ſei es geſagt, es gibt ihrer noch zehn vollthätige: zu Berlin, zu Bremen, zu Kremsmünſter, zu Dorpat, zu Gotha, zu Göttingen, zu Königsberg, zu Mannheim, zu Prag und zu Wien.

Sollen wir unſre Reiſe noch weiter fortſetzen durch Spanien, Portugal, Holland, die Schweiz, Schweden, Dänemark, Polen und Rußland? Längſt hört man nichts mehr von den Sternwarten in Madrid, Cadix, Sevilla, Valenzia, in Liſſabon und Coimbra, in Amſterdam, im Haag, zu Leyden, Utrecht, Middelburg; in Genf, Bern, Zürich; zu Stockholm, Upſal, Kopenhagen, Krakau, in Warſchau, Wilna, St. Petersburg, Kaſan, Moskau u. ſ. w. Wahrſcheinlich aber liegt die Schuld an uns, und ruhet vom Mangel der Verbindungen und Mittheilungen von allen dieſen Orten her.

Immerhin ergibt ſich aus dem Vorſtehenden, daß die einhundert und dreißig europäiſchen Sternwarten am Ende auf eine oder zwei in England, auf eine oder zwei in Frankreich, auf ſechs in Italien und auf zehn in Deutſchland herabſinken; und auch bei dieſen wäre noch manches einzuwenden und zu bemerken, wenn ihre Arbeiten geprüft werden ſollten. Sind die durch ſie gelieferten Bemerkungen von gleicher Güte geweſen? Waren ſie gleich brauchbar zur Vervollkommnung unſrer Theorien, zur Verfertigung der neuen Tafeln der Bewegung der

Digitized by Google

Himmelskörper? Wahrhaftig, wenn diese Frage ohne Ausflüchte, aufrichtig und gerecht beantwortet werden soll, so ergibt sich am Ende die bedauerliche Antwort, daß eine einzige Sternwarte in der Welt ist, welche zu diesem Behuf gute und reichliche Materialien geliefert hat.

Diese Sternwarte ist die von Greenwich. Nahe an siebenzig Jahre ununterbrochen hat dieselbe der Wissenschaft die besten Beobachtungen geliefert, die mit den vortrefflichsten Instrumenten, von den geschicktesten Astronomen gemacht wurden, und welche allen unsern Theorien, allen unsern Sternverzeichnissen, unsern besten Sonnen-, Mond- und Planeten-Tafeln zur Grundlage dienen, so daß, wenn jemand behaupten wollte, unsre astronomischen Tafeln würden alle gleich vollkommen sein, wofern die einhundert und dreißig andern Sternwarten nie dagewesen wären, so ließe sich der Satz gewiß recht gut vertheidigen, wie außerordentlich und wie seltsam er beim ersten Anblick auch scheinen mag.

Wird man nun immer noch sagen, es gebe zu viele Sternwarten? Allerdings gibt es zu viel unnütze, und wer sich über die große Zahl von diesen beklagt, der hat Prosa gemacht, ohne daß er es wußte. Entweder waren es Gelehrte, die, weil sie die Grundlagen einer Wissenschaft erforscht haben, die Geschichte aller Wissenschaften erforscht zu haben glauben; oder es sind vorsichtige Leute, die sehr hell in die Zukunft hinaussehen, und fürchten, die Wissenschaften möchten bei allzufreigebig dargereichten Hilfsmitteln allzuschnelle Fortschritte machen.

Die Astronomie hat zuverlässig in unsern Tagen sehr große Fortschritte in den Studierzimmern gemacht, aber lange nicht so große auf den Sternwarten. Die Schuld hievon tragen nicht immer die Astronomen, und eben so wenig die Regierungen. Diesen mangelte öfters die gehörige Einsicht über die beste Art, ihren Schutz zu ertheilen, und jenen gebrach es oft an der nöthigen Aufmunterung. Mayer, la Caille und Piazzi zum Beispiel sind unstreitig Astronomen gewesen, die dem Flamstead, Bradley und Maskelyne gleichstehen, oder vielleicht auch dieselben übertreffen konnten, wenn sie wären aufgemuntert worden, wie diese, und wenn sie die Hilfsmittel genossen hätten, die eine einsichtige, großmüthige und reiche Regierung denselben zutheilte.

Zwei organische Mängel sind bei den meisten Sternwarten Schuld, daß ihre Arbeiten jene allgemeine, ich möchte sagen, kosmopolitische Nutzbarkeit nicht haben. Was nützt es, kostbare Sternwarten bauen, sie mit schönen Instrumenten versehen und möglichst gute Beobachtungen darin anstellen, wenn man dieselben nicht bekannt macht, sondern in Schränken aufbewahrt, wo sie, wie so oft schon geschehen ist, auf mannigfache Weise zu Grunde gehen, vom Feuer verzehrt, von der Feuchtigkeit angegriffen, oder Würmern und Mäusen zur Speise werden? Da wäre es dann freilich besser, gar keine Sternwarten zu haben. Es dauerte beinahe ein halbes Jahrhundert, ehe Bradley's umfassende Beobachtungen bekannt gemacht wurden, und über siebenzig Jahre, ehe dieser köstliche Schatz einigermaßen benutzt werden konnte. Man mußte sich glücklich schätzen, als endlich die mühevollen, in dreizehn Folianten und zwei

Digitized by Google

Quartanten beſtehenden Arbeiten den Händen der Chikane und endloſer Prozeſſe entriſſen werden konnten. Das warnende Beiſpiel hat indeß heilſam gewirkt. Seither läßt die britiſche Regierung alljährlich mit typographiſchem Luxus die Beobachtungen ihres königlichen Obſervatoriums von Greenwich in einem groſſen Folianten drucken.

Würden jemals die Sonne-, Monds- und Planeten-Tafeln zu der Vollkommenheit gelangt ſein, die ſie wirklich erreicht haben, wenn die Beobachtungen der königlichen Sternwarte von Greenwich nicht wären bekannt geworden? Wo gibt es auf der ganzen Erde eine Sternwarte, die ſich rühmen kann, eine ununterbrochene Reihe vortrefflicher Monddbobachtungen geliefert zu haben, welche die alleinige und ausſchließliche Grundlage der den Seefahrern ſo nützlichen Tafeln geweſen ſind? Hätte Meyer nicht ein halbes Jahrhundert früher der Schifffahrt dieſen wichtigen Vortheil verſchaffen können, wenn Bradley's Beobachtungen zu ihrer Zeit wären bekannt gemacht und herausgegeben worden?

Im ganzen ziviliſirten Europa iſt die königliche Sternwarte in Greenwich bis dahin die einzige, welche den Vorzug und die Verpflichtung hat, ihre Beobachtungen alljährlich bekannt zu machen. Der königliche Aſtronom iſt dazu angewieſen, der Präſident und die Räthe der königlichen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in London wachen über die genaue Vollziehung des Auftrags. *)

Auf allen andern europäiſchen Sternwarten ſind weder Gelder noch Verordnungen dazu vorhanden. Wenn ein fleißiger und arbeitſamer Aſtronom ſeine Beobachtungen gerne bekannt machen möchte, ſo muß er bei der Regierung oder bei irgend einer Verwaltungsſtelle um die Mittel dafür anſuchen. Mit vielem Aufwand von Zeit und Mühe, wofern es dem Bittſteller an Beharrlichkeit nicht gebricht, erhält er dann endlich die Bewilligung, etwas weniges drucken zu laſſen; es hatte aber dieſer Erfolg ſo viel widrige Schritte erfordert, daß ihre Wiederholung gewöhnlich unterbleibt. Für den Druck von Tobias Meyers nachgelaſſenen Werken ward lange Zeit angeſucht. Er ſtarb im Jahr 1762, und im Jahr 1775 ward endlich der erſte Band bekannt gemacht; die übrigen wurden verſprochen, das Verſprechen aber iſt zur Stunde noch unerfüllt. Die Schuld liegt nicht an der Regierung, die ſehr willfährig geweſen iſt; ſie rührt von dem Mißgriffe her, wodurch die Herausgabe einem Manne übertragen ward, der ſich um die Ehre beworben hatte, da er doch gar kein Aſtronom iſt.

Hr. De la Lande mußte bei den Miniſtern der franzöſiſchen Republik lange anhalten, ehe ihm vergönnt ward, ſeine Histoire céleste française drucken zu laſſen. Endlich gelang es, und im J. 1801 erſchien ihr erſter Theil. Am Schluß der Vorrede ſagt er: „Wann der zweite Theil dieſer Himmelsgeſchichte erſcheinen wird, kann ich nicht beſtimmen; die Materialien dafür

*) Es wird dieß, in bemerkenswerther Art, auf dem Titelblatte jedes Bandes folgendermaßen angezeigt: Published by te President and council of the royal society, at the public expense, in obedience to his Majesty's command.

Digitized by Google

liegen jedoch bereit, und ich darf die Versicherung geben, daß, wofern Körper- und Seelenkräfte mir noch einige Jahre treu bleiben, wie sie jetzt im achtundsechzigsten Jahre sind, so hoffe ich auch noch einen dritten Band liefern zu können.“ Die Wahrheit ist, daß seither nichts mehr erschienen, und daß es seit zwanzig Jahren beim ersten Bande geblieben ist.

Im Jahr 1795 gelang es dem Hrn. Grégoire, vormaligem Bischof von Blois, diesem durch Kenntnisse und Tugenden nicht minder, als durch den Muth und Eifer, womit er den Vandalism jener schrecklichen Zeit bekämpft hat*), verdienten Manne, durch Erstattung eines gelehrten und beredsamen Berichtes, den Beschluß für die Errichtung eines Längen-Bureau zu erwirken. Diese, durch das Dekret vom 7. Messidor des dritten Jahres der französischen Republik (25. Juni 1795) gestiftete Anstalt ist bestimmt, die Fortschritte der Astronomie zum Behuf der Marine zu beachten, die Sternwarten zu beaufsichten, deren neue zu veranstalten, die Berechnungen für die Connoissance des tems zu besorgen, einen Lehrkurs der Sternkunde zu geben und endlich alles dasjenige vorzuschlagen, was zur Vervollkommnung der Marine dienen kann. Im Jahr 1808, dreizehn Jahre nach seiner Errichtung, faßte dies Bureau endlich den löblichen Entschluß, die in der kaiserlichen Sternwarte zu Paris angestellten Beobachtungen durch die Connoissance des tems bekannt zu machen, und um das Neueste nicht alt werden zu lassen, mit den Beobachtungen vom Jahr XII (1804) anzufangen, die frühern aber, einschließlich vom Jahr IX an, in der Folge nachzutragen. Das letztere unterblieb und das erstere hat nicht lange gedauert, indem von 1813 an die Connoissance des tems, ohne zu sagen warum, keine astronomischen Beobachtungen der Pariser Sternwarte weiter liefert, und also in der That nur die Jahrgänge 1801 bis 1809 bekannt gemacht worden sind. Piazzi in Neapel besitzt die erforderlichen Hilfsmittel nicht, um den Schatz seiner Beobachtungen herauszugeben.

Soll demnach eine wohleingerichtete Sternwarte in der That nützlich sein, so müssen ihr die nöthigen Gelder zur Bekanntmachung derjenigen Beobachtungen, die dessen werth sind, angewiesen werden, und ihr Astronom muß zur regelmäßigen Bekanntmachung derselben verpflichtet sein.

Ein zweites organisches Gebrechen vieler Sternwarten besteht darin, daß man glaubt, es sei hinreichend, einen guten Mathematiker dabei anzustellen, und es werde nicht fehlen, daß derselbe alsdann auch ein guter Astronom sei. Ein großer Geometer wird aber nur selten für

*) Dieses Zeugniß, von einem edeln und verdienstvollen über einen gleich edeln und verdienten Mann ausgestellt, leiht mit den beispiellosen Schmähungen zusammen, die zur nämlichen Zeit dem Hrn. Bischof Grégoire in Paris zu Theil geworden sind. Aber das Zeugniß bleibt dem dadurch Geehrten, während die Ausdrücke wilder Leidenschaft nur ihren Urheber Schande bringen mögen. Jetzt schon ist es das Urtheil der unparteiischen Zeitgenossen, und später wird es die gerechte Nachwelt sein, die den Schwarm der Höflinge, der Tartuffe und Wetterfahnen, welche den ehrwürdigen Greisen im Christmonat 1—19 nach Bubenart mit Koth bewarfen, verdienter Weise brandmarken. U.

anhaltende Beobachtung Geschmack und Neigung haben; er wird sich nicht leicht ans Wachen und nächtliche Anstrengungen gewöhnen; der Eifer und die Geduld werden ihm kaum je innewohnen, die für kühelige Bestimmtheit und für die höchste Genauigkeit der Beobachtungen erforderlich werden; gerade diese Eigenschaften aber sind es, welche die Eigenthümlichkeit des guten beobachtenden Astronomen ausmachen; Newton, Euler, La Grange wären wahrscheinlich gar schlechte Astronomen gewesen. Durch Studium und angestrengten Fleiß mag man ein geschickter Meßkünstler werden; um aber ein guter astronomischer Beobachter zu sein, muß man mit vorzüglichen Organen, fester und dauerhafter Gesundheit, mit Gewandtheit und Fertigkeit ausgerüstet sein. Schwächliche und kränkliche Astronomen haben nie große Dinge geleistet, während hingegen allerdings große Meßkünstler von sehr schwacher Gesundheit bekannt sind.

Das Leben eines tüchtigen Astronomen ist hart, mühsam und zwangvoll. Will er seiner Pflicht ein völliges Genüge leisten, so muß er auf die Freuden der Gesellschaft verzichten; und findet er sein Vergnügen nicht in seiner Wissenschaft, dann nehme er von der Astronomie Abschied. Nur thätige, eifrige, enthusiastische und leidenschaftliche Liebhaber können für sie taugen, und diese Eigenschaften sind mit Bequemlichkeit und Trägheit völlig unvereinbar; es gilt darum hier: satius est otiosum esse, quam nihil agere. Der Astronom einer Sternwarte soll beobachten können und er soll gern beobachten; er soll mit dem Himmelsgewölbe vertraut sein und daran Entdeckungen machen können; die von ihm selbst oder von Andern gemachten soll er eifrig und sorgfältig fortsetzen, und vor allem aus den Lauf der Gestirne mit beharrlichem Fleiß und verständiger Einsicht verfolgen. Hiefür, und für anderes nicht, lassen die Regierungen kostbare Sternwarten bauen und versehen dieselben mit den erforderlichen Werkzeugen; den dabei angestellten Astronomen liegt die Pflicht ob, diese unausgesetzt, bei Tag und bei Nacht, zu gebrauchen. Wenn es um Vervollkommnung von Theorien zu thun ist, so werden die Geometer hiefür sorgen; Newton, Euler, La Grange haben die Theorie des Mondes vervollkommnet, ohne ihn je beobachtet zu haben, und die Flamstead, Bradley, Maskelyne beobachteten ihn, ohne eine einzige Mondgleichung geliefert zu haben. Die Einen hätten nicht ohne die Andern arbeiten können; darum sei jeder was seiner Stelle ziemt, und es ist gar nicht nothwendig, daß der Astronom, welcher einer Sternwarte vorsteht, Formeln erkläre oder Gas reinige. Ist ein Astronom ein geschickter Chemiker und hat er eine besondere Vorliebe für diese Wissenschaft, so ist dies kein Uebel; aber man entferne ihn in diesem Fall von der Sternwarte und mache ihn zum Professor der Chemie. Zeigt ein andrer mehr Neigung und Talent für die höhere Analyse, als für die Beobachtungen, so mache man ihn zum Professor oder Akademiker; er wird nützlicher und bequemer arbeiten, und man gewinnt doppelt dabei, indem man treffliche Professoren erhält und freie Plätze für tüchtige Astronomen gewinnt.

Ich will damit gar nicht sagen, die Eigenschaften eines guten Geometers und die eines guten Astronomen seien unverträglich; der letztere muß die Kenntnisse des ersteren in gewissem Grad immerhin besitzen; ich spreche von großen Geometern und bin der Meinung, daß Männer,

Digitized by Google

wie Halley, Gauß, Beſſel, Olbers, Littrow, Plana überall ſeltene Männer ſind und allezeit ſein werden. Aſtronomen, wie die Herſchel, Schröter, Hardings, Meſſier, Pons u. ſ. w. bilden eine andere Klaſſe; weil es aber höchſt ſelten geſchieht, daß man beide Arten in einem Individuum vereint antrifft, ſo möchte ich zur guten Einrichtung einer Sternwarte vorſchlagen, dieſelben mit Aſtronomen von beiderlei Art zu beſtellen, den einen zum Behuf der Aſtronomie, den andern zum Behuf der Aſtroſcopie. Durch dieſe Vereinbarung allein wird man den guten Gang eines wohleingerichteten Obſervatoriums ſichern können.

Eine lange Erfahrung (fährt Hr. v. Zach, den wir überall nur im Auszuge liefern, fort), meine öftern Beſuche faſt aller europäiſchen Sternwarten und die perſönliche Bekanntſchaft eines großen Theils der jetztlebenden Aſtronomen liegen dieſen Bemerkungen zum Grunde. Ich war gerade mit ihrer Darſtellung beſchäftigt, als mir aus Lucca geſchrieben ward, es ſeien J. Maj. die Königin Marie-Louiſe Bourbon, die Infantin von Spanien und regierende Herzogin von Lucca, geſinnt, ihr neuerrichtetes Locäum durch eine Sternwarte zu vervollſtändigen, und ſie habe den Auftrag gegeben, mich deshalb zu Rathe zu ziehen. Ich antwortete: zum Unterricht in Lucca, wo es mehr um die Theorie als um Beobachtungen zu thun iſt, könne man mit Wenigem ausreichen. Große Sternwarten, mit koſtbaren Werkzeugen, bezwecken mehr die Fortſchritte der Wiſſenſchaft, als ihren Unterricht. Was denſelben erforderlich ſein würde, fügte ich hinzu. Die Königin ergriff dieſe Vorſchläge; ſelbſt ſchon mit aſtronomiſchen Kenntniſſen vertraut, verlangte ſie ein wiſſenſchaftliches Inſtitut, mit allen Erforderniſſen ausgeſtattet, und die Koſten wollte ſie auf ihre Schatulle anweiſen. Ein lebhafter Briefwechſel ward nur ein paar Monate durch geführt, und nachdem die Präliminarien im Reinen waren, erhielt ich die Einladung der Königin, zur Auswahl des Lokals der Sternwarte ſelbſt nach Lucca zu kommen. Am 1. Sept. brachte ich Ihrer Majeſtät meine Huldigungen dar.

Ich durchwanderte die Stadt und ihre Umgebungen einige Meilen in die Runde; ſie liegt nahe am Serchio, mitten auf einer von lieblichen Anhöhen und Bergen umſchloſſenen Ebene; die Berge, zwar nicht ſehr hoch, ſtehen hingegen ſo nahe bei der Stadt, daß ſie nach allen Seiten hin die Ausſicht auf einen großen Theil des Himmels rauben; darum mußte das Lokal der Sternwarte in bedeutender Entfernung von der Stadt geſucht werden. Sternwarten im Innern der Städte zu errichten, taugt überhaupt nichts; um den Horizont zu beherrſchen, müſſen ſie über die Dächer emporſtehen, und alſo in Thürmen oder über ſehr hohen Häuſern errichtet werden; nun beſitzen aber weder die einen noch die andern die den neuern feſtſtehenden Inſtrumenten erforderliche Feſtigkeit; es erzittern vielmehr auch die feſteſten, weil der Boden erzittert, auf dem ſie ſtehen, wie man in jedem Hauſe bei auf der Straße vorbeifahrenden Wagen wahrnehmen, oder ſich auch vollſtändiger in einer merkwürdigen Denkſchrift des Direktors der Sternwarte in Mailand, Hrn. de Cesaris (sul movimento oscillatorio e periodico delle fabbriche, in den Mailänder aſtronom. Ephemeriden für 1813) belehren kann. Auch die von Rauch und Dünſten erfüllte Atmoſphäre der Städte wird der Genauigkeit der Beobachtungen nachtheilig.

Digitized by Google

Es ſind, um eben dieſer Gründe willen, alle neuern Sternwarten auſſerhalb den Städten und zu ebener Erde erbaut worden, die von Greenwich, Oxford, Cambridge, Dublin, Gotha, Göttingen, München, Dorpat, Ofen, Neapel u. ſ. w.

Vier Meilen von Lucca beſitzt die Königin in Marlia ein ſchönes Luſtſchloß, das zum Sommeraufenthalt von der königlichen Familie gebraucht wird. Als ich, durch ſeinen weitläuftigen und anmuthigen Park wandernd, eine Anhöhe deſſelben erſtieg, öffnete ſich mir plötzlich ein weiter Horizont, der nach allen Seiten hin, vorzüglich aber im Süden, die freieſte Ausſicht gewährt. Mein Entſchluß war alſobald gefaßt, die Königin genehmigte denſelben und ſandte mir ihren Baumeiſter Nottolini. Der Bauplan war bald zwiſchen uns verabredet, und weil die königliche Freigebigkeit zum Voraus alle Hinderniſſe gehoben hatte, konnten wir, wie das Sprichwort ſagt, das Eiſen ſchmieden, während es warm blieb. Vierzehn Tage nach meiner Ankunft in Lucca, am 17. September 1819, unterzeichnete die Königin die Stiftungsurkunde oder einen Beſchluß folgenden Inhalts:

„Nachdem Wir den Entſchluß gefaßt haben, eine Sternwarte zu errichten, deren Vereinbarung mit dem königlichen Lyceum den öffentlichen Unterricht weſentlich vervollſtändigen und zum Fortſchritt der Wiſſenſchaft in Unſerm Herzogthum beitragen ſoll, ſo haben wir beſchloſſen und beſchlieſſen hiermit: es ſoll auf Koſten Unſrer beſondern Schatulle ein aſtronomiſches Obſervatorium alſogleich auf unſerm königlichen Luſtſchloſſe zu Marlia errichtet und mit den erforderlichen Inſtrumenten ausgeſtattet werden. Daſſelbe ſoll mit dem königlichen Lyceum verbunden ſein, und unter der Verwaltung und Aufſicht unſers Direktors des Lyceums ſtehen.“

Zur Wohnung des Aſtronomen dient ein bequemes und geräumiges, nur fünfunddreißig Klafter von dem gewählten Standort der Sternwarte entferntes Gebäude. Hier wurden die erſten zu Orientirung der Warte erforderlichen Beobachtungen angeſtellt. Die Meridianlinie dafür ward in Beiſein und unter perſönlicher Theilnahme der Königin und des königlichen Prinzen zu Stande gebracht, und dieſelbe ſowohl als die ſenkrechte Linie für den Gebrauch des Baumeiſters geſichert. Alſogleich ward nun auch zum Graben für die Grundmauern geſchritten, und am 26. September geruhte nochmals die Königin, den erſten Bauſtein mit eigener Hand zu legen. Es iſt ein karrariſcher Marmor, mit folgenden Anfangsbuchſtaben:

M. A. B.
A. D. MDCCCXIX.
D. XXVI. Septembris
P. *)

In einem über den Stein gelegten Käſtchen aus Kaſtanienholz befindet ſich eine bleierne Platte mit der Inſchrift:

S. M. la Regina Maria Luisa di Borbone, Infanta di Spagna, Duchessa di Lucca, pose la prima pietra del Reale Osservatorio astronomico di Marlia, questo giorno 26. Settembre 1819.

*) Maria Aloisia Borbona, Anno Domini 1819, die 26. Septembris, posuit.

Digitized by Google

Vor Abfluß des Jahres 1820 ſoll die Sternwarte, die auf hundert Fuß Länge dreißig Fuß Breite hat, nicht nur vollendet, ſondern auch vollſtändig ausgerüſtet ſeyn. Da es an den nöthigen Geldern nicht fehlte, ſo gelang es dem Eifer des Hrn. v. Zach, durch ſeine mannigfachen Verbindungen überall her dem neuen Inſtitute die beſten Werkzeuge zu ſichern, deren manche bereits ſchon eingetroffen ſind, und einen Anfang der Beobachtungen möglich machen, noch ehe der Bau des großen Obſervatoriums vollendet iſt.

Noch blieb, als ein weſentlicher Hauptpunkt, die Beſtellung des Aſtronomen übrig. Den vorſtehenden Anſichten gemäß hatte Hr. v. Zach ihrer zwei vorgeſchlagen. Zum Aſtroſkopen empfahl er den berühmten Hrn. Bond, den bisherigen Adjunkten an der kön. Sternwarte in Marſeille und den erſten unter den jetztlebenden Aſtrognoſen. Die Königin ernannte ihn, unter vortheilhaften Bedingungen, zum Direktor der Sternwarte in Marlia für den aſtroſkopiſchen Theil; er nahm den Ruf an und traf ſchon im November zu Lucca ein; ſein Beſtallungsbrief gibt ihm auch den Profeſſortitel am Lyceum. Zum wiſſenſchaftlichen Direktor der Sternwarte iſt ein ſehr berühmter Gelehrter, Aſtronom und Geometer vorgeſchlagen, mit dem man noch unterhandelt.

Alljährlich ſollen, wie zu Greenwich, die eigenthümlichen Beobachtungen des neuen, Urania's Dienſte geweihten Tempels in einem Folianten durch den Druck bekannt gemacht werden. Die Geſchichte und Einrichtung der Anſtalt ſollen den erſten Band eröffnen. Nach vorläufigen durch den Hrn. v. Zach angeſtellten Beobachtungen kann die Länge der Sternwarte zu Marlia auf 28° 14′ 12″ und ihre Breite auf 43° 54′ 28″·5 angegeben werden.

Gleich im Anfang dieſer Mittheilungen war von Leuten die Rede, welche fragen: ob Sternwarten in der That auch nothwendig und nützlich ſeien? Es gibt andere, welche weiter gehen, und den Nutzen aller Wiſſenſchaften bezweifeln, weil ſie darin die Hauptquelle zahlloſer Uebel, die den Menſchen im geſellſchaftlichen Leben heimſuchen, zu erkennen glauben.

Unſtreitig ſind Wiſſenſchaft und Tugend nicht allezeit vereinbart; Unwiſſenheit und Glück können zuſammentreffen. Der Unwiſſende kann, wie der Gelehrte, das wahre Glück des Lebens genieſſen, das auf innerem Frieden, Liebe der Herzen und der Ausübung aller geſelligen Tugenden beruht. Der Schöpfer wollte es alſo in ſeiner Weisheit, damit jeder an dem Glücke theilnehmen möge, zu welchem alle gleichmäßig berufen ſind. Daraus aber den Schluß ziehen, die Wiſſenſchaft ſei für das Glück des Menſchen entbehrlich, oder für daſſelbe ſogar verderblich, heißt die menſchliche Vernunft gröblich beleidigen und den Schöpfer der Natur tadeln, welcher in ſeiner ganzen Schöpfung, und unter allen ſeinen Geſchöpfen, den Menſchen allein nur mit Verſtand und Vervollkommlichkeit begaben wollte; Eigenſchaften, die ſich in ihm von zarter Jugend an offenbaren und die der Himmel uns nicht unabſichtlich zugetheilt hat.

Der Menſch will Alles wiſſen, Alles kennen und Alles umfaſſen. Sein Inſtinkt, die erſte Regung ſeiner Vernunft iſt es, die allem Nachdenken vorangeht. Er durchwandert die ganze

Digitized by Google

Natur als ein ihm angewiesenes Gebiet; er steigt in die Eingeweide der Erde hinunter; er versenkt sich in die Abgründe des Meeres; er schwingt sich in die unermeßlichen Himmelsräume empor; er forscht überall nach Wahrheit, und hat eher nicht Ruhe, bis er in ihr Heiligthum eingedrungen ist. Wie geschieht es, daß sich Geschöpfe finden, welche diese Stimme der Vernunft mißkennen und den Menschen ihr zu folgen hindern wollen? Auch hierin liegen geheime Springfedern der im moralischen wie im physischen Gebiete fortdauernd wirksamen Natur; jene Thoren nämlich, die in ihrer Verderbtheit den Aufschwung des göttlichen Hauches zu hemmen meinen, dienen in der That dazu, denselben zu beschleunigen. Die Geschichte aller Zeiten und aller Völker liefert den Beweis dafür.

Die Unwissenheit hat immer ein zahlreiches Gefolge von Irrthümern, welche sie erzeugt, und von Vorurtheilen, die sie beglaubigt; diese Irrthümer und diese Vorurtheile können nicht anders als dem Glück des Menschen Nachtheil bringen. Die Wissenschaft hingegen bereichert den menschlichen Geist mit neuen Wahrheiten, sie zerstört alte Irrthümer und zerstreut die Nebel der Vorurtheile: dies leistet die Fackel der Wissenschaft, die nirgends offenbarer und glänzender erscheint, als im Studium der Natur.

Die Unwissenheit der Naturgesetze ist es, die den scheußlichen Aberglauben erzeugt hat, dessen blutige Fußstapfen über die ganze Erde verbreitet sind. Aus ihr ging die grausame Wuth hervor, durch deren Antrieb der Mensch in frommem Eifer um der Meinungen willen Seinesgleichen mordet. Sie ist die gemeinsame Quelle aller jener Ungereimtheiten und Seltsamkeiten, aller jener politischen und religiösen Sekten, die lächerlich und verbrecherisch zugleich gegen Tugend, Unschuld, Rechtschaffenheit und Schamhaftigkeit wütheten, und die Menschen zu den größten sittlichen, politischen und religiösen Gräueln verleitet haben. Die Wissenschaften sind es wahrlich nicht, die hieran Schuld tragen, und sie sind es nicht, die das Sittenverderbniß unsrer Zeit, die eigentliche Quelle des Bösen, worüber man Klage führt, erzeugt haben. Es rühren die ärgerlichen Beispiele weder von gelehrten, noch von kenntnißreichen, sondern von ziemlich unwissenden Menschen her. Zu reinen, einfachen und redlichen Sitten müssen wir die Hilfsmittel gegen jene Uebel suchen, und dort werden wir sie auch finden, keineswegs aber in der Unwissenheit, in Blödsinn und in viehischer Dummheit. Die, welche mit gutem Beispiele vorleuchten sollten, mögen über die verderblichen Folgen nachdenken, welche die von ihnen zur Schau getragene Verderbniß und Sittenlosigkeit früher oder später herbeiführen können, wofern sie in ihrer Schlechtigkeit und in ihrem Widerstand gegen die Fortschritte des Lichtes verharren.

Der richtigen Kenntniß der Naturgesetze in der physischen und moralischen Welt verdankt der Mensch das unschätzbare Glück, der traurigen Herrschaft des Fanatismus aller Art entrückt zu sein. Die Naturwissenschaft ist es, die diesen finstern, grausamen und blutgierigen Aberglauben besiegt, und die Finsternisse und Blendwerke jener, dem Frieden und dem Glück der Menschen so verderblichen Irrthümer zerstreut hat. Die Beobachtung der Naturgesetze hat den Menschen von jenen kindischen Schrecken geheilt, die ihn so lange Zeit beherrscht und unterjocht

Digitized by Google

hielten. Die Sonnenfinsterniße, die Kometen, die Nordlichter, die Aerolithen u. ſ. w. haben ihre ſchlimmen Vorbedeutungen, ſogar auch ihr Wunderbares verloren, und das über ihre Verhältniße belehrte Volk betrachtet dieſelben ruhig und ohne Furcht. Es hat gelernt, (oder ſollte es das etwa nicht weiter lernen?) im Weltall, neben einem höchſten, unendlich weiſen und mächtigen Geiſt, nur phyſiſche und moraliſche, ſtets wirkſame Urſachen erkennen, deren regelmäßige und unwandelbare Thätigkeit der Menſch weder ſtille ſtellen noch hindern kann und in denen nichts Schreckhaftes für ihn vorhanden iſt. Die Erforſchung der großen Natur iſt es, durch die der Menſch zu der Erkenntniß gelangen mag, daß alles in ihr mit bewundernswerther Weisheit, mit einer unſtörbaren Ordnung, welche die menſchliche Thorheit umzukehren nicht vermag, geregelt iſt; daß feſte Geſetze über die Erhaltung der Weltordnung ununterbrochen wachen, und daß, wenn Urſachen und Umſtände ſind, die auf Störung des Gleichgewichts hinwirken, andere nicht minder thätige und eben ſo wirkſame deſſen Herſtellung allezeit bezwecken; die Erſchütterung und die Schwingung, welche man alsdann wahrnimmt, ſind nur die Rückkehr zu einer beſſern, zufällig oder weſentlich geſtörten Ordnung. Es ſind dieſe außerordentlichen Bewegungen eben ſo natürlich und eben ſo nothwendig, wie die gewohntern und regelmäßigern. *) Der Himmel verkündet es uns täglich, die Erde lehrt es uns in der Geſchichte aller Völker. Alles, was unwiſſende Menſchen oder Halbwiſſer gegen den mächtigen Trieb der Natur verſuchen mögen, wird demnach fruchtlos bleiben; am ſicherſten aber iſt es, keinen Kampf zu beſtehen, der Gewalt zu weichen und mit Klugheit und Mäßigkeit dem Strome zu folgen. Die Zeiten ſind vorbei (und hoffentlich mag niemand dieſelben wiederbringen), wo Sonnenfinsterniße, der Schlachtthiere rauchende Eingeweide, der ungewiße Flug der Vögel, das Picken der Hühner u. ſ. w. die Schickſale der Menſchen und der Staaten entſchieden haben.

Aus England.

Das Schickſal der Armen-Stiftungen in England.

Dem heiligen Bündniß, welches die erlauchten Fürſten unſrer Tage geſchloſſen haben, zur Seite beſteht das eben ſo heilige Bündniß der Völker für das Bedürfniß und die Rechte der auf Gerechtigkeit beruhenden Freiheit: durch dieſes Bündniß findet ſich jenes natürliche Band hergeſtellt, das die verſchiedenen Zweige der großen Menſchenfamilie für gemeinſame Zwecke durch übereinſtimmende Geſinnungen verbindet. Sir Samuel Romilly's Tod iſt eines der Ereigniße, welche die Freunde der Menſchheit, der Freiheit und des Vaterlandes, welchem Lande ſie auch zugehören, gleich mächtig ergreifen, weil dem ſein Vaterland wahrhaft liebenden Bürger dasjenige gleichmäßig am Herzen liegt, was, wo es immer geſchehen ſein mag, die

*) Totam mundi hujus concordiam ex discordibus constare. Non vides quam contraria inter se elementa sint? *Senec. Nat. quaest.* lib. 7, cap. 27.

Digitized by Google

gemeinſamen Grundſätze der Völkerwohlfahrt berührt. Die neuerliche Wahl jenes achtungswürdigen Mannes (ins britiſche Parlament) ward, nicht in England nur, als ein Sieg der ächten Freiheit über die den Namen der Freiheit ſich anmaßende Ausgelaſſenheit betrachtet, und allenthalben erkannte man darin einen Triumph der Männer, die mit gleichem Nachdruck für Pflicht und Ordnung, wie für Recht und Freiheit kämpfen. Die Vereinbarung der Tugenden der Privaten mit denen des Staatsmannes gewährten in Hrn. Romilly allen denen eine große Freude, welche die Grundlage und Stütze der Staatseinrichtungen auf dem Gebiete der Sittenlehre ſuchen und der Meinung ſind, in dieſer allein nur möge der zuverläſſige Wegweiſer auf der Bahn und durch die Stürme des öffentlichen Lebens gefunden werden. Jetzt miſcht ſich leider der Erinnerung an dies ruhmvolle Leben das ſchmerzhafte Gefühl des unglücklichen Vorfalles bei, welcher ſein Ziel ſteckte; man kann nur mit gepreßtem Herzen das Leiden ermeſſen, welches ſtark genug war, den bis dahin ſo muthvollen und entſchloſſenen Geiſt für einen Augenblick irre zu führen, und mit demüthigendem Gefühl erkennt man die Schwäche der menſchlichen Natur, welcher auch ein durch ächte Größe ſo ausgezeichneter Mann unterliegen mußte.

Vor ganz kurzer Zeit erſt hatte ſich der freiſinnige Parlamentsredner Hr. Brougham in einem Schreiben *) an Hrn. Romilly gewandt, wie man ſich an die öffentliche Meinung wendet, für deren Repräſentant dieſer auch in der That gelten konnte, um eine höchſt wichtige Angelegenheit des Gemeinwohls gleichſam unter ihren gemeinſamen Schutz zu ſtellen. Wenn gegenwärtig alle Unterſtützung, die ſich von Sir Samuel Romilly's Eifer, Talenten und Einfluß hoffen ließ, leider verſchwunden iſt, ſo bleibt immerhin noch ſein ruhmvoller Name, durch Hrn. Broughams Schrift, der hier einige Auszüge enthoben werden ſollen, mit einem Gegenſtand verknüpft, der für Sittigung und Gemeinwohl von der höchſten Wichtigkeit iſt.

Der Ausſchuß (Comité) des Unterhauſes, welcher ſich mit Gegenſtänden des Erziehungsweſens beſchäftigt, hatte ſich von dem Daſein der größten Mißbräuche überzeugt, die in der Verwaltung des Vermögens vieler Armenſchulen und einer großen Zahl andrer wohlthätiger Stiftungen ſtatt finden. Im April 1818 erhielt Hr. Brougham, als Mitglied des Ausſchuſſes, von dieſem den Auftrag, dem Unterhauſe die Ernennung einer beſondern Kommiſſion zu belieben, welcher die nöthigen Vollmachten ertheilt werden ſollten, um die vorhandenen Mißbräuche ihrem ganzen Umfange nach genau kennen zu lernen, und um, auf dieſe Kenntniß gegründet, alsdann zweckmäßige Maaßnahmen zur Abhilfe vorſchlagen zu können. Die Kommiſſion ſollte aus acht durch das Unterhaus ernannten Gliedern beſtehen, welche die Arbeit unter ſich theilen und je zwei und zwei gleichzeitig die ſämmtlichen wohlthätigen Stiftungen im ganzen Königreich zu Unterſuchung zu nehmen beauftragt würden. Die Bill ging im

*) A letter to Sir Samuel Romilly, M. P., from H. Brougham, upon the abuse of charities etc. London 1818. 67 S. 8.

Digitized by Google

Unterhause nach einer langen Berathung durch, während welcher die Minister verschiedene Veränderungen begehrt und erhalten hatten, unter denen sich auch diejenige befand, welche die Ernennung der Kommissarien den Ministern überläßt. Die Urheber der Bill gaben dies zu, weil sie sonst den heftigsten Widerstand des Ministeriums besorgen mußten. Im Oberhause erlitt die Bill nun aber solche weitere Veränderungen, welche die Maasregel beinahe völlig vereitelten. Vorerst nämlich ward die Zahl der Kommissarien, welche die gemeinsamen Prüfungen vornehmen sollten, von zwei auf drei erhöht, während die Gesammtkommission doch nur auf acht belassen ward; schon das Unzusammenhängende dieser gedoppelten Bestimmung mußte auf die Vermuthung führen, daß man die Kommission verleiten wolle, sich mit Einziehung schriftlicher Berichte zu begnügen, wobei offenbar die Vollständigkeit und Genauigkeit der persönlichen Einsicht nicht erreichbar war. Ferner wurden die Kommissarien zur Untersuchung der betreffenden Mißbräuche auch nur in so weit bevollmächtigt, als dies mit Zustimmung der befangenen (interessirten) Personen geschehen könnte. Zur Abforderung der Stiftungsdokumente und Rechnungen wurden sie auch nicht ermächtigt, und sie durften nur Ansuchen stellen und Einladungen machen. Hr. Brougham bemerkt hiebei, es sei diese letztere Veränderung der Bill im Unterhause nicht vorgeschlagen worden, obgleich sich Hr. Canning der Maasnahme widersetzte; in der Kammer der Lords aber sei dieselbe von einem der Minister, ohne Einwendung irgend eines seiner Kollegen, verlangt worden. Endlich dann wurde auch die den Kommissarien übertragene Vollmacht auf die Untersuchung der für die Armenerziehung bestimmten Stiftungen beschränkt, und jene andern wohlthätigen Anstalten hingegen, welche eigene Visitatoren haben, wurden ihnen entzogen.

Die beiden letzten Abänderungen sind nun so beschaffen, daß durch sie die Mehrzahl der Anstalten, und vielleicht gerade diejenigen, wo die größten Mißbräuche statt finden, der Einsicht der Kommissarien entzogen werden. So befindet sich in Hampshire eine mit der Verwaltung eines Stiftungsguts von 2000 Pf. St. jährlicher Einkünfte beauftragte Korporation, die dasselbe für 200 bis 300 Pfund verpachtet hat, und die selbst noch über diese kleine Summe nicht einmal Rechnung ablegt. Man behauptet mit Zuversicht, die nämliche Korporation habe zur Bezahlung eigener Schulden eine ihr für wohlthätige Zwecke übergebene Summe verwandt; weil aber diese Stiftung keineswegs Erziehung und Unterricht bezweckt, so war die Kommission nicht befugt, ihre Verhältnisse zu untersuchen.

Zu Mere, in der Grafschaft Lincoln, befindet sich ein für den Unterhalt dürftiger Arbeiter und zur Bezahlung eines Verwalters bestimmtes Gut von 680 Morgen Landes zu dem niedrigen Preise einer halben Guinee (der Morgen) verpachtet, und von dieser Summe zahlt der Verwalter etlichen armen Arbeitern Jahrgehalte, die sich zusammen auf 24 Pf. St. jährlich belaufen. Diese Stiftung bezieht sich nicht auf das Erziehungswesen und sie hat nebenbei einen eigenen Aufseher (Visiteur) in der Person des Bischofs, der seinem Neffen die Verwalterstelle übertragen hat, nachdem der frühere Verwalter sich zur Niederlegung derselben gegen Lein von

Digitized by Google

dem Bischof zu vergebendes Benefizium verstanden hatte. Der Sohn eben dieses Bischofs bezieht als Spitalverwalter in der nämlichen Grafschaft ein Jahreseinkommen von 600 bis 700 Pf. St., ungerechnet den Ertrag noch andrer Grundstücke, die, ihrer Stiftung zufolge, zum Unterhalt des Spitals und der Armen zweier Kirchspiele dienen sollten. Der Spital steht leer, und den Armen der zwei Kirchspiele, die, dem Armenverzeichniß zufolge, jährlich 200 bis 300 Pf. St. kosten, theilt er 27 Pf. 4 Sch. mit, die an drei oder vier Personen als Jahrgehalte bezahlt werden. Der Dekan und das Kapitel von Lincoln sind Visitatoren dieser Anstalt.

Im Kirchspiel Bevoil befinden sich sehr ansehnlich dotirte Stiftungen, wovon aber nur eine das Erziehungswesen betrifft; diese hat 700 Pf. St. jährlicher Einkünfte, womit sieben oder acht Kinder erzogen werden. Aus einer Stiftung, die 1100 bis 1200 Pf. St. Einkünfte hat, werden sechszehn Arme dürftig genug verpflegt, und ein Grundstück oder Landgut von 150 Pf. Sterl. Ertrag ist für den Jahrzins von 2 Pf. 4 Sch. großentheils an Verwalter der Stiftung verpachtet. Dies alles aber geht die Kommissarien nichts an, weil es keine Schulstiftungen sind.

Die zu Gunsten der unter besonderer Aufsicht stehenden Anstalten gemachte Ausnahme konnte bereits aus den obstehenden Angaben gewürdigt werden; noch besser aber mag dies durch nachfolgende Beispiele geschehen. Die mit einem Visitator versehene Schule von Saint-Bees besitzt Grundstücke, welche über 8000 Pf. St. jährlich ertragen; sie sind aber für ungefähr 100 Pf. St. verpachtet. Der Pachtvertrag ist freilich schon sehr alt, aber da er ursprünglich auf eintausend Jahre errichtet ward, so geht er nach einigen Jahrhunderten erst zu Ende. In einer gar viel neuern Zeit wurden beträchtliche, der nämlichen Schule zustehende Grundstücke für acht- oder neunhundert Jahre, um den jährlichen Zins von 3 Pf. 14 Sch., an einen der Stiftungsverwalter verpachtet; noch gegenwärtig genießt der eine dieser Verwalter, Lord ***, die Pacht; seine Kollegen sind meist Geistliche, welche Benefizien besitzen, die er zu vergeben hat.

Die der Erziehungsanstalt von Reading zustehenden Grundstücke wurden im Jahr 1811 um den nämlichen Zins verpachtet, den sie unter Karl II ertrugen; diese Anstalt hat einen Visitator.

Die Mitglieder des St. Johns-Kollegiums zu Cambridge sind die Visitatoren der Schule von Pocklington, die mit 900 Pf. St. Einkünften ein einziges Kind erzieht und das Schulzimmer als Magazin für Zimmerholz gebraucht.

Die Einkünfte der Schule von Huntingdon werden in diesem Marktflecken zur Unterstützung der politischen Interessen einer mächtigen Familie verwandt, deren Glieder zugleich Verwaltee und Visitatoren der Anstalt sind.

Das durch den Erzbischof Whitgift gestiftete und unter die Aufsicht seiner Amtsnachfolger gestellte Spital von Croydon besitzt Grundstücke, deren Ertrag durch den Verwalter selbst auf 2673 Pf. St. gewerthet ist; sie sind aber für mehr nicht als 860 Pf. verpachtet, und bis zum Jahr 1812 ertrugen sie vollends nur 336 Pf. Ein Theil dieser Einkünfte sollte, der Stif-

Digitized by Google

tungsurkunde zufolge, für die Errichtung einer Freiſchule verwandt werden. Eine ſolche hat inzwiſchen nie jemand in Croydon geſehen, wohl aber allezeit einen Schullehrer, der den Gehalt für die Freiſchule bezieht, und hingegen eine Schule hält, in der man bezahlen muß, während in eben dem Saale, welchen der Erzbiſchof ſeiner Stiftungsſchule beſtimmt hatte, die Einwohner nunmehr eine der neuern Unterrichtsmethode gemäß eingerichtete Schule auf eigene Koſten veranſtalten.

Zur vollſtändigen Kenntniß aller vorhandenen Mißbräuche dieſer Art würde wohl ſchwerlich das geſammte Anſehen einer von beiden Häuſern mit allen nöthigen Vollmachten verſehenen Kommiſſion hinreichen; jede andere Maasnahme kann aber zu gar nichts führen, indem auch die Geſetze ſelbſt jenen Mißbräuchen gewiſſermaßen Schutz gewähren. Um die Armenanſtalten, welche eigene Aufſeher haben, der Aufſicht der Kommiſſarien zu entziehen, berief man ſich auf eine während der Regierung der Königin Eliſabeth erlaſſene Verordnung, der zufolge dem Gerichtshofe des Kanzleramts nur im Fall von Defraudation eine Unterſuchung jener Verwaltungen zu veranſtalten erlaubt iſt. So war es notoriſche Thatſache, daß eine Schule in Berkhamſtead, die 5000 Pf. St. Einkünfte beſaß, damit einen einzigen Lehrer, einen Schüler und einen in Hampſhire wohnenden Unterlehrer bezahlte: das Kanzleramt hielt ſich dennoch zu dem Ausſpruche verpflichtet, daß die ganze Summe zwiſchen dem Ober- und Unterlehrer müſſe vertheilt werden, wobei alsdann dem Viſitator auszumitteln überlaſſen blieb, in wie weit jene ihren Pflichten Genüge thun. Die Koſten und Schwierigkeiten, welche ein Prozeß dieſer Art noch ſich zieht, ſind ſattſam bekannt, ſo daß niemand, auch wo ſichs um eigene Angelegenheiten handelt, einen ſolchen anzufangen ſich leicht entſchlieſſen kann; wie könnte man demnach erwarten, daß ſich öftere Fälle ergeben ſollten, wo Perſonen auftreten, die aus reiner Liebe für das Recht ſich damit befaſſen, und nebſt dem erforderlichen Eifer auch alle für das Gelingen des Unternehmens nöthigen Mittel beſitzen würden! Die Gemeindevorſteher von Yeovil gingen durch ihre Anſtrengungen für das Armenrecht zu Grunde. Zwei angeſehene Bürger von Huntingdon, deren einer ein Geiſtlicher iſt, krönten zum Lohn für große Summen, welche ſie zu gleichem Zweck ausgegeben hatten, anders nichts, als den Haß der ganzen Nachbarſchaft ein. Gleichartige Verſuche haben zwei Einwohnern von Croydon Plackereien aller Art und dem einen derſelben eine falſche Anklage des Meineids zugezogen. Die Mißbräuche ſind auch dermaßen eingewurzelt, daß dem Erziehungsausſchuß heftige Vorwürfe darum gemacht wurden, weil er, wie man ſagte, ſich unterfangen habe, ſeine inquiſitoriſchen Unterſuchungen auf ſolche Anſtalten auszudehnen, welche für die Erziehung der Begüterten, und nicht der Armen, beſtimmt ſeien, wie dies bei den Kollegien von Wincheſter, Eton, dem königlichen Kollegium in Cambridge u. ſ. w. der Fall iſt, wenn ſchon die Stiftungsurkunden dieſer Anſtalten ausdrücklich ſagen, ſie ſeien für die Erziehung der Armen, pauperes et indigentes scholares, beſtimmt, und obgleich die Schüler eidlich bezeugen müſſen, daß ſie nicht über fünf Mark (3 Pf. 6 Sch.) jährlich auszugeben haben, welches dann freilich

Digitized by Google

gar nicht hindert, daß ſie im Kollegium jährlich in der That über 60 Pf. St. ausgeben. Dieſe Anſtalten ſind alle ſehr reich, und die Schule von Winchester zum Beiſpiel hat zwiſchen 13,000 und 14,000 Pf. St. jährlicher Einkünfte. Was hingegen die Armenanſtalten betrifft, ſo müßte ihr Vermögen erſt richtig ausgemittelt werden, indem die bisherigen Angaben höchſt unzuverläſſig ſind, ſo daß, zum Beiſpiel, in Berichten vom Jahr 1816 die Geſammt-Einkünfte der dreiundſechzig Armenſchulen des öſtlichen Bezirks der Grafſchaft York auf 880 Pf. St. als Ertrag von ſiebenundſechzig Stiftungen angegeben werden, obgleich eine einzige derſelben, die Schule von Pocklington, wie aus zuverläſſigen Urkunden erhellet, ungefähr 900 Pf. St. Einkünfte hat. Die nämlichen Berichte geben die Einkünfte der vierundſechzig Schulen von Middleſex auf 5000 Pf. St. an, als den Ertrag von hundert einundfünfzig Schenkungen, während doch erwieſen iſt, daß allein nur die drei Schulen von Charter Houſe, Chriſt's Hoſpital und St. Paul zuſammen über 70,000 Pf. St. Einkünfte haben.

Dies iſt die Lage der Sachen oder der Schaden, welcher durch die vom Oberhauſe veränderte Bill hätte geheilt werden ſollen, und immer noch ward auch die alſo modifizirte Bill von einem bedeutenden Theil des Hauſes für viel zu durchgreifend gehalten. Bei ihrer erſten Verleſung hatte ſich ein entſchiedener Widerſtand, auf der biſchöflichen Bank hauptſächlich, gezeigt, obgleich allerdings auch hier redliche und achtungswürdige Vertheidiger der guten Sache auftraten, der Biſchof von London unter andern und der Erzbiſchof von Canterbury. Die Ueberweiſung an eine Prüfungskommiſſion war mit dem Uebergewicht einer einzigen Stimme erwirkt worden, und mehrere, die dazu geſtimmt hatten, erklärten ſich bereits ſchon, daß ſie die Bill bei der dritten Verleſung verwerfen würden. Die niedergeſetzte Kommiſſion gab ſich alle Mühe, den Vorſchlag zu entkräften und lächerlich zu machen. Auſſer den ſchon erwähnten Veränderungen ward weiterhin auch verlangt, die Kommiſſarien ſollten ſich nur allein mit der Unterſuchung ſolcher Mißbräuche befaſſen dürfen, die ihnen unter eidlicher Bekräftigung wären verzeigt worden. Sie ſollten ferner keine Zeugen auffordern dürfen, die nicht zum Voraus eidlich erklärt hätten, daß ihnen materielle Thatſachen bekannt ſeien, von denen ſie Mittheilungen zu machen wünſchen. Dieſe und noch ein paar ähnliche im Wurf liegende Veränderungen, nebſt dem erwarteten und zum Voraus angekündigten Widerſtand gegen die endliche Annahme, bewogen die Urheber der Bill zu der Erklärung, daß ſie nun keine weitern Einräumungen ſich gefallen laſſen und vielmehr im Unterhauſe den Weg der Adreſſe einſchlagen werden. Aus Beſorgniß, dies möchte gelingen, verzichteten die Gegner auf weitere Veränderungen und lieſſen nun die Bill durchgehen, welche dann hinwieder auch der Ausſchuß des Unterhauſes in ihrer verſtümmelten Geſtalt annehmen zu wollen ſich bereit erklärte, weil er für den Augenblick nichts Beſſeres erhältlich glaubte und dafür hielt, die Maasregel, wie unzureichend ſie auch ſei, enthalte doch immerhin einen Keim des Beſſern, auf welchen man nicht Verzicht thun dürfe. Wenn indeß dieſer zur Entwickelung gebracht werden ſollte, ſo waren dafür Kommiſſarien erforderlich, die im Geiſt der Bill ernannt ſein und deren Eifer und Thätigkeit gewiſſermaßen

Digitized by Google

für die eng beſchränkten Vollmachten Erſatz geben mußten. Alsdann würde unſtreitig ihr Bericht Aufmerkſamkeit erregt und weitere Unterſuchungen veranlaßt haben, die ihnen ſelbſt einſtweilen anzuſtellen nicht vergönnt war.

Dieſe Hoffnung ſcheint nun aber durch die Wahl der Kommiſſarien gänzlich vereitelt. Hr. Brougham beklagt ſich, daß dafür kein einziges Mitglied des Ausſchuſſes vom Unterhauſe zu Rathe gezogen ward. Unter den Kommiſſarien, welche bezahlt werden, befanden ſich zwei einzige, deren Namen auf der Vorſchlagsliſte des Ausſchuſſes ſtanden, und ſelbſt dieſe wurden, wie Hr. Brougham verſichert, um ganz andrer Empfehlungen, als um derjenigen des Ausſchuſſes willen, ernannt; die übrige Kommiſſion aber beſteht theils aus Männern, deren ohnedies durch Berufspflichten ſehr beengte Zeit ihnen unmöglich Muße für die mühſame Arbeit gewähren kann, mit der ſie beladen wurden, theils aus ſolchen, deren bekannte Geſinnungen den Reformen keineswegs günſtig ſind, und von denen einer insbeſondere, nach Hrn. Broughams Ausſage, öffentlich erklärt hat, wer ſich mit dem Wohl der armen Volksklaſſe allzueifrig beſchäftige, der verrathe dadurch jakobiniſche Geſinnungen. Unter den ſechs Ehren-Kommiſſarien, denen eine Art Oberaufſicht über die Verrichtungen der erſtern zuſteht, befinden ſich zwei einzige Glieder des Oberhauſes, und beide gehören zu den gegneriſchen Biſchöfen. Von den vier übrigen ward keiner aus dem Erziehungsausſchuſſe gewählt, welchem der Erfolg der Maaßregel vorzüglich am Herzen liegen muß, und wenigſtens einer derſelben iſt als Gegner der Bill bekannt. Hr. Brougham hatte, dem Verlangen ſeiner Kollegen im Ausſchuß entſprechend, ſich ſelbſt für eine der unbezahlten Stellen in der Kommiſſion oder zum Ehrenmitglied vorgeſchlagen, und damit die Erklärung verbunden, daß, wofern ein momentaner Austritt vom Parlement als unnachläſſiges Wahlbeding betrachtet würde, ihm dafür die Auswahl offen geſtellt werden möchte. Er verſichert, hierauf nicht einmal eine Antwort erhalten zu haben.

So verhält ſich die Sache gegenwärtig, und Hr. Brougham ſpricht ſeine Ueberzeugung dahin aus, daß alle während der letzten Parlamentsſitzung gemachten Verſuche, um dieſen Zweig der Sinecuren auszurotten, einſtweilen wohl keinen andern Erfolg gehabt haben dürften, als dieſe noch etwa um ein Dutzend zu vermehren. Er iſt entſchloſſen, den Gegenſtand in der nächſten Sitzung wieder auf die Bahn zu bringen, und eben darum wollte er vorläufig das Publikum mit demjenigen Theil der Verhandlungen und mit ſeinem perſönlichen Antheil daran bekannt machen, womit er das Unterhaus nicht weiter aufhalten will, deſſen Aufmerkſamkeit er vielmehr für die allgemeinen, die Geſetzgebung über das Armenweſen betreffenden Fragen in Anſpruch nehmen wird, mit denen alsdann freilich die Armenfonds in genauem Zuſammenhang ſtehen. Die Verhältniſſe der Staatsgeſellſchaft haben ſich ſeit dem Zeitpunkte, welchem die meiſten dieſer Stiftungen angehören, dermaßen verändert, daß beinahe keine einzige mehr dem gegenwärtigen Zuſtande der Dinge angepaßt iſt; wenn auch wirkliche Mißbräuche ſich nicht eingeſchlichen hätten, ſo würde ſchon die buchſtäbliche Vollziehung der Stiftungsurkunden mit den unzweideutigen, wahren Abſichten des Stifters meiſt in ſo offenbarem Widerſpruche

Digitized by Google

ſtehen, daß vielfältig, gerade durch das Daſein der die Verminderung der Armuth bezweckenden Stiftungen, dieſe eher vermehrt würde. Was die Arbeit belohnen ſollte, würde Aufmunterung für den Müßiggang, und aus dem Erbgut der Armen würden die Reichen Zuwachs ihres Reichthums erhalten. Hr. Brougham glaubt, wenn man die Abſichten der Stifter erfüllen wolle, ſo müſſe man ihre Stiftungen alſo verwenden, wie ſie es ſelbſt unter Umſtänden gethan hätten, die eine veränderte Richtung derſelben nothwendig erheiſchen. Wer der Staatsgeſellſchaft eine Wohlthat erweiſen wollte, der würde grauſam getäuſcht ſein, wenn die Geſellſchaft, was er zu ihrem Beſten anordnete, auch dann noch in unveränderter Geſtalt annehmen müßte, wie es, der veränderten Umſtände wegen, ihr in dieſer Geſtalt, ſtatt des Nutzens, vielmehr Schaden brächte; und die Geſellſchaft müßte mit Entſetzen und in gerechter Beſorgniß des künftigen Nachtheils, Wohlthaten zurückweiſen, die ihr als drückende Kette umgelegt würden, in der ſie unbeweglich leben, wachſen und zu Grunde gehen ſollte.

Aus Deutſchland.

Europa's Handelsſtellung gegen England und die andern Welttheile. — Deutſchland. Deſſen Handelsverein. — Webers Andeutungen. — Verarmen der Schweiz.

— — Die Mehrheit der europäiſchen Staaten geht gegenwärtig, ſchneller oder langſamer, für eine kürzere oder längere Zeit, der Verarmung entgegen. Dies iſt zweifellos, wird zum Theil ſchon tief empfunden, bald allgemeiner anerkannt werden. Denn weitaus in den meiſten Ländern vermindern ſich die alten Maſſen des Nationalreichthums, das heißt des Kapitals, aus deſſen Zinſen ſich bisher die Staaten unterhielten.

Sie vermindern ſich mit der fortſchreitenden Abnahme des baaren Geldes, des bequemen Tauſchmittels, des Repräſentanten öffentlichen Wohlſtandes, weil das europäiſche Feſtland ſeine Baarſchaft jährlich für die Bedürfniſſe aus England und fremden Welttheilen über Meer ſenden muß, ohne gleiche Summen für ſeine Erzeugniſſe von ihnen zu beziehen. Dies iſt erwieſen und anerkannt. Die Gold- und Silberbarren Amerika's kommen nicht mehr zu uns, den Verluſt der edeln Metalle zu erſetzen. — Sie vermindern ſich, denn England hat den Welthandel, macht die Preiſe, und das feſte Land iſt von der britiſchen Induſtrie abhängig. Wir zahlen an England, weil wir von da das Beſſere wohlfeiler beziehen; unſre Werkſtätten nehmen ab; der Verkehr im Innern ſchwächt ſich; es wird weniger produzirt bei wenigerm Abſatz. — Sie vermindern ſich, weil ſelbſt mitten im Frieden die ungeheuern Heermaſſen in den europäiſchen Landen fortbeſtehen, folglich die Menge der verzehrenden Volksklaſſe unverhältnißmäßig groß machen, und die produzirenden gering daneben erſcheint. — Sie vermindern ſich, weil vieler Orten die Menge der Abgaben und Steuern die Hand lähmt, mehr als das Unentbehrlichſte zu produziren. —

Bisher ſtanden größere Reiche einander mit ihren Zoll- und Mauth-Syſtemen unfreundlich

Digitized by Google

gegenüber; es war um Vermehrung ihrer Gewerbe, um höhern Aufschwung ihres innern Wohlstandes zu thun. Bald werden nun die Zoll- und Mauth-Systeme nur noch Waffen zur Vertheidigung ihrer bisherigen Lebenskraft sein, um ein allzuplötzliches Verarmen und Abschwinden des Nationalreichthums abzuwehren.

Rußland, der ganze Norden, Frankreich, die Monarchien Oesterreichs und Preußens und andere größere Staaten bedienen sich jetzt jenes herben Vertheidigungsmittels mit verdoppelter Strenge, weil sich die Noth verdoppeln will. Ich zweifle, daß das Leben ihrer Industrie im Allgemeinen blühender wird; aber es ist schon viel gewonnen, wenn sie das allzuraſche Hinwelken verhindern mögen. Es ist kein Radikalmittel, nur Palliativmittel.

Am übelsten sind unter solchen Umständen die kleinern Staaten Europens daran, die, bei der Beschränktheit ihres Raums, weniger Hilfsmittel zur Selbstgenügsamkeit haben. Am meisten muß dies in den Staaten Deutschlands und Helvetiens empfunden werden. Die Waffen des Zoll- und Mauthwesens werden in ihrer Hand selbstmörderisch gegen ihr eigenes Glück.

Wäre Europa's festes Land, nach Napoleons großer Idee (könnte der heilige Bund nicht auf andern Wege dahin wirken?), ein einziges, geschlossenes Handelsreich, mit freiem Verkehr im ganzen, weiten Innern, nur an den Küsten gegen fremde Welttheile, gegen England mit Douanen bewaffnet: so würde das Festland fähig sein, den Briten und fremden Welttheilen das Gesetz des Handels zu geben, welches es jetzt annehmen und gehorsam tragen muß. Freilich dem müßte in den Staatsfinanzen eine große Umänderung der Einrichtungen vorangehen; aber ist diese schwerer, oder die Emporhelfung des allgemeinen Wohlseins bei zunehmender Entkräftung?

Da aber an nahe Erfüllung der großen Idee eben so wenig, als an baldige Stiftung von Heinrichs IV christlicher Republik zu glauben ist, so wird es den einzelnen Staaten um so dringender, sich in Massen zu vereinen, die, mit Abschaffung ihrer gegenseitigen Zoll- und Mauth-Systeme, in kommerziellen Friedensstand treten, einander durch erleichterten Verkehr gegenseitig mit ihren Erzeugnissen unterstützen, gegenseitig ihre Selbstständigkeit, ihre Unabhängigkeit gewährleisten, die Blüthen ihres Wohlstandes nähren, und mit Aufopferung einzelner, geringer Vortheile größere erschwingen.

Mit Wohlgefallen sah daher jeder deutsche Mann von Einsicht die bisherigen Bestrebungen des deutschen Handels- und Gewerbsstandes. Mit Freuden erblickt man endlich die Hoffnungen, welche den Abgeordneten des deutschen Handelsvereins von den Höfen des gemeinsamen Vaterlandes ertheilt werden. Der Vorsteher des deutschen Handelsvereins, Hr. Joh. Jak. Schnell von Nürnberg, ein thätiger Biedermann, und Hr. List, schon längst rühmlich bekannt, jetzt Konsulent des Handelsvereins, haben seit Jahr und Tag nicht Mühen und Aufwand gescheut, die hochwichtige Angelegenheit in Gang zu bringen. Auch Hr. Ernst Weber von Gera, Eigenthümer zweier Fabriken in und bei Gera, ein gebildeter, edler, das Allgemeine im

Digitized by Google

Auge habender Mann, welcher seinen Stand aus großem Gesichtspunkt faßt, hat sich an sie angeschlossen.

Weber hatte schon vor mehr denn zwei Jahren eine Verbindung der Fürsten und Staaten Deutschlands zur Befreiung vom englischen Handelsjoch und zur Rettung von der nahen Gefahr gänzlicher Verarmung Deutschlands versucht. Er wurde an der Ausführung durch die Konjunkturen, besonders das damals eben sich vorbereitende neue preußische Mautdsystem, gehindert. Jetzt steigt die Noth. Weber glaubte, daß der Frankfurter Handelsverein größere Schwierigkeiten finden würde, als wenn man die Fürsten selber zu einem Verein unter sich aufforderte. In diesem Sinn begann er aus sich sein Unternehmen. Er bereisete die Höfe von Weimar, Gotha, Dresden, Rudolstadt, und vergewisserte sich von der Geneigtheit. So trat er mit dem Handelsverein zusammen. Er ward einer der hilfreichsten Abgeordneten desselben an die größern Mächte Deutschlands.

Seine „Andeutungen, die Fabrik- und Handels-Verhältnisse Deutschlands betreffend," welche er den deutschen Regierungen überreichte, sind in gedrängter Kürze das Gehaltvollste und Ueberzeugendste, was über diesen Gegenstand gesagt werden kann. Sie verdienen in die Hand jedes Staatsmannes zu gelangen. Als wichtiges Aktenstück zur Geschichte der Zeit theilen wir daraus den Lesern mit folgenden Zeilen das Wesentliche mit.

Ehedem wurde die Staatsbilanz Deutschlands hauptsächlich durch das beträchtliche deutsche Fabrikwesen im Gleichgewichte erhalten, und der Verbrauch an Kolonialwaaren u. a. m. wurde reichlich dadurch gedeckt.

Bei dem Beginnen der französischen Revolution bemächtigte sich die Staatsklugheit Englands fast aller Kolonien der europäischen Mächte, und brachte dadurch 70 Millionen Menschen unter seine Oberherrschaft. Die Fabrik- und Manufaktur-Bedürfnisse derselben wollte es allein befriedigen; dazu reichten die Menschenhände des Mutterlandes nicht aus; sie mußten durch Maschinen ersetzt werden.

Bei den ungeheuern Reichthümern, die sich die englische Nation unter Begünstigung der Navigationsakte erworben, bei der Politik, die die englische Regierung unter der Königin Elisabeth angenommen und seitdem ununterbrochen beobachtet hatte: seine Staaten gegen die Einfuhr ausländischer Kunst- und Fabrik-Erzeugnisse auf das strengste zu schließen, und hingegen, so viel möglich, sich den Absatz seiner Fabrikate nach andern Staaten durch Handelsverträge und dergleichen zu bedingen, mußte dieser Nation gelingen, was keine andre vermocht hätte, nämlich durch ein kolossalisches, allumfassendes Maschinenwesen sich von Menschenbanden in seiner Fabrikation möglichst unabhängig zu machen.

Dadurch trat für den Handel Europa's nach und nach eine gänzliche Umwälzung ein, und die frühere Ordnung der Dinge wurde ganz und gar zerstört; denn

Digitized by Google

1) die Fabrikation Englands ward von jetzt an durch nichts mehr beschränkt, und es wurde dadurch in den Stand gesetzt, alle Bedürfnisse der Welt allein befriedigen zu können;

2) die Ersparniß des Arbeitslohns durch Maschinen gegen Menschenhände verhält sich, nach Beschaffenheit der Gegenstände, wie 1 zu 20, zu 50, ja zu 100; es ward also ein leichtes, nunmehr alle übrigen Fabrikstaaten von der Mitbewerbung auszuschließen;

3) wo hiezu natürliche Mittel nicht ausreichten, bediente man sich künstlicher und unnatürlicher, z. B. des sogenannten Drawbacks, der Verdrängung deutscher Leinwanden durch baumwollene Stoffe, die jenen täuschend ähnlich nachgeahmt wurden, und ohne allen Vergleich wohlfeiler herzustellen waren u. dgl. m.

Die Folge davon war, daß Deutschland nunmehr nicht nur fast allen Absatz seiner Fabrikate in das Ausland verlor, oder ihn nur noch mit Verlust bewirken konnte, sondern daß bei gänzlicher Unterlassung der Retorsion nun selbst in Deutschland die deutschen Fabrikate von den englischen verdrängt wurden.

Die allmälige Verarmung Deutschlands war nun unvermeidlich; denn an die Stelle des fremden Geldes, was bis dahin in so großen Summen nach Deutschland gebracht und wodurch der Bedarf fremder Naturprodukte gedeckt wurde, gehen nunmehr bloß für englische Manufakturwaaren jährlich 130 Millionen Gulden aus Deutschland nach England, wie sich aus nachstehenden statistischen und merkantilischen Angaben ergibt:

1) Zufolge offizieller Angaben der englischen Regierung betrug im Jahr 1818 die Ausfuhr englischer Manufakturwaaren nach Europa 35,325,000 Pf. St. oder 388½ Million Gulden. Davon kommt, da die meisten europäischen Staaten geschlossen sind, nach eigener Angabe englischer Fabrikanten ⅓ auf Deutschland, also für 129½ Million Gulden.

2) Zufolge des Verzeichnisses der Börsenhallen-Listen wurden in den Monaten Jänner, Februar und März (also in der Jahreszeit, wo die Schifffahrt erst beginnt) bloß in Hamburg an englischen Manufakturwaaren eingeführt 11,607 Colli; dieses beträgt auf zwölf Monate 46,428 Colli und der beiläufige Werth 125 Millionen Gulden, ohne das in Anschlag zu bringen, was in andern Häfen eingeführt worden ist.

Der Verfall und die Verarmung der deutschen Fabriken hat nothwendiger Weise die Verarmung des ganzen Handel- und Gewerbstandes, und selbst des Ackerbaustandes, demnach der ganzen Nation, zur Folge.

Während des Kriegs war dieses im Allgemeinen weniger fühlbar,

1) weil durch die fremden Kriegsvölker viel baares Geld nach Deutschland gebracht und der Verbrauch von Lebensmitteln ausserordentlich vermehrt wurde, auch viele Gewerbe dadurch ausserordentliche Beschäftigung erhielten;

2) weil während der Kontinentalsperre die meisten Fabriken neues Leben erhielten;

3) weil durch Subsidien- und französische Kontributions-Gelder und beträchtliche Anleihen, namentlich in England, ungemein viel Geld nach Deutschland gebracht wurde. —

Digitized by Google

Allein ganz anders ist es jetzt, wo alle diese Geldzuflüsse und Beschäftigungen aufhören, und im Gegentheil Interessen von den gemachten Anleihen bezahlt, die Kriegsschulden von den Völkern ausgemittelt werden müssen, und wo der Landmann — bei der gänzlichen Verarmung und täglich mehr überhandnehmenden Brodlosigkeit der auf Millionen Seelen sich belaufenden Fabrikarbeiter und Gewerbsleute — nun bald nicht mehr im Stande sein wird, seine Naturprodukte verkaufen zu können. Er wird also so wenig, als der Gewerbs- und Handelsstand, in der Folge vermögen, die nöthigen Staatslasten zu erschwingen.

Welche Resultate soll nun aber künftig die Staatsbilanz des gesammten Deutschlands liefern, da bloß für Kolonialwaaren, namentlich für Zucker, Kaffee, Gewürze, Thee, Tabak u. s. w. jährlich wenigstens 172 Millionen Gulden Deutschland entzogen werden? Denn nach statistischen Angaben bezieht Europa jährlich

6,614,658	Zentner Zucker; diese betragen zu	50 fl.	circa			331	Millionen
1,314,550	— Kaffee —	—	—	66	—	87	—
226,500	— Pfeffer —	—	—	54	—	13	—
310,000	— Thee —	—	—	225	—	69	—
Tabak, Reiß, Häute, Gewürze, Medizinalwaaren und andere Kolonialwaaren betragen wenigstens						100	—
	Das Ganze also					600	Millionen

Hievon verbraucht Deutschland ungefähr:

an Zucker	¼ des Ganzen,	folglich für	circa		82	Millionen
— Kaffee	⅓ —	—	—	—	29	—
— Pfeffer	¼ —	—	—	—	14	—
— Thee	⅕ —	—	—	—	14	—
— Tabak und übrigen Gegenständen					33	—
					172	Millionen

Obschon diese statistischen Angaben, wie die Erfahrung lehrt, viel zu gering sind, so mögen solche, um nichts zu übertreiben, hier als richtig angenommen werden.

Hiezu kommen nun noch:

für englische Manufakturwaaren	125½	—
und für französische, italienische und andere Seidenwaaren, Luxus-Artikel, Weine, europäische Früchte u. a. m. ungefähr	52½	—
Demnach hat Deutschland eine jährliche Ausgabe zu decken von	350	Millionen.

Wodurch aber soll dieses geschehen, nachdem Deutschlands Fabrikanstalten durch die oben

Digitized by Google

angegebenen Ursachen einen so fürchterlichen Verfall erlitten haben, daß z. B. Nürnberg, welches vor der französischen Revolution jährlich für 9 Millionen Gulden seiner Manufakturwaaren an das Ausland verkauft hat, jetzt kaum noch 1½ bis 2 Millionen abzusehen im Stande ist; Schlesien, welches ehedem jährlich für 10 bis 11 Millionen Thaler Leinwand verfertigte und gegen 35,000 Webersthle beschäftigte, jetzt kaum mehr für 1 Million Thaler versenden kann. Selbst an Leinengarnen hat es noch an England versandt

im Jahre	1814	45,936 Zentner
— —	1815	41,196 —
— —	1816 aber nur noch	6,692 —

weil zu jener Zeit die englischen Baumwollenfabrikanten anfingen, Stoffe, der Leinwand ähnlich, aus Baumwolle zu verfertigen, und jene dadurch entbehrlich zu machen. Ein gleiches Verhältniß findet hinsichtlich der baierischen, würtembergischen und badenschen Leinwandfabriken, der sächsischen und schweizerischen Musselinfabriken, der preußischen, sächsischen, baierischen, würtembergischen und andern Wollenzeugfabriken, der Kattun-, Piquee-, Strumpf-, Mützen-, Baumwollen-Tücher-, der Wollen-Tücher-, Kaßmir-, Leder-, Stahl-, Holz- und andern Fabriken und Manufakturen statt.

Bisher scheuten die Unternehmer dieser Fabrikanstalten kein Opfer, um ihren Arbeitern wenigstens größtentheils noch Brod und Unterhalt zu geben; allein sie sehen sich bei fortdauernder Verschlimmerung ihrer Lage nun endlich genöthigt, solche alle zu entlassen und ihre Fabrikanstalten für immer zu verschließen, um wenigstens die letzten Trümmer ihres Vermögens zu retten.

Bald also wird Deutschland über eine Million unbeschäftigter, hungernder und verzweifelnder Menschen zu erhalten haben; der Großhandel wird mit den Fabriken zugleich verschwinden; dadurch aber müssen selbst die blühenden Gefilde in öde Steppen verwandelt werden; und Deutschland von der Höhe seiner Kultur in Barbarei, Rohheit und gänzliche Verarmung herabsinken.

Sehr wesentlich würde zur Aufklärung über den Verfall von Deutschlands Gewerb und Handel beigetragen, und dadurch auf die regsamere Thätigkeit der Regierungen zur Rettung ihrer Unterthanen gewirkt werden, wenn die von Hrn. List seit dem Juli vorigen Jahres (1819) herausgegebene Zeitschrift: „Organ für den deutschen Handels- und Fabrikenstand“ viele jener furchtbaren Thatsachen aufstellen möchte, wie sie vom gesunkenen Verkehr von Ulm gegeben wurden, wo vor dem J. 1793 jährlich 30,000 Stück Leinwand, jetzt seit fünf Jahren nur kaum 6000 versandt wurden, wo die Gerbereien, gegen den frühern Absatz, jetzt um einige hunderttausend Gulden jährlich minder liefern.

Auch die gewerbfleißige, immer mehr verarmende Schweiz könnte vom fortschreitenden Versinken ihres Verkehrs traurige Beispiele geben. Schon ringsum von einer Douanenkette

Digitized by Google

auf Italiens und Frankreichs Seite faſt gänzlich geſperrt, bleibt vielen Hunderten ihrer Einwohner kein andrer Troſt, als Auswanderung in ferne Welttheile, um dort ihre Induſtrie zum Schaden der Europäer hin zu verpflanzen. Frankreich fängt jetzt ſelbſt an, ſich die Erzeugniſſe der hohen Alpen, die Käſe, entbehrlich zu machen. Vor dem Jahre 1814 zahlten die Schweizerkäſe vom Zentner Markgewicht eine Abgabe von 2 Francs an den franzöſiſchen Zollſtätten, jetzt ſieben Franken, oder vom Pfund einen halben Batzen. Daher fällt die Waare ſelbſt in vielen Gegenden ſo tief im Preiſe, daß der Zentner, wo er ſonſt 32 bis 40 Franken koſtete, nur 24 bis 28 Fr. zu ſtehen kommt. Somit ſinken auch die Alpen ſelbſt im Preiſe.

Für die Schweiz wäre es daher von der erſten Wichtigkeit, ſich den deutſchen Handelsintereſſen aufs engſte anzuſchlieſſen. Schon ſind dazu von verſchiedenen Seiten Anträge und Anregungen gemacht; ſo wie auch die ſchweizeriſchen Handelsleute und Fabrikanten ſich ſchon freiwillig dem Verein des deutſchen Handels- und Gewerbſtandes näherten, und durch Geldbeiträge ihrerſeits deſſen Bemühungen nach Kräften unterſtützten.

Bibliographiſche Anekdoten.

1.

Brunk beſaß viele Kenntniſſe, hatte aber einen widerwärtigen Humor, den er unter andern in ſeinen zahlreichen, einer Oxforter Ausgabe des Apollonius Rhodius von J. Shaw beigeſetzten handſchriftlichen Noten, die zwar allerdings von Einſicht zeugen und zierlich geſchrieben ſind, übrigens aber, zur Ehre des Verfaſſers, wenigſtens zum Theil hätten ungeſchrieben bleiben ſollen, zu Tage gelegt. Unter andern macht er dem freilich armſeligen Herausgeber, der durch ſeine Unwiſſenheit ſeinen Zorn gereizt hatte, auf dem Titelblatte folgendes Kompliment: „*Joanne Shawi*, in arte bibendi c....ndi, stertendi, aut si quae sunt harum similes, eximium te magistrum credo: sed in arte poetas graecos edendi sane non dignus es, cui inter tisones infimos concedatur locus. *Saw* germanis porcum significat; gregarium te porcum dixerim, non collegii ullius socium. Pecuniis emunxisti quotquot e....as tuas cartas emeruut.“ Andere noch auffallendere Aeuſſerungen finden ſich in dem Buche ſelbſt angeſchrieben.

2.

Die Georgarchontomachia, ein zu Middelburg mit andern Gedichten des nämlichen Verfaſſers 1766 im Druck erſchienenes, burleskes, bei Anlaß der Händel, welche im Jahr 1672 zwiſchen den Stadtbehörden zu Middelburg und den Bauern der Umgegend ſtatt gehabt, verfertigtes Gedicht iſt das Werk eines Stegreifdichters von der ſeltſamſten Gattung, des J. G. Beronicius. Es war dies ein kleiner Mann von der gemeinſten Geſichtsbildung, der ſcheuſslichſten Unreinlichkeit, immerfort betrunken, der ſich nirgends geſiel, als unter dem allerniedrigſten Pöbel. Dabei ſprach er faſt alle modernen Sprachen Europa's, das Lateiniſche in einer Vollkommenheit, welche dem großen Gronovius bange machte, und das Griechiſche ſo gut wie

Digitized by Google

seine Muttersprache; auch wußte er über jedes ihm aufgegebene Thema augenblicklich und mit bewundernswürdiger Leichtigkeit in griechischen und lateinischen Versen zu improvisiren. In solchen Augenblicken, wo es darum zu thun war, seine Talente zu Tage zu legen, verdrehte er die Augen, raufte sich in den Haaren, fletschte die Zähne und krümmte sich wie ein Besessener; dann aber entsprudelten die Verse ihrer Quelle mit eben der Leichtigkeit, mit welcher einem Giani und je den berühmtesten italienischen Improvisatoren ihre Canzonen und Sonette von den Lippen flossen. Ob dieser wunderliche Mensch Professor, ob er Jesuit oder Mitglied eines andern geistlichen Ordens gewesen, ist nicht bekannt; einzig weiß man von ihm, daß er sich viele Jahre lang in Frankreich, England und Belgien herumgetrieben und endlich in seinen alten Tagen Holland zu seinem bleibenden Aufenthalte gewählt hat. Es scheint, als habe er den Ort seiner Herkunft geheim halten wollen; denn wenn man ihn etwa über diesen Punkt ausforschen wollte, so antwortete er: patriam cujusque esse, ubi cuique bene est. Einst sprach man davon, ihm einen öffentlichen Lehrstuhl zu übertragen; allein er schlug dies Anerbieten aus, mit Bedeuten, daß ein so einförmiges Leben keineswegs nach seinem Geschmack sei. Lieber wollte er sich sein Brod mit Messerschleifen, Rauchfangkehren, Torfverkauf und andern ähnlichen Begangenschaften verdienen. Wie er gelebt hatte, so starb er auch. Immer mehr warf er sich in die Völlerei hinein, und zuletzt fand man ihn erstickt in einer Pfütze.

3.

Der im Jahre 1809 zu Paris verstorbene englische Buchhändler James Payne war gerade an dem Tage seinem Ende nahe, als bei Versteigerung der berühmten La Serna'schen Bibliothek die höchst seltene und kostbare Römer-Ausgabe von Jul. Cäsar, von 1469 verkauft wurde. So krank er war, so interessirte es ihn gleichwohl, zu wissen, wie viel die vornehmsten Artikel gegolten hätten, und um ihn ein wenig zu zerstreuen, gab man ihm diesfalls die gewünschte Auskunft. Da er wußte, daß ein ausgezeichneter Bücherliebhaber zu Paris jenen Cäsar nicht hatte und sehr darnach verlangte, so erkundigte er sich, ob diesem das Glück zu Theil geworden, denselben auf der Auktion zu ersteh'n. Man antwortete ihm: Nein; denn Hr. M* sei um zehn Minuten zu spät gekommen. Der Sterbende richtete sich noch einmal auf und sagte: „Wer einen Cäsar von 1469 haben will, speist nicht zu Mittag.“ Zwei Stunden nachher verschied er.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Parga und seine Bewohner, von Debosset, brit. Kommandanten von Parga. S. 97

Das Tagebuch der Reise des britischen Oberstlieutenants Fitz Clarence durch Indien und Aegypten in den Jahren 1817 und 1818. (Beschluß.) — 111

Mannigfaltiges. Aus Italien: Die neue Sternwarte zu Martia im Herzogthum Lucca. — Geschichte und Schicksale der Sternkunde. — 118

Aus England: Das Schicksal der Armenstiftungen in England. — 130

Aus Deutschland: Europa's Handelsstellung gegen England und die andern Welttheile. — Deutschland, dessen Handelsverein. — Webers Andeutungen. — Verarmen der Schweiz. — 137

Bibliographisches Anekdoten. — 143

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Uebertieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1820.

April-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber den neuen Homer, gefunden in der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand und herausgegeben von Angelo Maio.

Angelo May, Vorſteher der Ambroſianiſchen Bibliothek zu Mailand, hatte im Jahr 1818 durch ein lateiniſches Programm angekündigt, daß er einen Codex von Homers Iliade aufgefunden, der zwiſchen dem vierten und fünften Jahrhundert geſchrieben worden, auch mit vielen ſchönen und ausgemalten Zeichnungen verſehen wäre. Ein Fund, um ſo ſchätzbarer, weil die älteſten Handſchriften des Vaters aller Dichter kaum an das zehnte Jahrhundert hinaufreichen.

Das Verſprechen, dieſen für Kunſt und Kritik gleichgewichtigen Codex bekannt zu machen, löſete der gelehrte und thätige May durch eine prächtige Ausgabe in ſehr großem Folio, die im verfloſſenen Jahr 1819 zu Mailand erſchien, unter dem Titel: Iliados fragmenta et picturae. Accedunt scholia vetera in Odysseam. Item Didymi Alexandrini marmorum et lignorum mensurae. Mediolani 1819.

Geſchichte des Codex.

Sehr merkwürdig iſt die Geſchichte dieſes Codex. Joh. Vinzenz Pinelli, ein gelehrter und edler Genueſer, wanderte mit ſeiner zahlreichen Bibliothek im Jahr 1558 nach Padua, um dort den Dienſt der Muſen in Ruhe und Stille abzuwarten. Vierzig Jahre lang mehrte er ſeinen Bücherſchatz, ſammelte um jeden Preis alte Handſchriften aus allen wiſſenſchaftlichen Fächern, ſchrieb nicht nur allein viele eigenhändig ab, die ihm mitgetheilt wurden, ſondern hielt auch eigends beſoldete Abſchreiber, denen er unaufhörlich Arbeit gab.

Er ſtarb zu Padua im Jahr 1601. Die Bibliothek fiel an ſeine zu Neapel wohnende Erben. Ohne was von einigen untreuen Händen entwendet worden, wurden dreihundert Kiſten mit Büchern und Handſchriften angefüllt, und auf drei Schiffe geladen, die nun zur See nach Neapel abgingen.

Zwei Schiffe kamen glücklich an dem Orte ihrer Beſtimmung an; eins aber hatte das Schickſal, daß es türkiſchen Seeräubern in die Hände fiel. Da nun aber dieſe keine Schätze, ſondern nur gefüllte Bücherkiſten fanden, ſo nahmen ſie die Schiffleute gefangen, warfen die Kiſten ins Meer und überließen das Schiff den Wellen.

Wind und Sturm jagten das Fahrzeug und die Bücherkiſten an die Vicentiniſchen Geſtade.

Die Einwohner dieſer Gegenden fiſchten die Kiſten auf, und da ſie von den vielen auf Pergament geſchriebenen Büchern keinen Gebrauch zu machen wußten, ſo zerriſſen ſie manche und klebten die Blätter ſtatt Fenſterſcheiben auf Rahmen. Allein bald war dies ruchbar. Freunde

Digitized by Google

der Wiſſenſchaft und Pinelli's neapolitaniſche Erben ſchritten ein, und mit Hilfe der bürgerlichen Richter eroberten ſie die Ueberbleibſel des ſchiffbrüchigen Bücherſchatzes, theils durch Strafen, theils durch Belohnungen, wieder, und ſo ward das Gefundene nach Neapel abgeführt.

In der Folge drangen die Pinelliſchen Erben darauf, daß die Bibliothek zum Verkauf ausgeboten werden ſollte. Kardinal Friedrich Borromäus, Neffe des berühmten ehemaligen Erzbiſchofs Karl Borromäus, bot eine anſehnliche Summe auf das Ganze, erhielt ſo den geſammten Bücherſchatz, und hiemit wanderte derſelbe in die Ambroſianiſche Bibliothek nach Mailand.

Dieſer große Kardinal, Freund und Beſchützer der Muſen, vermehrte noch ferner mit ungeheuren Koſten die Bücherei in Mailand durch die ſeltenſten Werke und Handſchriften, die er mit Hilfe ſeiner Unterhändler auf allen griechiſchen Inſeln des Archipelagus, auf dem von Mönchen bevölkerten Berge Athos, in Konſtantinopel und in allen Städten Kleinaſiens aufkaufen ließ. Hierzu kamen noch zahlreiche und koſtbare Handſchriften aus dem alten Kloſter Bobio im ligurischen Gebiete *), die er, wie ſich May ausdrückt, mit Willen der Beſitzer zu ſich nahm, volentibus dominis abstulit.

Durch dieſe Freigebigkeit und andere anſehnliche Zuwüchſe der folgenden Zeiten erhob ſich die Ambroſianiſche Bibliothek zu einem Grade von Reichthum an Handſchriften, der wenige ſeines Gleichen hat. Ueber achttauſend, behauptet man, ſoll ihre Anzahl beigen. Es gehörte eine eigene Verbrüderung gelehrter Männer dazu, um zu unterſuchen und zu beſtimmen, was ſie alles enthalten.

Wie viel der unermüdliche Muratori geleiſtet habe, iſt bekannt. Der würdige Angelo May folgte ſeinem Beiſpiele und richtete vorzüglich auf die codices rescriptos, deren halberloſchene oder abgeſchabte Schrift er wieder durch chemiſche Mittel erweckte und erſcheinen machte, ſo daß die gelehrte Welt theils einzelne Bruchſtücke, theils auch ganze Schriften für verloren geachteter klaſſiſcher Autoren oder hiſtoriſcher Schriftſteller in koſtbaren Ausgaben dem berühmten May ſeit einigen Jahren bereits verdankt.

Ja, wir dürfen hoffen, daß das Quellenſtudium unſrer deutſchen Sprache nächſtens einen mächtigen Zufluß aus der Ambroſianiſchen Bibliothek erhalten werde. Denn May fand in derſelben einen Codex, welcher eine namhafte Anzahl der Briefe vom Apoſtel Paulus, auch verſchiedene Bruchſtücke des Propheten Nehemias in gothiſcher Sprache enthält, die wahrſcheinlich vom gothiſchen Biſchof Ulphilas überſetzt ſind, oder vielleicht aus den Zeiten des in Italien herrſchenden Oſtgothen-Königs Theodorich herrühren. — Zur Herausgabe dieſer Texte hat nun, wie May berichtet, der Graf Jakob Melleri auf eigene Koſten gothiſche Buchſtaben gießen laſſen. Eine höchſt verdienſtliche, des Dankes würdige Freigebigkeit!

*) Das Kloſter Bobio ſtand in enger Verbindung mit dem Kloſter St. Gallen in der Schweiz. Die Mönche liehen einander wechſelsweiſe die Bücher.

Digitized by Google

Nachdem ich nun die Geſchichte des homeriſchen Codex und ſeiner Wanderung in die Ambroſianiſche Bibliothek erzählt habe, ſo fahre ich fort, ſeine Beſchaffenheit anzugeben.

Beſchreibung des homeriſchen Codex.

Der Codex iſt in Quartform von Pergament, die Schrift von der höchſten Zierlichkeit, durchaus in großen Initial-Buchſtaben (Literæ quadratæ). Alle Worte hängen ohne Abtheilungszeichen, ſo wie nämlich die Alten ſchrieben, an einander; doch ſteht nicht mehr als ein Vers in einer Zeile, ſo daß er für die, welche mit der homeriſchen Sprache bekannt ſind, leicht zu entziffern iſt. Der ſorgfältige Herausgeber hat eine ſehr elegante Tafel mit dieſer Schrift abſtechen laſſen. Leider fand May nur zerriſſene Glieder des alten Dichters, disjecta membra poëtæ.

Es geſchah nämlich, daß derjenige, welcher dieſen Codex urſprünglich für ſich ausfertigte, theils zu Anfange der einzelnen Bücher, theils zwiſchen dem Texte die Zeichnungen von einem Künſtler entwerfen und ausmalen ließ, die auf die homeriſche Kriegsgeſchichte Beziehung haben, und manchmal ein mäßiges Quartblatt oder aber ein Blatt in Oktav einnahmen. Unter dieſen Zeichnungen ward der griechiſche Text fortgeſchrieben und auf der Rückſeite des Blattes fortgeſetzt. Leider kam in ſpätern Zeiten ein Beſitzer dieſer herrlichen Handſchrift, der, Gott weiß, aus welcher Urſache, die Gemälde herausſchnitt, ſo daß nur auf der Rückſeite des Blattes der Text ſtehen blieb, welchen derſelbe aber mit ſeiner Charta bombycina oder mit Seidenpapier überkleidete. Um nun den noch übrigen Text zu retten, ließ May dieſe Hülle abziehen. Und ſo wurden leider nicht mehr denn achthundert Verſe aus der ganzen Iliade gerettet. Der Text enthält verſchiedene, aber doch nicht zahlreiche Varianten.

May ließ nun in achtundfünfzig Tafeln die Gemälde abſtechen und den vorhandenen Text darunter abdrucken, der jedoch wegen ſeiner Zerſtückelung nicht immer zur Abbildung paßt.

Da nun ſowohl der Text als auch die Gemälde, die mit demſelben zu gleicher Zeit gefertiget worden ſind, zwiſchen das vierte und fünfte Jahrhundert fallen, ſo haben wir ein Kunſtprodukt, welches über fünfzehnhundert Jahre alt iſt.

Die Gemälde laufen durch alle vierundzwanzig Bücher der Iliade; jedoch müſſen einige verloren gegangen ſein, denn zum dritten, achtzehnten, neunzehnten und einundzwanzigſten Buche fanden ſich keine vor.

Die Gemälde des Codex. Ihre Beſchaffenheit.

Dieſe Gemälde ſind nun durch einen ſehr geſchickten Künſtler, Emanuel Schott, abgezeichnet und in Kupfer geſtochen worden. Jedoch ſind dieſelben nicht, wie im Codex, mit Farben illuminirt, ſondern nur in höchſt treuen Umriſſen hie und da ein wenig ſchattirt.

Wenn nun auch dieſe Gemälde ſich nicht durch Feinheit der Farben auszeichnen, ſo ſind dieſelben dennoch wegen ihres hohen Alters, der Erfindungsgabe des Künſtlers, der einfachen

Digitized by Google

Zuſammenſetzung, der größtentheils ſehr reinen Zeichnung, der genauen Beobachtung des Perſonen-Karakters, des Koſtüms in der Bildung und in andern Attributen, höchſt merkwürdig.

Aus welcher griechiſchen, vielleicht byzantiniſchen Schule der Künſtler auch geweſen ſein mag, ſo kommt es mir ſehr wahrſcheinlich vor, daß er ſeine Ideen vielleicht aus damals noch vorhandenen ältern Gemälden, oder aus Basreliefs, geſchnittenen Steinen und Münzen geſchöpft haben mag. Um dieſes zu erläutern, will ich nun zur Bezeichnung der Gemälde, wie ſie May nach den Farben beſchrieben und wie ſie in den Zeichnungen ſeiner Ausgabe ohne Farben erſcheinen, übergehen.

Die Götter.

Die Figuren der Götter haben eine ausgezeichnete Würde. Jupiter erſcheint mächtig größer als die andern, mit Krone und Zepter, das iſt, mit einem langen Stabe, begabt. Der Ausdruck ſeines Geſichts verkündet majeſtätiſchen Ernſt und Ruhe. Sein Haupthaar iſt lockicht und geringelt, die obere Hälfte ſeines Körpers unbedeckt, die untere in einer Bekleidung mit reichem Faltenwurfe. Das Unterkleid iſt theils violet, theils von ſchwärzlichem Purpur, die Schuhe golden oder vielmehr ſafranfärbig. Jupiter und die Götter ſitzen in ihrer Verſammlung auf einem halbzirkelförmigen Ruhebette mit antiken, wohlgedrechſelten Füßen, welche die Form eines umgekehrten, auf der Spitze ſtehenden Kegels haben. Auf den Sitzen liegen ſchwellende grüne Polſter; die Füße der Götter ruhen auf einem verlängerten Schemel oder griechiſchen Hypopodium. Alle Götter haben um das Haupt ein Nimbus oder Kreis von bläulichter, rother oder auch ſmaragdgrüner Farbe, wie man ſie heut zu Tage an Heiligenbildern noch anbringt. Daß dieſer Nimbus bei den alten Götterbildern in der Vorwelt ſchon Sitte geweſen, beweiſet May durch eine Stelle des Servius zur Aeneide Buch II, 616.

In dem olympiſchen Götterrathe ſitzen die Unſterblichen nach ihrem Range, Jupiter in der Mitte, an ſeiner Seite Juno, eine edle, aber doch nach dem Ausdrucke etwas biſſige Figur. Auf dem Haupte trägt ſie einen weißen, blauen oder violetten Schleier. Die in vielen Falten herabfließende Stola, ein langes Gewand, iſt theils weiß, theils amethiſtfärbig.

Minerva erſcheint immer jungfräulich, mit einem Helm auf dem Haupte, einen Schild, eine Lanze oder ein Zepter tragend. Die Schultern umgibt der Mantel, das lange Kleid oder die Tunika wird von einem Gürtel zuſammengefaßt.

Die holde Venus kommt dreimal auf dieſen Ilſchen Tafeln vor, mit einem weißen, gelbbrämten Schleier. Die Stola iſt roth.

Apollo als unbärtig, mit fliegenden Haaren und einem Lorbeerkranze.

Mars immer bewaffnet, mit einer Chlamys oder einem Kriegsmantel.

Hierzu kommen noch: die leichtſchwebende Iris, der Flußgott Xanthus, der, auf einen Felſen gelehnt, ſeine ſtrömende Urne in das Thal ausleert; ferner die Nacht, eine weibliche Göttin, die, bis an den Gürtel verhüllt und mit Flügeln begabt, vom Himmel herab über dem griechiſchen Lager ſchwebt.

Digitized by Google

Ferner erscheint auf einer Tafel Vulkan halb entblößt, eine Kappe auf dem Haupte, gleich jener des Ulysses. Er sprüht zwei Flammenstreife gegen die Wogen des Xanthus.

Die Helden.

Eine eben so große Mannigfaltigkeit herrscht in den Figuren der homerischen Helden. Diese, als Befehlshaber des Heeres, tragen zum Zeichen ihrer Würde Zepter, d. i. lange Stäbe. Der König über die Könige, Agamemnon, von schönem Mannesalter, ragt über alle heraus, ein Diadem läuft über sein Haar, ein Mantel von Purpur über die Waffen.

Achilles in der Gestalt eines edeln Jünglings. Die Hälfte des obern Körpers ist entblößt. Von seinen Schultern fließt eine hyazinthblaue Chlamys, von welcher der untere Theil des Körpers umhüllet wird. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte läuft ein breites Band als Zierde oder auch als Schwertgehänge.

Ulysses sieht einem höchst sinnigen Manne ähnlich, trägt keinen Helm, sondern sein Haupt ist mit der karakterischen, in ein halb konisches Gewölbe zusammenlaufenden Schiffskappe bedeckt. Schon Plinius in dem 35. Buche seiner Naturgeschichte Sect. 36 hat bemerkt, daß Ulysses bereits vom Maler Nikomachus in dieser Kopfbedeckung bezeichnet worden, und daß die spätern Künstler dieselbe beibehalten hätten. Sein Gesicht ist durchaus ernsthaft, sein Blick auf den Boden geheftet, wie ihn Homer in der Ilias B. 3. V. 217 beschreibt. Selbst in den Gefechten erscheint er nicht ohne die Schifferkappe, nie gehamischt, sondern mit einer Laena, d. i. einem faltigen, purpurfarbenen Umwurf, der sich über eine weiße Tunika herzieht, sonst mit Angriffswaffen, nämlich Lanze und Schwert.

Der Befehlshaber der Argiver, Diomedes, der Liebling der Minerva, eine edle Figur, immer in voller Rüstung. Sonderbar ist es, daß aus seinem Helme und aus seinem Schilde in den Gefechten Feuerflammen herausquellen. Diese Vorstellung bezieht sich ohne Zweifel auf das fünfte Buch der Iliade V. 4 und 5, wo gesagt wird, daß Minerva von seinem Helme und seinem Schilde Feuer herauslockte gleich dem Schimmer eines herbstlichen Gestirns.

Die Helden im Kriegsrathe oder bei den Volksversammlungen sitzen auf einem halbzirkelförmigen Ruhebette, wie ich dasselbe bei den Göttern beschrieben habe. Die bewaffneten Soldaten stehen hinter ihnen. Den linken Flügel bei diesen Sitzungen nimmt Ulysses, den rechten der alte bärtige Nestor ein, gekleidet in eine Tunika mit einem weiten Kriegsmantel, so ganz wie ihn Homer in der Iliade B. X. V. 131 u. f. beschreibt.

Was uns sehr auffallend erscheinen muß, ist, daß, wenn einer der Götter oder der Helden sprechend vorgestellt wird, er den rechten Arm und den Zeige- und Mittelfinger gegen die Umstehenden ausreckt. Dies ist also die karakteristische Figur eines Sprechenden.

Waffen und Rüstungen der Griechen.

Die Rüstungen der Griechen sind der Helm, der Brustharnisch, um dessen Mitte ein Zoster

Digitized by Google

oder breiter Gürtel läuft, sodann das Zoma oder das unterste Kriegskleid, das in Falten von dem Ende des Brustharnisches bis auf die Knie, eigentlich in Form einer Schürze, herabreicht. Die Beine sind mit Halbstiefeln, auf der Vorderseite geschnürt, umgeben, wie es sich dann, nach dem homerischen Ausdrucke, für wohlgestiefelte Griechen schickt. Lanzen, Schwerter, bei einigen auch Pfeile und Bogen, sind Angriffs-, Schilde aber Vertheidigungs-Waffen.

Rüstungen der Trojanischen Helden.

Unter den Trojanern haben nur Hektor und einige andere Anführer griechische Rüstung. Das Volk hingegen hat weder Helme noch Harnische von griechischer Form. Den Kopf deckt eine phrygische Mütze, hornförmig vorwärts gekrümmt, wie ungefähr die Staatsmütze des ehemaligen Doge von Venedig. Die Schenkel sind mit langen Hosen bis an die Knöchel, die Füße mit Schuhen bedeckt. Ein flatternder Kriegsmantel reicht bis an die Knie. Das Unterkleid hat lange Aermel bis an die Handwurzel; und so stellt sich dann das Bild aus Virgils Aeneide B. IX. V. 614 dar:

Et tunicae manicas et habent
redimicula mitrae.

Uebrigens sind ihre Waffen Schwerter, Lanzen, Bogen mit Pfeilen und zum Schutz Schilde.

Die Herolde haben ein kürzeres gestreiftes Gewand bis an die Knie; die Beine sind bloß bis an die Waden, an denen die Schnürstiefeln herablaufen. Sie tragen runde, auf dem Scheitel spitzige Hüte, fast wie die Chinesen, in den Händen Merkurstäbe mit doppelten Schlangen.

Sonst aber kommt bei diesen Zeichnungen eine gegen alle Regeln der Proportion und der Perspektive laufende Anomalie vor. Es zeichnen sich nämlich mannigfaltige Gruppirungen der im Gefechte gefallenen Todten, die, in ihrer ganzen Figur unter den Füßen der Fechtenden liegend, von weit kleinerer Gestalt sind, als ihre Sieger. Das nämliche Mißverhältniß hat auch statt bei den Figuren der Diener und der Sklaven, ja sogar der Pferde, die an die Kriegswagen gespannt sind.

Die Sklaven warten bei den Schmausereien auf. Ein solches Gelag wird in dem griechischen Feldlager sehr karakteristisch dargestellt.

Die Soldaten nämlich liegen halbzirkelförmig nach verschiedenen Gruppen auf Streuen (Sübades nennt sie Homer), doch so, daß die Arme durch Erhöhung des abgemäht liegenden Grases einen erhobenen Stützpunkt haben.

Die Sklaven holen die Speisen von der sogenannten Eschara, von dem Feuer, welches auf Steinen, die würfelförmig aufgethürmt sind, brennt. Trinkgefäße von antiker Form und Schüsseln mit Speise werden in dem leeren Halbzirkel den Essenden vorgesetzt.

Die Götter im Olympus schmausen ganz anders. Sie liegen auf halbzirkelförmigen, gepolsterten Ruhebetten, nicht nach der Länge, sondern halbkniend nach der Breite, die Füße rück-

Digitized by Google

wärts, den Kopf gegen die Tafel gekehrt; die Arme sind ar, erhöhte Polster gestützt, vor welche die Speisen gesetzt werden.

Im Lager erscheinen die vorwärts stehenden Zelte von Leinwand, fast thranfärbig, auf beiden Seiten aufgeschlagen, mit Lanzen gestützt; an den Seiten hängen Schilde als Verzierung.

Die Streitwagen sind zweirädrig, nieder, hinten offen, muschelförmig, vorne aber mit einem halbkirkelförmigen Schirm, um die Beine bis an die Knie zu decken, den man Antya nannte, versehen; kurz so, wie man sie gewöhnlich auf alten Kunstwerken oder Münzen zu sehen pflegt. Zwei Pferde sind an jedem Wagen, die in den Original-Gemälden meistens von verschiedener Farbe erscheinen. Zäume und die sehr einfachen Pferdegeschirre sind meistens von scharlachrother Farbe.

Oft erscheinen auch auf den Gemälden Tempel, jedoch meistentheils nur von der Vorderseite oder dem Pronaos. Man steigt zu ihnen auf Treppen, in der Mitte erscheint zuweilen ein undeutliches Götterbild. Auf beiden Seiten sind Säulen.

Die trojanischen Priesterinnen zeichnen sich im festlichen Ornate durch einen Schleier und eine lange Tunika aus. Die Mädchen, die Opfer bringen, sind in sehr zierliche, faltenreiche Gewänder gehüllt. Das Oberkleid ist mit einem Gürtel unter dem Busen hoch aufgebunden, also daß sie ganz nach Homers Beschreibung als Basthykolpos hochgeschürzt erscheinen. Das Haupthaar ist in der Mitte gescheitelt.

Die männlichen Priester stehen vor dem Opferaltare, sind am Oberleibe entblößt, unter mit einem mantelartigen Umwurfe bekleidet, und halten in der Hand ein Opferbeil oder Bipennis.

Ueberhaupt sind die trojanischen Frauen sehr zierlich nach der nationellen phrygischen Sitte geschmückt. Ihr Haar ist künstlich geringelt, meistentheils röthlicht in den Original-Gemälden. Das Peplum oder der übergeworfene Mantel ist auf seiner innern Seite mit langen Flocken, so wie auch die Ränder mit vielfarbigen Fransen besetzt. Die ganze Haltung ist durchaus edel. Auf einigen Figuren findet man auch hier und da viereckte purpurfarbene Segmente als Verzierung aufgenäht.

Unter den trojanischen Formen erscheinen auch der König Priamus und seine Gattin Hekuba, wie billig, als alte Leute. Diese überreicht dem königlichen Greise goldene und silberne Gefäße, die er als Lösegeld für den Leichnam seines Sohnes Hektor in das Lager des Achilles abzuführen bereit ist. Die Maulthiere sind an dem Wagen zur Abreise angeschirrt.

Auch schaut man einmal die schöne Helena, auf einem gepolsterten Sitze vor dem skäischen Thore ruhend, in Gesellschaft des holden Paris, der unbewaffnet, eine phrygische Mütze und das lange phrygische Kleid trägt, und einen oben gekrümmten langen Hirtenstab in der Hand hält.

Eine ganz seltsame Figur macht auf einer besondern Tafel der trojanische Kundschafter Dolon, wie er, in einen Wolfspelz und eine Kappe von Iltishaut eingehüllt, von Diomedes und Ulysses vor dem griechischen Lager erwischt wird. Er steht ganz gekrümmt und bittend da,

Digitized by Google

und die Helden ziehen ihm die Hülle ab, ganz gemäß der Beschreibung im X. Buch der Iliade V. 334 u. f.

Auch sieht man die Flotte der griechischen Schiffe an dem Meeresgestade, vorn und hinten mit gekrümmten Schnäbeln, die roth angestrichen sind, ganz nach Homers Beschreibung. Zuweilen stehen die Schiffe auch in langen Reihen auf das Ufer gezogen.

Die neuen Scholien zur Odyssee.

Die angehängten Scholien zur Odyssee sind aus drei verschiedenen Handschriften gezogen, welche in der Mailändischen Bibliothek sich vorfinden. Ihr Verfasser ist nicht wohl zu bestimmen, wahrscheinlich aber, nach einigen Kennzeichen zu urtheilen, der nämliche, welcher die von Villoison zu der aus dem venetianischen Codex herausgegebenen Iliade die Scholien gemacht hat. Daß aber der Verfasser, wenn anders sämmtliche Scholien von einem und demselben herrühren, ein Christ gewesen sein müsse, erhellet aus einer Stelle, die sich auf die christliche Lehre vom heiligen Geiste bezieht.

In May's Ausgabe nehmen die Scholien 148 Blätter ein. Diese kleine Anzahl wird niemand auffallen, wenn man bedenkt, daß die Odyssee über zweitausend Verse weniger hat, als die Iliade.

Die meisten sind übrigens von sehr gutem alten Gehalte und für die homerische Literatur höchst erfreulich.

Sonst finden sich noch in der Ambrosianischen Bibliothek fünfundvierzig Handschriften des Homer von verschiedenem Alter und Werthe, worunter freilich auch einige sind, welche nur die Hymnen und die Geschichte des Frosch- und Mäusekriegs enthalten.

Wenn nun eine Gesellschaft gelehrter Männer zusammenträte, um diese Handschriften zu vergleichen und die noch etwa verborgenen, unbekannten Scholien zu benutzen, so könnte endlich eine kritische Ausgabe des ältesten Heldensängers der Welt hergestellt werden, die nichts zu wünschen übrig ließe. Nicht zu gedenken, daß dieselbe noch mit einer Sammlung alles dessen, was Heine, Wolf, Clarke, Ernesti und Andere zur Erläuterung des griechischen Heldenbuches geschrieben, als in einem abgesonderten Kommentar verherrlicht werden könnte. Dies ist auch der Wunsch des Angelo May, dessen Erfüllung zwar schwierig ist, aber nicht ausser den Grenzen der Möglichkeit liegt. v. Z.

Amtliches Referat über ein neu aufzustellendes Gesetz gegen die Preßvergehen.

In mehreren Staaten ist man gegenwärtig beschäftigt, die Freiheit der Schriftsteller zu beschränken; so in Deutschland, so in England, so in Frankreich. Die Anregung dazu geschieht größtentheils von den Höfen oder Ministerien. Die Meinungen über Wichtigkeit und Werth der Sache sind natürlich getrennt. Die Einen erwarten nach festgestellter Beschränkung der Presse leichtere Benutzung der Nationen; die Andern fürchten mehr den Mißbrauch der Zensurgewalt und des Preßzwanges, als den Mißbrauch der Preßfreiheit, und zuletzt von jenem den Verfall der Wissenschaften und des Wohlstandes der Staaten.

Vielerlei Stimmen haben sich über den Gegenstand erhoben. Noch ist im frischen Gedächtniß, was die Kammer der französischen Deputirten im Frühjahr 1819 über den Gesetzesvorschlag rücksichtlich der Presse verhandelt hat. Unter den Deutschen hat der Professor Krug in seinem Entwurf zur deutschen Gesetzgebung über die Preßfreiheit, schon im Jahre 1815, viel Gründliches gesagt, indem er zugleich die englische Gesetzgebung in dieser Hinsicht vortrefflich entwickelte. Vielleicht nur zu wenig beachtet man jetzt die Worte des Mannes, der mit so großer Einsicht, Rechtlichkeit und Mäßigung sprach. — Unter den Schweizern rettete der scharfsinnige Troxler in seiner Abhandlung über die Freiheit der Presse in allgemeiner Hinsicht und in besonderer Beziehung auf die Schweiz (Schweiz. Museum, Aarau 1816) beherzigungswerthe Wahrheiten, eines freien Schweizers würdig. — Unlängst noch erschienen die Materialien zur Gesetzgebung über die Preßfreiheit der Deutschen, besonders zur Grundbestimmung auf dem Bundestage, vom Freiherrn C. W. F. L. v. Drais (Zürich 1819). Der Verfasser, welcher seit beinahe zwanzig Jahren über den wichtigen Gegenstand gedacht hat, und gleich sehr von der Nothwendigkeit der freien Gedankenmittheilung durch Druckschriften, wie von der Nothwendigkeit überzeugt ist, das Verderbliche zu mindern, was durch bösharige oder unbesonnenen Mißbrauch der Presse gestiftet werden kann, versucht mit Sachkunde die schwierige Aufgabe, besonders in so fern sie auf den gesammten deutschen Staatenbund Bezug hat, zu lösen.

Nach allem, was nun schon über Freiheit und Einschränkung der Preßfreiheit gesagt worden ist, mag die nachfolgende Abhandlung, freilich im offnen Widerspruch mit jetzt herrschend gemacht werden sollenden Ideen, noch Beachtung verdienen, auch wenn unter gegenwärtigen Zeitverhältnissen keine weitere Rücksicht fürs wirkliche Leben darauf genommen wird. Denn Wahrheiten bleiben darum nicht minder Wahrheiten, wenn sie auch nicht offiziell anerkannt werden.

Das nachfolgende Referat erscheint hier abgedruckt, wie es verfaßt worden ist; man hat sich nur begnügt, die üblichen Kurialien, als sehr überflüssig, auszulassen.

D. H.

Victrix causa Diis placuit, victa Catoni.

— — Endesunterzeichneter ward schon vor einem Vierteljahre beauftragt, sein Gutachten über die Mittel abzufassen, wie auf die zweckmäßigste Art und Weise „den schriftstellerischen Unfugen und daraus entstehenden Verwirrungen begegnet und, ohne Beeinträchtigung nützlicher Wissenschaften, Frevel, Vergehen und Verbrechen, welche durch Druckschriften begangen werden können, gesetzlich zu verhüten oder zu bestrafen seien."

Referent will, indem er dem hohen Befehl Folge leistet, mehr seinen pflichtmäßigen Gehorsam, als seine Fähigkeit darthun, eine Aufgabe zu lösen, vor welcher schon der Scharfsinn so vieler Gelehrten, die Klugheit der vorzüglichsten Staatsmänner, die Einsicht der weise-

Digitized by Google

ſten Geſetzgeber und die Macht der gewaltthätigſten Fürſten, ſelbſt der Deſpoten ohnmächtig zurückkrat. Denn noch hat kein Volk, kein Jahrhundert ein Geſetz gehabt, welches den Mißbrauch der Preſſe hindern oder mindern kann, ohne dem Vortheil der Preßfreiheit für Wohlſtand und Größe der Thronen und Nationen Schaden zu bringen; ein Geſetz, welches den Forderungen ſtrenger Gerechtigkeit, wie man ſie in zivilisirten Staaten wollen muß, zuſagt, und der Willkühr den wenigſten Spielraum läßt. Denn Geſetze, welche der Willkühr der Richter großen Spielraum laſſen, ſind leicht gemacht; aber ſie begründen auch nur geſetzliche Tirannei und bringen zuletzt mehr Verderben und Unglück, als Gewinn.

Indeſſen will Referent ſeine Ueberzeugungen mit derjenigen Treue und Freimüthigkeit vorlegen, welche ihm Pflicht und Eid gebieten, ſollte er zuletzt auch nur zeigen können, warum alle bisherigen Verſuche, ein gutes Geſetz über Preßvergehen aufzuſtellen, ſcheitern mußten.

Vor allen Dingen ſoll der Geſetzgeber zuerſt mit ſich ſelbſt über die Abſichten im Reinen ſein, welche er erreichen will; ohnedies wird er nur blindlings und alſo auch fruchtlos Mittel wählen. Die Abſicht iſt zum Theil wirklich in der von der höchſten Behörde ertheilten Aufgabe ausgeſprochen.

Ein Geſetz über die Vergehen durch die Preſſe kann theils zum Zweck haben den allgemeinen: zu verhüten, daß der von Jahrzehend zu Jahrzehend in vielen Ländern immer herrſchender gewordene Geiſt der Unzufriedenheit mit den beſtehenden Staatsverfaſſungen und kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen durch die Werke der Gelehrten und Schriftſteller nicht fort und fort genährt werde, als wodurch zuletzt die öffentliche Ruhe zu Grunde gerichtet wird;

oder den beſondern: daß nur die in einem einzelnen Staat befindlichen Autoritäten und Privatperſonen vor Beſchimpfungen, die hier beſtehenden Religionen vor Entehrung, die hier geltenden Begriffe von guten Sitten unverletzt, und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuteriſchen Anfällen ſicher erhalten werden.

Dieſem nach zerfällt gegenwärtiges Gutachten in zwei Theile.

Erſter Theil des Gutachtens.

Schriftſtelleriſche Umtriebe haben keine Revolution hervorgebracht.

Zuvörderſt muß unterſucht werden, ob und in wie fern der erſte oder allgemeine Zweck durch ein Geſetz über Preßvergehen erreicht werden könne. — Ohne Zweifel iſt jener Zweck auch wohl in den Augen der meiſten Höfe gegenwärtiger Zeit der allerwichtigſte, da man die Gährungen in vielen europäiſchen Staaten immer lauter werden hört. Denn an Mitteln, bloß Pasquille und Libelle gegen einzelne Bürger und einzelne Stände, gegen hohe ſtehende Perſonen, gegen die Verletzungen der Schamhaftigkeit u. ſ. w. zu unterdrücken oder zu

Digitized by Google

beſtrafen, hat es der Polizei noch ſelten gefehlt. Auch weiß man aus Erfahrung, daß dergleichen Libelle und Sudelwerke im Ganzen wenigen Schaden ſtiften, weil ſie bald von der öffentlichen Meinung mit Abſcheu und Verachtung geſchlagen werden.

Soll aber jener Hauptzweck, die allgemeine Zufriedenheit der Nationen, die innere Ruhe der Staaten gegen ſogenannte demagogiſche Umtriebe und revolutionäre Grundſätze ſicher zu ſtellen, durch ein Geſetz gegen „ſchriftſtelleriſche Unfuge“ erlangt werden, ſo muß nothwendig erſt auſſer allem Zweifel geſetzt ſein, daß die heutigen Gährungen und Unzufriedenheiten durch ſchriftſtelleriſche Unfuge vorzüglich hervorgebracht oder genährt worden ſind. Denn wenn unläugbar gemacht würde, daß zum lautwerdenden Mißmuth der Völker die Schriftſteller nichts oder nur zufällig-mitwirkend beitrügen, ſo wäre es eitel, auch wohl gar nachtheilig, die Waffen des Geſetzes gegen ſie allein zu richten. Es würde das beabſichtigte Ziel ungetroffen bleiben, wenn man die Hauptſache vergäße, und mit allem Aufwand von Mitteln einer Nebenurſache den Krieg machen wollte.

Es liegt keineswegs im Sinn des Referenten, die Frechheiten, Unanſtändigkeiten oder republikaniſchen Schwärmereien und Schulſünden-Schwindeleien einiger Tagsſchriftſteller in Schutz zu nehmen. Vielmehr glaubt er, man erweiſe dieſen Menſchen zuviel Ehre, wenn man ſie für Ueheber groſſer Bewegungen und Revolutionen hält. Die polemiſchen, zügelloſen Blättchenſchmierer zur Zeit der Reformation haben die Reformation nicht gemacht, ſondern dieſe machte ſich durch den Widerſpruch von vielen durch vernünftigeren Unterricht und aus dem Leſen der Bibel entſtandenen Ueberzeugungen mit den in der Kirche und Hierarchie waltenden Mißbräuchen. Eben ſo wenig wird man glauben, daß die Marats und andere wüſte politiſche Libelliſten ſeines Gelichters die franzöſiſche Revolution gemacht haben. Dieſe entſtand durch die Fehler früherer Könige, durch die Uebel am Hofe, durch den Egoismus der Adelichen und hohen Geiſtlichen, der ſich keine Schranken ſetzen laſſen wollte und ſo mit dem geſunden Mutterwitz der Nation in Widerſtreit gerathen mußte. — Die nordamerikaniſche Revolution beach aus, und Noedamerika beſaß damals noch wenig Schriftſteller und Zeitungen. Dieſe hatten folglich am Ausbruch des Aufſtandes keinen oder ſehr geringen Antheil, weder vorbereitenden, noch unterſtützenden. England hingegen war im Fehler und die Noedamerikaner hatten Augen. — Wer wird behaupten wollen, der gegenwärtige Abfall Südamerika's von ſeinem Mutterſtaat ſei eine Frucht der dortigen demagogiſchen Schriftſteller und Zeitungsſchreiber? Jedermann weiß ja, daß die dortigen Mulatten und Meſtizen und Quarteronen zienlich frei vom Uebel der Leſeſucht ſind, und kaum Schriftſteller kennen, geſchweige haben. Allein das Volk hatte Urſache, mit der ihm vom Mutterlande wideſahrenen Behandlung unzufrieden zu ſein, und die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes von Wahrheit zu Wahrheit hatten auch ihren ſtillen Einfluß auf jene Völker, wo nicht durch Schriftſteller, doch durch Geſpräch und Verkehr mit Gebildeteen.

Ja, wenn man alles bisher Geſagte läugnen wollte, wird man doch wenigſtens zugeben,

Digitized by Google

daß das Königreich Spanien von Zensuren und Inquisitionen, weltlichen und geistlichen Spionen gegen alle schriftstellerischen Unfuge beschirmter von jeher war und ist, als irgend ein einziges Reich in unserm Welttheile. Die Dauer von Joseph Napoleons Herrschaft war daselbst viel zu kurz, viel zu stürmisch, viel zu verhaßt, als daß Spanien in so geringer Zeit durch Tagsschriftsteller hätte mit vielen und tiefwirkenden Pamphleten heimgesucht werden können. Und doch erfahren wir von dorther jährlich wiederholte Versuche zu Insurrektionen, Veränderungen der Verfassung u. s. w. Einem zufriedenen und glücklichen Volke, dessen Bildung und Einsichten mit den öffentlichen Einrichtungen im Einklang sind, wird der beredteste Schriftsteller vergebens predigen, sein Glück, seine Ruhe fahren zu lassen oder aufs Spiel zu setzen, um unglücklich durch Zerstörung aller Ordnungen zu werden. Aber ein Volk, das durch Widerspruch seiner innersten Ueberzeugungen mit den ihm aufgezwungenen oder ererbten Verhältnissen unglücklich ist, wartet auch nicht erst das Erscheinen von Pamphleten ab, um sich Luft zu machen; noch weniger läßt sich sein Schmerz von schönrednerischen Schriftstellern oder von holdseligen Proklamationen besänftigen. Hingegen schiefe Gewaltsmittel oder offenes Verhöhnen und Verspotten der Klagen befördern den Ausbruch des Unmuths, als wirksame Reizmittel.

Es scheint dem Referenten also, so lange nicht erwiesen werden kann, daß Tagsschriftsteller irgend ein zufriedenes Volk empört haben, durchaus gewiß: daß alle Gesetze gegen schriftstellerische Unfugen unzureichende Maasregeln zur Wiederherstellung der verlornen innern Ruhe einer Nation sind; daß man sich vielmehr gegen einen ganz andern Feind zu wenden habe; daß, wenn man dies versäumt, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Regierungen jederzeit übel fahren. Die Journalisten und Libellisten aller Art produziren nicht und haben nie produzirt die Bewegungen der Nationen, wie obige und alle Erfahrungen bewiesen, sondern sind selbst nur Produkte der allgemeinen Stimmung.

Die bessern Schriftsteller werden unter gewissen Umständen die gefährlichsten.

Auf keine Weise will Referent darum den Einfluß der Schriftsteller auf die Stimmung der Nationen läugnen. Umgekehrt, er glaubt, daß er groß sei; er glaubt, daß durch ihn die größten Völkerbewegungen der spätern Jahrhunderte am stärksten befördert sind. Dies war aber nicht das Werk der leichten, flüchtigen, ephemeren Autoren, der bellenden Journalisten, sondern es war das Werk der größten, der ehrwürdigsten, der ächtklassischen Schriftsteller, welche Lehrer der Jahrhunderte sind, die Wissenschaften erweitern, die vorhandenen Irrthümer zerstören, neue Wahrheiten entdecken und den menschlichen Geist dem heiligen Bilde näher führen, nach welchem er geschaffen worden ist. — Diese großen Schriftsteller sind es, welchen, als Lichtern und Lehrern, die Völker Europens ihre Aufklärung und Kultur danken. Ihre entdeckten Wahrheiten haften unzerstörbar fest, darum, weil sie Wahrheiten sind. Man kann sie nicht ausrotten. Wer sie gelesen, dessen Eigenthum sind sie. Sie sind so eins mit ihm, daß er nicht

Digitized by Google

mehr anders kann, als von ihnen aus die Welt beſchauen, beurtheilen und ſich äuſſern. So verbreiten ſie ſich von Lippe zu Ohr, von der Studierſtube auf Hoch- und Dorfſchulen, von der Kanzel auf Gemeinden. Hat endlich die Mehrheit eines Volks neue Ueberzeugungen gefaßt, ſo ſtoßen die alten, unter ganz andern Verhältniſſen entſtandenen Umgebungen an, ſobald ſie den Erkenntniſſen deſſen, was beſſer und wahrer iſt, nicht zuſagen. So entwickelt ſich der Mißmuth dagegen. So werden Klagen von der einen Seite, und Vertheidigungen der Verklagten von der andern Seite laut, und zwar von denen, die in dem, was die Stimme der Mehrheit verwünſcht, Ruhen, Reichthum, Vorzug und Ehre finden. So entwickeln ſich Parteien. So erhitzen ſich Leidenſchaften. So entſtehen leidenſchaftliche Maasnahmen gegen einander. So erfolgen Revolutionen, mehr oder minder gewaltſam, immer aber dennoch Revolutionen; das heißt, Umgeſtaltungen der Auſſenverhältniſſe nach Maasgabe der innern Bedürfniſſe und Ueberzeugungen der Volksmehrheit.

So lange alſo eine Regierung die großen Schriftſteller von Ariſtoteles und Plato, von den Apoſteln und Evangeliſten an bis Baco de Verulamio, Leibnitz, Montesquieu und Kant zu leſen geſtattet; ſo lange ſie geſtattet, daß das Feld der Wiſſenſchaften erweitert wird, und auf der andern Seite ſie dem dadurch mündiger werdenden Geiſt der Nation die Formen aus den Tagen der Unmündigkeit beibehalten wiſſen will; ſo lange ſie das Volk zur Freiheit erzieht, aber nicht aus dem Knechtsverhältniß der alten Zeiten in das Staatsbürgerthum übergehen läßt: eben ſo lange bleibt jede Regierung mit ſich ſelber in Zwietracht. Sie reißt mit einer Hand nieder, was ſie mit der andern baut. Ihr iſt keine Hilfe, ihr iſt kein Rath zu geben. Und Geſetze gegen frivole ſchriftſtelleriſche Schwätzer helfen am letzten, weil dieſe am wenigſten zur Kultur der Nationen, folglich auch am wenigſten zur Unzufriedenheit derſelben mit den mangelhaften oder unrechtlichen äuſſern Verhältniſſen beitragen.

Sollen alſo Volksgährungen, Unruhen, Unzufriedenheiten und daraus erfolgende Umſchaffungen der innern Staatsverhältniſſe u. ſ. w. verhütet werden, ſo müſſen ſchlechterdings, in ſo fern die zunehmende Reife der Nationen daran Schuld iſt, nicht nur die ſchlechten, muthwilligen und bösartigen Schriften, ſondern die beſſern, die lehrreichſten, die menſchenfreundlichſten unterdrückt, vertilgt werden. Wenn das Bibelleſen in katholiſchen Ländern noch lange fortdauert, wird zwar das Chriſtenthum in ſolchen Ländern fortblühen, aber die gegenwärtigen Dogmen und Formen und hierarchiſchen Grundſätze der römiſch-katholiſchen Kirche können daneben keine drei Geſchlechtsalter mehr beſtehen. Es iſt daher vom heiligen Stuhl konſequent, daß er den Gottesdienſt ſo viel als möglich in lateiniſcher Sprache, die das Volk nicht verſteht, halten läßt; das Leſen der Bibel unterſagt; die Bibelgeſellſchaften verwünſcht und Glauben und Gehorſam predigt.

Daran aber iſts nicht genug. Es müſſen die Schulen nothwendig geſchloſſen, höchſtens für die Söhne der Großen einzeln offen ſein; die Stände müſſen, wie in China, wie in

Digitized by Google

Oſtindien die Kaſten, ſtrenger getrennt, in ihren Abſtufungen unwandelbar geſchieden, erblich gemacht, und die für jeden Stand erlaubten Kenntniſſe mit Vorſicht jedem zugemeſſen werden. Wenn aber Wiſſenſchaft und geiſtige Bildung und Erkenntniß der reinſten Wahrheit ohne Unterſchied den untern Ständen geſtattet wird, während die obern Stände aus Bequemlichkeit oder Vorurtheil davon mehr oder weniger entfernt bleiben: ſo iſt die Ordnung der Dinge ſchon verkehrt, und die Umgeſtaltung aller Staatsverhältniſſe unvermeidlich.

Referent hat wohl nicht nöthig, von ſeiner Perſon zu verſichern, daß ihm nicht in den Sinn komme, Maasregeln zur Wiederherſtellung der alten Welt zu empfehlen, wie ſie etwa Julianus, genannt der Abtrünnige, zur Ausrottung des Chriſtenthums wählte, um mit den alten Göttern auch die alte Macht und Majeſtät Latiums wieder zu verjüngen. Und könnte er boshaft genug ſein, es zu thun, ſo würde er nicht unklug genug ſein, das Abſolutunausführbare zu rathen. Er kommt aber auf den ewigwahren Satz zurück: daß ſchlechte und mittelmäßige oder leidenſchaftliche Schriftſteller bis hieher weniger Einfluß auf die Nationen und mithin auf Staatsverwandlungen gehabt haben, als die klaſſiſchen Schriftſteller der Nationen.

Wenn man daher auch durch ein Geſetz über Preßvergehen die kleinen Büchermacher zwingen könnte, ihren wilden Ausfällen, ihrem frechen Geſchwätz zu entſagen, ſo wäre damit dem Hauptzweck des Geſetzes: die Beruhigung und Zufriedenheit der Nationen mit ihren Zuſtänden, mit allfälligen Mängeln der öffentlichen Einrichtungen, keineswegs geholfen. Man würde die politiſchen Libelliſten nur zwingen, auf beſcheidenere Art die von großen Geiſtern offenbarten und entwickelten Wahrheiten, dieſe Gährungsſtoffe in der Welt der Geiſter, auszuſaugen. Der Verſtand der Nationen fährt fort ſich zu entfalten und findet Vieles von dem Beſtehenden unbegreiflich, darauf widerlich, zuletzt unerträglich.

Es iſt allerdings recht, daß Schriftſtellern, ſo wie Lehrern an hohen und niedern Schulen, geboten wird, nicht die Grenzen des Anſtändigen zu überſchreiten; daß ſie, im Fall gröblicher Verletzungen ihrer ſchuldigen Achtung der an der Spitze des Staats ſtehenden Perſonen, beſtraft werden. Aber Referent wiederholt es, für den Hauptzweck wird damit nichts gewonnen. Sie öffnen dennoch durch allgemeine Wahrheiten die Augen des Volks. Wen ſie nicht nennen, den nennt nachher die Menge insgeheim; was ſie nicht namentlich tadeln, das ſchilt nachher die Menge laut, wo ſie kann und darf. Die Gluth des Mißmuthes frißt nicht minder um ſich. Dann erwartet ſie, um Flamme zu werden, einen gelegenen Luftzug.

Schwierigkeiten, ein vollkommenes Geſetz über Preßvergehen aufzuſtellen.

Unvertraut mit dem eigentlichen Sinn ſeiner hohen Behörde, weshalb ein Geſetz „ſchriftſtelleriſchen Unfugen und daraus entſtehenden Verwirrungen begegnen“ ſoll, tappt Referent zwar im Dunkeln, hält es aber nichts deſto weniger für Pflicht, alle mögliche Rückſichten zu berühren.

Digitized by Google

Es kommt darauf an, was man unter Unfugen verſtanden haben möchte. Sind es Lehren, Meinungen, Grundſätze, Wahrheiten, welche den beſtehenden Ordnungen widerſtreiten, ſo muß Referent wiederholt erklären, daß die größten Weiſen, daß in dieſem Sinne die klaſſiſchen Schriftſteller mehr Unfugen begangen haben und begehen, als die demagogiſchen Tageslärmer. Vielmehr dieſe letztern wären gar nicht vorhanden, wenn jene Unfugen nicht vorangegangen wären; ſie würden gar nicht einmal verſtanden und bemerkt werden.

Daher iſts äuſſerſt ſchwierig, feſtzuſetzen, was man für wahres Preßvergehen halten ſolle. — Blumve Ausfälle gegen einzelne Einrichtungen, grobe Läſterungen einzelner Perſonen, wüſte Religionsſpöttereien, ekelhafte Zoten und Zweideutigkeiten laſſen ihre ſträfliche Abſicht leicht erkennen und bezeichnen. Aber wo iſt nun von ihnen hinweg die Grenzlinie zwiſchen dem Erlaubten und Unerlaubten? Wir wiſſen ja, ein gewandter Mann kann Alles ſagen, auch das Verbotene, ohne ſtrafbar zu werden; es kommt nur darauf an, wie man es ſagt.

Soll es ſchon Verbrechen ſein, direkt oder indirekt beſtehende Ordnungen, Stände, erlaſſene Edikte u. ſ. w. in ihrer Mangelhaftigkeit den Augen des Publikums entblößt zu haben; ſoll es Verbrechen ſein, durch Vorſpiegelungen deſſen, was beſſer ſein könnte, durch Geſchichten glücklicherer Zeiten, weiſerer Regenten u. ſ. w. das Volk unzufrieden mit gegenwärtigen Zeiten und Regenten gemacht zu haben: ſo würde auch das Unſchuldigſte zur Schuld, die harmloſe Satire, wie die Moral, zur Meuterei, die ganze Weltgeſchichte zum Pasquill auf neuere Begebenheiten und die heilige Schrift ſelbſt eines der gefährlichſten Bücher werden.

Wirklich iſt noch keinem Geſetzgeber gelungen, beſtimmt die Kennzeichen eines ſchriftſtellerischen Frevels und Vergehens anzugeben. Man muß ſich lediglich an Willen und Abſicht der Verfaſſer von Schriften halten, die man für ſchädlich hält. Aber wer maßt ſich an, die Abſichten eines Mannes mit Gerechtigkeit zu würdigen, oder gar zu ſtrafen, ſo lange ſie von dieſem ſelbſt nicht unverhohlen ausgeſprochen ſind? Und doch blieb bisher kein andrer Weg übrig, die Schuld oder Unſchuld eines Autors zu beſtimmen, als die ſchuldige oder unſchuldige Abſicht auszumitteln, welche er mit ſeinem Buch oder mit einer Stelle deſſelben verbunden haben konnte. Darum, die möglichſte Unparteilichkeit zu bewahren, die möglichſte Gerechtigkeit zu handhaben, ſtellte zu dem Zweck die engliſche Geſetzgebung aus unbefangenen Männern ein Geſchwornengericht auf, daß es das Daſein der That und die Vorſetzlichkeit der Beleidigung entſcheide. Wirklich ſcheint dieſes Mittel noch von allen das zweckmäßigſte, wenn auch nicht das unfehlbarſte zu ſein. *) Und doch hat man auch dieſe Juryleute, als

*) So, mit vielen andern, auch Krug in ſeinem Entwurf zur deutſchen Geſetzgebung. Auch in Frankreich, nach dem Geſetz von 1819, iſt (ausgenommen in Kontumazfällen, wo die Aſſiſengerichte, und in Injurienfällen, wo die Zuchtpolizeigerichte allein ſprechen) jedes Preßvergehen, neben den Aſſiſengerichten, auch Geſchwornen zugewieſen, welche letztere das Urtheil fällen.

A. d. H.

Digitized by Google

Absichten-Richter, mit sehr guten Gründen an vielen Orten nicht zulassen wollen, und sie für eben so große Mängel in der britischen Gesetzgebung gehalten, als sie von andern gepriesen worden sind. *)

Bei allen Vergehen und Verbrechen im bürgerlichen Leben muß zuerst, um sie Vergehen oder Verbrechen nennen zu können, erwiesen sein, daß sie gesetzwidrig waren. Wenn nun das Gesetz selbst keine bestimmte Bezeichnung der Grenzen zwischen dem Erlaubten oder Unerlaubten angibt, so bleibt dem Richter die Willkühr und die Handlung des Schriftstellers ist schutzlos. — Andre Handlungen des bürgerlichen Lebens können durch den Schaden, welchen sie veranlaßt haben, das Merkmal der Sträflichkeit an sich tragen. Aber wer zeigt immer von einem Buche den Schaden nach, welchen es stiftet? Tausende lesen es ohne Nachtheil, gleichgültig und kalt; Andre werden dadurch entzündet, weil sie den entzündlichen Stoff schon in sich trugen. Es mögen zahllose Blätter in strafbarer Absicht geschrieben sein, die dennoch kein Uebel anrichteten. Hinwieder haben viele der vortrefflichsten Werke Anlaß zu mancherlei Unglück gegeben; die Bibel selbst. Unmöglich kann der Schriftsteller über die Wirkungen seiner Arbeit zur Rechenschaft gezogen werden, da sie nicht sein Werk, sondern das Werk der Gemüthseigenheiten von verschiedenen Lesern, bei dem einen wohlthätig, bei dem andern verderblich, sind.

So bleibt denn wirklich kein andres Kennzeichen übrig, die Sträflichkeit eines Verfassers zu beurtheilen, als seines Willens Schuld oder Unschuld allein. Nur ist nur dieses einzige vorhanden, so greift der Richter in das Amt Gottes ein, der allein die Herzen durchschaut, und kein Richter unterm Himmel darf von sich behaupten, in solchen Fällen das Schuldig oder Unschuldig mit Gerechtigkeit ausgesprochen zu haben.

Warum alle Gesetze zur Beschränkung der Preßfreiheit nicht das bewirkten, was man gern wollte.

Die meisten Vergehungen durch die Presse (wenn man darunter nicht bloß persönliche und lokale Schmähschriften, offenbare Aufruhrplakate u. s. w. versteht) sind Vergehungen eigner Art, sind Gedankensünden, geistige Verbrechen, welche man auf keine Weise unter die Rubrik gemeiner, irdischer Kriminal- und Polizeifälle bringen darf. Sie haben die meiste Aehnlichkeit mit Vergehen durch gesprochene Worte; aber man weiß schon, wie schwer es selbst

*) Freiherr v. Drais in seinen Materialien zur Gesetzgebung über die Preßfreiheit der Deutschen erklärt sich ebenfalls gegen die Geschwornengerichte, weil, wie er sagt, in Sachen der Preßfreiheit das Publikum mehr, denn in irgend andern Fällen, als Partei anzusehen sei, die sich selbst vertheidige. Es lasse sich berechnen, daß in den allermeisten Schuldfällen Absolutorien zum Vorschein kommen würden. „Die Gerechtigkeit in diesem Fach“, sagt er, „müßte bald zum Gespött werden, und die schlimmere Folge wäre, daß die nun noch mehr angereizten Frevler ihre boshaften oder leichtfertigen Mißstellungen verzehnfachen würden — zur Schande der Nation!“ A. d. H.

Digitized by Google

bei diesen hält, dem wahren Sinn derselben nachzuweisen. Aber auch die vor der Volksversammlung gesprochenen Worte des Predigers, die vom Katheder gesprochenen Worte des Lehrers lassen sich mit dem geschriebenen und gedruckten Worte des Autors nicht auf gleiche Linie stellen. Denn die Wirkung jener ist auf einen kleinen Raum, auf eine geringe Zahl von Personen beschränkt; ist ihrer Natur nach von keiner bleibenden Dauer.

Das Wort des Schriftstellers hingegen erhält sich in der Druckschrift; wirkt durchs ganze Jahr, durchs ganze Jahrhundert; wirkt über die Grenze der Gemeinde, des Landes, selbst des Welttheils hinaus. Der Gedanke des Schriftstellers wird das Gemeingut der Menschheit, der Geisterwelt, ohne Rücksicht der Zeitalter. Durch das Organ der Druckerpresse redet die Vorwelt mit der Nachwelt und unterhalten sich die entferntesten Welttheile mit einander. Daneben wird das Reich des mächtigsten Fürsten zum kleinen Punkt auf der Erdkugel, und seine längste Lebenswirksamkeit zum vergänglichsten Augenblick.

Schon aus diesem erhellet, warum bisher kein einziges Gesetz über Preßvergehen eigentlich den Hauptzweck erreichen konnte, den es bezielte. Die Macht des gewaltigsten Königs hört an den Grenzen seines Königreichs auf, wird jenseits dieser Grenzen zweideutig; im Geisterreich aber, wohin er keinen irdischen Zepter strecken kann, zur Ohnmacht.

Selbst ein Konkordat aller europäischen Fürsten, strenger, als der heilige Bund, — selbst das treue Einverständniß aller Mächte der Erde, nichts drucken zu lassen in ihren Staaten, was gegen Staat, Religion, gute Sitten und guten Namen geschrieben wird, reicht nicht aus. Denn ungerechnet, daß beim ersten Friedensbruche eine Macht sich gegen die andre des Kriegsrechts bedient und die Pressen wieder frei spielen läßt, haben alle Nationen andre Begriffe mit dem verbunden, was Staat, Religion, gute Sitte genannt wird. Wo landständische Verfassungen bestehen, wird man ihre Vorzüge preisen dürfen; wo das Feudalwesen abgethan ist, wird man auf die Nachtheile desselben zurückweisen dürfen; wo Leibeigenschaft aufgehoben ist, wird man sie verfluchen dürfen; wo Denkfreiheit herrscht, wird man sich über den Geistesdespotismus andrer Gegenden belustigen dürfen; wo keine Inquisition gilt, wird man die Schändlichkeit derselben beweisen dürfen. — Wer wird in katholischen Ländern wehren, die Irrthümer der Protestanten nachzuweisen, um vor denselben zu warnen? Wer wird in protestantischen Ländern hindern, die guten Folgen des Reformationswerks zu rühmen und die Gebrechen des Katholizismus zu entlarven? Was also in einem Lande Verbrechen gegen die bestehenden Staatsordnungen, oder gegen die herrschende Religion, oder gegen die daselbst geltenden Begriffe von guten Sitten heißt, kann im benachbarten Lande sehr unschuldig, ja sehr wahr und löblich genannt, wohl selbst belohnt werden.

Allgemeine Beschränkung der Denk- und Druckfreiheit liegt also ausser dem Bereich der fürstlichen Macht. Die Geister walten frei unter einander; die Menschheit schreitet, allen Preß- und Zensurgesetzen zum Spott, vorwärts; das Unächte geht unter; das Aechte bewährt und bewahrt sich. Die Völker stehen noch unter einer andern Gewalt, als der des weltlichen

Digitized by Google

und geiſtlichen Arms. Darum waren alle Sprüche der Kirchenverſammlungen, alle Bannſtrahlen der Päpſte, alle Autodafé's der Inquiſitionen, alle pragmatiſche Sanktionen, Reichsgrundgeſetze, Edikte, Strafen und Belohnungen ohne Kraft, die Völker feſtzubannen auf den Stufen, wo ſie ſtanden. Ihre Geiſtesbildung änderte von Jahrhundert zu Jahrhundert, und das ward der Zeitgeiſt.

Alle Geſetze über Preßvergehen, weil ſie ſich in den verſchiedenen Ländern einander widerſprechen, und hier verneinen, was ſie dort bejahen, heben folglich in der Totalität einander wieder auf und laſſen die Preſſe wirklich frei. Will man alſo durch ſtrengere Cenſuren oder Beſchränkungen ſchriftſtelleriſcher Freiheit vornehmlich das bewirken, daß die Unterthanen nicht vom ſogenannten Zeitgeiſt ergriffen werden, daß ſie mit allen Verfügungen ihrer Höfe, Miniſterien und geiſtlichen Autoritäten zufrieden ſind, nicht nach dem gelüſten, was ſie in andern Staaten als beſſer erkennen: ſo iſt dieſer Zweck, nach des Referenten Dafürhalten, durchaus unerreichbar, wenigſtens hat es die Erfahrung bisher unwiderleglich bewieſen, daß man daran nicht denken ſolle, weil man an Unmögliches denkt.

Nur wenn ſich jeder Staat zuletzt auf ſich ſelbſt beſchränkt, bleibt ihm noch ein einziges Mittel. Es beſteht im Verbot, wo nicht aller Bücher, doch derjenigen, die ſeinen politiſchen und kirchlichen Intereſſen feindſelig ſind. Wieviel mit Bücherverboten ausgerichtet wird, weiß heut zu Tage Jedermann. Man ſchleicht vor allen andern zuerſt dem Verbotenen nach. Es wäre faſt nicht unklug, das zu verbieten, von dem man wünſcht, es möchte am häufigſten und mit der größten Aufmerkſamkeit geleſen werden. Kommen auch ſchon weniger Exemplare in Umlauf, gehören ſie dafür zu den literariſchen Kleinodien und wandern ſie durch deſto zahlreichere Hände, welche ſich, ohne das ergangene Verbot, kaum nach ihnen ausgeſtreckt haben würden. Es iſt ein eben ſo großer Genuß darin, ſeine Neugier zu ſtillen, als in dem Vergnügen, wiſſen zu laſſen, man ſei im Beſitz einer Seltenheit. Bücherverbote ſind Fingerzeige für Lüſterne, Sachen zu erfahren, die nicht Jeder erfahren ſoll. Daher war es keineswegs ganz unweiſe gehandelt, wenn man zu Rom, oder in Spanien, den Katalog der verbotenen Bücher ebenfalls wieder in die Reihe der verbotenen Bücher ſetzte.

Wenn es aber auch ausführbar wäre, durch wachſame Strenge an den Grenzen und im Innern des Landes das Einſchwärzen literariſcher Contrebande gänzlich zu verhindern: man kann nie das Einbringen verbotener Gedanken verhüten, man kann nicht mündliche Mittheilungen verhüten. Das Wort fliegt noch unendlich ſchneller von Lippe zu Lippe, als das Buch von Hand zu Hand. Das bezeugen Südamerika und Spanien heutiges Tages noch. Zudem hat Referent ſchon gezeigt, daß ſchmähſüchtige Tags- und Flugſchriften, weil ſie nur Einzelnheiten, nur Oertlichkeiten berühren (worüber ohnehin die Meinungen ſchon getheilt ſind), oder weil ſie gewöhnlich leidenſchaftlich und bitter ſind (was wohl Einzelne kränken, Einzelne beluſtigen mag, aber die große Menge nicht oder nur ſehr vorübergehend anſpricht), keineswegs ſo großen und entſchiedenen Einfluß auf Glück und Unglück der Nationen haben, als vortreff-

Digitized by Google

liche, den gesunden Menschenverstand weckende, den Geist über das gemeine Vorurtheil erhebende Werke. — Und diese verbietet man nicht! So kommt ungehemmt durch sie der Verstand der Nationen zur Reife, und er faßt Verdruß und Feindschaft gegen die ihn umgebenden Schöpfungen aus den Tagen der Unreifheit. Die Mißempfindung erzeugt Gedanken und Wünsche; die Gedanken erzeugen Worte; die Worte zuletzt Thaten.

So kehrt Referent im Kreise wieder zu dem zurück, womit er den ersten Theil seines Gutachtens begann; daß nämlich, wenn des Gesetzgebers Absicht bei Beschränkung der Preßfreiheit ist, den wachsender werdenden Geist der Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatsverfassungen und mit den kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen zu verbannen, offenbar ein ganz vergebliches, falsches, ja wohl gar gefährliches Mittel erwählt wird.

Zweiter Theil des Gutachtens.

Bestandtheile eines künftigen Gesetzes über Preßvergehen.

Beschränkt sich aber der Zweck eines Gesetzes über Preßvergehen nur darauf, daß die in unserm Staat befindlichen Autoritäten, Stände und Privatpersonen vor Beschimpfungen, die hier bestehenden Religionsparteien vor Entehrungen, die hier geltenden Begriffe von guten Sitten unverletzt, und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuterischen Anfällen sicher erhalten werden: so wird die Sache einfacher. Es ist keine Frage, ob der Staat die Pflicht, und folglich das Befugniß habe, sich selbst und seine Mitglieder gegen Rechtsverletzungen zu vertheidigen. Es ist nur Frage: Wie dies auf eine gesetzliche Weise also geschehen könne, daß die Beschirmung des Rechts von einer Seite nicht selbst wieder zur Verletzung eines Rechts auf der andern Seite werde.

Man muß auch nicht von einem guten Gesetz über schriftstellerische Unfugen mehr, als dies, erwarten; durchaus nicht, daß es die Unfugen selbst verhüten könne. Vielmehr, es läßt sich voraussagen, daß sie fortdauern werden, so gut, als wenn kein Gesetz vorhanden wäre; so wie da nicht minder Kriminalfälle statt finden, wo sie am schauerlichsten bestraft werden. In Ländern, welche unbeschränkte Preßfreiheit genießen, geschehen jener Unfugen so viele, als in andern, welche der Preßfreiheit verlustig sind. Ja dort sind sie von weit minder nachtheiligen Wirkungen. Man macht aus den Libellen und Pamphleten, schon an ihren Ton und meistens geringen Werth gewöhnt, weniger; liest und vergißt sie schneller. Pitt und Fox und Burke haben durch die auf sie verfertigten Schmähschriften, Satiren und Karrikaturen nicht das Geringste von der öffentlichen Achtung eingebüßt. In Ländern ohne Preßfreiheit dagegen ists wie in kleinen Städten; das Nichtswürdigste macht Aufsehen und ein boshafter Einfall klatscht sich wetterschnell herum.

Der Staat, welcher des Schriftstellers Freiheit und Recht sicher stellt, hat auch die Verpflichtung, Recht und Freiheit andrer Mitglieder zu schützen. Diese sollen vom Schriftsteller

Digitized by Google

nicht ungestraft verletzt werden dürfen und erforderlichen Falls einen Richter finden können. Das ist der einzige standhafte Grund zur Aufstellung eines Gesetzes gegen Vergehen durch die Druckerpresse.

Nach des Referenten Dafürhalten muß ein solches Gesetz in drei Theile zerfallen; in den konstitutiven, welcher die verschiedenen Arten der Preßvergehungen bezeichnet, damit der Schriftsteller wisse, was unerlaubt sei; — in den polizeilichen, welcher den Vollziehungsbeamten die Mittel anweiset, Uebel zu verhüten, die durch Mißbrauch der Presse beabsichtigt oder veranlaßt werden können; — in den richterlichen, welcher im Fall der Gesetzverletzung durch die Druckerpresse die Strafen anordnet.

Was als Preßvergehen angesehen und bestraft werden könne?

Eben der erste Theil des Gesetzes bietet die meisten Schwierigkeiten dar. Man begnügte sich mit allgemeinen, oberflächlichen Bezeichnungen schriftstellerischer Frevel, um den, welchen man schuldig finden wollte, gewisser zu fassen (im Nothfall auch durch Konsequenzenmachereien). Man wollte mehr Andeutung, als feste Erklärung, damit sich der Angeklagte nicht schlau zwischen den Buchstaben des Gesetzes hindurchwinden konnte. Dagegen war man sehr ausführlich in Aufstellung der Gerichtsförmlichkeiten und der Strafen,*) weil das leichtere Arbeit war.

Der Grund der Oberflächlichkeit in Bezeichnung dessen, was als Preßvergehen angesehen werden solle, lag theils in der Natur der Sache selbst, weil es fast unmöglich ist, jede Art der Rechtsverletzungen durch die Presse einzeln oder scharf genug zu bestimmen; theils darin, daß die Regierungen in der Dauer nie selbst ihren Grundsätzen in dem treu blieben, was sie als Preßvergehen ansehen wollten. Je nachdem ein freisinniger oder unfreisinniger Mann an die Spitze der Geschäfte trat, erweiterte oder verengerte sich der Begriff von dem, was strafbar sei.

Da schriftstellerische Geisteswerke, wenn sie sich auch nur auf einzelne Personen, oder auf eine Gemeinde, oder auf ein einziges Land u. s. w. beziehen, dennoch als Stimmen zur Gesammten Menschheit anzusehen sind, weil, was auf solche Weise veröffentlicht wird, nicht immer den engen Grenzen einer Stadt oder eines Landes eingebannt bleiben kann; — ferner, da schriftstellerische Geisteswerke nicht wie der Hauch des Mundes im gesprochenen Wort verfliegen, sondern noch nach Jahren, Jahrzehenden und Jahrhunderten fortwirken: so ist das erste Erforderniß eines guten Gesetzes über Preßvergehen, daß es, als Einwirkung auf das

---

*) Auch Hr. v. Drais in seiner oben erwähnten neuesten Schrift meidet sehr vorsichtig, in Bestimmung der Kennzeichen eines Preßvergehens einzutreten, und begnügt sich nur, zu bezeichnen: wer im Fall einer Anklage verantwortlich zu erklären sei, und wie der Prozeßur anzuordnen wäre. Die Arten schriftstellerischer Vergehungen anzugeben, unterläßt er deswegen „mit Bedacht“, wie er sagt, weil dies „nothwendig vor die einzelnen Regierungen gehört und auch dort zum großen Theil dem vernünftigen Ermessen der Urtheilenden zu überlassen sein wird.“

Digitized by Google

große, geistige Leben, keine an bloße Oertlichkeits- und flüchtige Zeitverhältnisse gebundene Bestimmungen enthalte. Es muß daher, als von moralischer Natur und in das moralische Leben der Welt eingreifend, nichts mit dem Namen des Preßvergehens stempeln, was nicht zu allen Zeiten und von allen gesitteten Nationen als ein solches anerkannt und verabscheut werden würde; ja auch dann selbst, wenn die Nationen im Krieg unter einander entzweit wären, gleichwie sie, auch im Kriege, obschon Verrätherei benutzend, den Verräther verachten, Meuchelmörder und Brunnenvergifter mit Ekel schauen.

Ist dieser Grundsatz einmal anerkannt, wird es leichter, die wirklichen Rechtsverletzungen durch die Presse anzugeben. Der Schriftsteller, weil er nicht bloß als Mann einer Gemeinde oder eines Staats, sondern als Mann dasteht, der mit der Menschheit handelt, soll auf keine Weise befugt sein, die Rechte irgend eines lebenden Menschen, irgend eines bestehenden Staates, irgend einer vorhandenen Kirch- oder Glaubenspartei zu verletzen. Er ist daher eben so verächtlich und strafbar, wenn er die Rechte fremder Staaten und der darin befindlichen Personen, Stände und Glaubens- oder Kirchparteien verletzt, als wenn er sich auf dieselbe Weise gegen das Einheimische vergeht.

Der Schriftsteller, weil er durchaus nur als Geist handelt, kann auch nur durch Einwirkung auf Wissen, Glauben und Meinen die Rechte Andrer kränken. Weil Andern aber frei steht (indem sie freie Wesen sind), Wissen, Glauben und Meinen des Schriftstellers anzunehmen oder zu verwerfen, zu benutzen oder nicht zu benutzen, so kann er nie für die wirklichen Folgen seiner That verantwortlich gemacht werden, sondern verantwortlich sind nur die Personen, welche, weil sie ihm Beifall gaben, ungezwungen unerlaubte Handlungen verübten.

Die Größe oder Kleinheit eines schriftstellerischen Vergehens muß mithin nicht nach der Größe oder Kleinheit der wirklichen, noch weniger aber der möglichen Folgen gemessen werden, sondern nach der Größe oder Geringfügigkeit der Rechte selbst, die er verwundete. Ein Recht ist um so größer und heiliger, um so mehr es Grundbedingung des Besitzes andrer Rechte ist, oder um so mehr Theilhaber an demselben durch Verletzung desselben beeinträchtigt werden.

Daher sollten in jedem Staate Verspottung der Tugend, Liebenswürdigmachung des Lasters (z. B. Ermahnungen zu Meuchelmördereien, unzüchtige Schriften und andere, die auf Vernichtung aller und jeder Religiosität hinarbeiten) als die größten schriftstellerischen Vergehen angesehen werden. Wie man in einigen Ländern mit Recht Gotteslästerer als Wahnsinnige behandelt, so sind jene Lasterprediger mehr als Verrückte oder Verunnftlose zu betrachten und zu behandeln, denn als bestrafungsfähige, vernünftige Wesen. Sie müssen unschädlich gemacht werden; sie gefährden nicht nur eine Familie, einen Staat, sondern das Glück der Menschheit, welches einzig auf moralischen Begriffen beruht. Was moralisch,

Digitized by Google

was unmoralisch, was Tugend, was Laster sei, darüber kann kein Gericht, unter welchem Volk von einiger Bildung es stehe, einen Augenblick lang zweifeln.

Diesem zunächst steht Aufmahnung zu eigenmächtiger, gewaltsamer Vernichtung oder Verletzung fremder Rechte. — Ruhige Untersuchung, ja sogar Beweis von der Nichtigkeit oder Schädlichkeit fremder Rechte ist und kann kein Vergehen sein, weil damit auch nur die Absicht verknüpft sein kann, Erkenntniß der Wahrheit zu befördern, ohne deswegen illegale, thätige Angriffe zu wünschen. Erst dieser erklärte Wunsch macht die Schrift verbrecherisch, weil er in den Augen aller Nationen unmoralisch ist. Dahet Ermunterungen zur Ermordung oder Beraubung eines oder mehrerer Menschen, zum Aufruhr, zum illegalen Umsturz bestehender gesellschaftlicher Ordnungen, zur Verfolgung und Vertreibung irgend einer von den Landesgesetzen nicht verbotenen Glaubenspartei u. dgl. als Verbrechen an sich zu betrachten sind. Sie tragen das unzweifelhafte Gepräge des zu allen Zeiten Unmoralischen, oder einer Feindseligkeit, welcher mit feindseliger Kraft begegnet werden muß, wenn sie nicht obsiegen soll. Wo die bestimmte Aufforderung zur gesetzwidrigen Handlung fehlt, wo widergesetzlichen Handlungen keine Bobreden gehalten werden, ist kein Vergehn. Vielmehr ist der Richter strafbarer, als der, den er verurtheilt, wenn jener diesem erst durch Konsequenzenmacherei ein Verbrechen erfindet. Eine an sich legale Darstellung von Gebrechen des Staats, der Kirche und andrer menschlichen Einrichtungen hört darum nicht auf, an sich selbst legal zu sein, wenn sie schon (wie dies oft bei hellerer Erkenntniß des Richtigern der Fall ist) illegale Wünsche, d. i. Sehnsucht nach Verbesserungen, oder Verachtung des wirklich Verächtlichen erregen.

Noch unmittelbarere Rechtsverletzungen können von Schriftstellern geschehen, nämlich Beraubungen fremden Eigenthums, in so fern dies durch Meinung möglich ist. Zu den Gütern, die auf diese Weise geraubt werden können, gehören das Geheimniß und die Ehre.

In allen Zeiten und Ländern gilt Verrath am Geheimniß einer Person, einer Gesellschaft, eines Staates, als Verbrechen, und kann nur durch das Gebot höherer Pflichten gerechtfertigt werden. So ist die Entdeckung einer Verschwörung, einer meuchelmörderischen Absicht u. s. w. durch höhere Pflichten geboten und entschuldigt. Der Schriftsteller, welcher ein Geheimniß wider Willen dessen, der es besaß, öffentlich macht, wird damit zum Räuber. Es dient ihm auch keineswegs zur Vertheidigung, daß er die Wahrheit der Thatsache beweisen kann; sondern lediglich, daß er darthun kann, wie höhere Pflichten ihm geboten, das Verborgene zu offenbaren, und wie er keinen andern Weg, als den der Druckerpresse, kannte, den Nachtheil zu verhüten, welcher durch längeres Geheimhalten des Verborgenen gestiftet werden würde.

Zum Geheimniß gehört Alles, sowohl Kenntniß, als Absicht und That, welches der, oder die, so dergleichen besitzen, nicht wollen können, daß Andre darum wissen, denen sie es nicht selbst mittheilen. Daher gehört das Privatleben der Fürsten, der Beamten, der Gelehrten

Digitized by Google

u. ſ. w., wiewohl ſie öffentliche Perſonen ſind, eben ſo wenig vor das Publikum, als das häusliche Treiben der geringſten bürgerlichen Familie. Darum ſind ſogenannte Staatsgeheimniſſe, wiewohl ſie Hunderten von Amtswegen bekannt ſein können und ſich auf öffentliche Angelegenheiten beziehen, nicht minder als Heimlichkeiten zu betrachten, die ohne Genehmigung der kompetenten Behörde keineswegs der übrigen Welt und fremden Staaten mitgetheilt werden dürfen. Darum ſind Truppenzahl, Stellungen und Märſche der Heere in Kriegszeiten, obwohl ſie vor Jedermanns Augen erſcheinen, im Augenblick des Geſchehens als Geheimniſſe anzuſehen, die dem Feinde verborgen bleiben ſollen und zu deren Kundthuung Niemand Befugniß erhalten kann, als durch Bewilligung des Oberfeldherrn, oder durch Vergangenheit des wichtigen Augenblicks, oder durch das Gebot höherer Verpflichtungen.

Freigegeben hingegen iſt jedem Schriftſteller das Oeffentliche, d. i. dasjenige, was offen in Bezug auf Gemeinde, Staat und Menſchheit vorhanden iſt, was nicht mehr verhehlt wird. Daher ſind der Fürſt, wie ſeine Beamten, Gelehrte, wie Handwerker in einer Gemeinde, in ſo fern ſie öffentliche Perſonen ſind, das heißt durch ihre Handlungen und Verhältniſſe gegen das gemeine Weſen (nicht aber in Rückſicht ihres häuslichen Lebens) dem öffentlichen Urtheil bloßgeſtellt. Ja, ſelbſt Karakter und häusliche Verhältniſſe der Verſtorbenen können, wenn es der Mühe werth geachtet wird, offenkundig gemacht werden, weil die Todten kein Intereſſe mehr haben, daß das ſie Betreffende verhehlt bleibe. Sie gehören, nicht mehr unter den Lebendigen, nur noch der Geſchichte an. Dies Geſetz ward zu allen Zeiten und von allen Völkern beobachtet; dadurch haben wir Geſchichte. Es iſt auch vergebens, es nicht zu wollen, oder zu verbieten, weil es eitel iſt vom Geſetzgeber, zu unterſagen, was er ganz und gar nicht hindern, oder zu gebieten, was er nicht vollſtrecken kann.

Ein ſchätzungswürdiges Gut, wie das Geheimniß, iſt auch die Ehre. Ehrenverletzung iſt alles dasjenige, was vor der Welt Achtung und Zutrauen raubt, in ſo fern der, welchen die Ehrenverletzung angeht, nicht ſelbſt durch öffentliche Handlungen dem Schriftſteller zum öffentlichen Urtheil Befugniß gab. Denn wenn Jemand in einer Druckſchrift namentlich als Dieb, oder Ehebrecher u. dgl. dargeſtellt wird, welcher ſolches Verbrechens willen vor öffentlichen Gerichten Strafe litt, hat das Recht zur Klage über Ehrverletzung verloren, weil ſeine That ſchon offenkundig und von ihm ſelbſt nicht mehr geläugnet iſt. Schon aus dieſer Beſtimmung ergibt ſich, in wie fern Schriftſteller wegen Ehrverletzungen anzuklagen ſind. Es ſind hier dieſelben Bedingungen geltend, wie bei Geheimnißverletzungen; weil auch der moraliſche Karakter jeder Perſon nur ihr eigenes Geheimniß, nur Theil ihres häuslichen Seins iſt, wovon kein Andrer das Recht hat, mehr bekannt zu machen, als ſie ſelbſt in öffentlichen (das iſt auf Gemeindweſen, Staat und Menſchheit Bezug habenden) Handlungen in offenbaren gut findet. Man muß alſo die öffentliche Denkart eines Menſchen (publick character) ſehr vom Privatkarakter unterſcheiden. Jene offenbart ſich vorbedacht und freiwillig; iſt alſo der Oeffentlichkeit preisgegeben. Daher haben ſich ein Fürſt, ein Beamter, eine geiſtliche oder

Digitized by Google

weltliche Obrigkeit, wenn ſie, wegen öffentlicher Mißgriffe, Tadel leiden, eben ſo wenig über Ehrverletzungen zu beſchweren, als ein Schriftſteller, wenn ihn ans ſeinem Buche irgend ein ſtrenger Rezenſent als Stümper darſtellt. Die Obrigkeit, ſo wie der gezüchtigte Schriftſteller, können glauben, ihnen ſei Unrecht geſchehen; allein ſie müſſen auch Andern den Glauben des Gegentheils frei laſſen, weil ſie ſelbſt ſich nicht für unfehlbar halten können. Die Obrigkeit kann klagen, daß ihr durch ſolche Beurtheilungen und öffentliche Tadelungen das nöthige Anſehn und Zutrauen im Volke geraubt werde; der gezüchtigte Schriftſteller kann klagen, daß ihm durch ſolche Rezenſionen die Achtung ſeiner Gemeinde, die Ehrfurcht ſeiner Schüler u. dgl. entriſſen werde: allein ſo lange das Urtheil, von welchem man ſich gekränkt fühlt, nur Meinung über Werth und Unwerth deſſen iſt, was die Obrigkeit oder der Schriftſteller ſelbſt dem öffentlichen Urtheil freiwillig und vorbedacht preis gaben, iſt kein Vergehn vorhanden. Sollte dergleichen geſetzlich ſtrafbar ſein, ſo würde man geſetzlich gebieten, alles und jedes zu loben und zu preiſen, was Obrigkeiten, Schriftſteller u. ſ. w. öffentlich ausſtellen, oder ſich jedes Urtheils zu müßigen. — Wer könnte, ohne vor der Welt zu erröthen und ohne von ihr verſpottet zu werden, ein ſolches Geſetz geben?

Es bleibt noch ein dieſem verwandter Gegenſtand übrig, welcher jedem Schriftſteller, als öffentliche Perſon, Heiligthum ſein muß und deſſen Verletzung ſtrafbar iſt — die Anſtändigkeit. Zwar ſind die Begriffe des Anſtändigen und Schicklichen, des Edelſinnigen und Pöbelhaften in den meiſten Ländern verſchieden. Doch iſt das Sittige und Ehrbare mehr oder minder bei den Nationen immer ein Ausfluß und Erſcheinen ihres moraliſchen Gefühls. Die Verachtung von jenem wird alſo zur Verwundung von dieſem. Daher tritt kein Reiſender zu einem fremden Volk ohne Ehrfurcht vor deſſen Gebrauch, Denkart und geſelligen Ton. Der Schriftſteller darf dieſe Ehrfurcht auch nicht bei ſeinem eigenen Volk, und um ſo weniger vergeſſen, je näher das Sittige dem Sittlichen, d. i. dem Gerechten und Tugendhaften verwandt iſt.

Wer in Europa darf es wagen, auf öffentlicher Straße oder in guten Geſellſchaften Zoten zu reden, mit groben Redensarten um ſich zu werfen, Schimpfworte gegen Abweſende oder Anweſende auszuſtoßen, hämiſche Verdächtigungen öffentlich zu predigen? — Es folgt ein Injurienprozeß. Was in guten Geſellſchaften unſchicklich iſt, das iſts noch mehr in öffentlichen Schriften. Der Schriftſteller kann zur Rede geſtellt werden; er, in ſeiner Leidenſchaft, hat ſeine Würde vergeſſen und das moraliſche Gefühl der Nation beleidigt. Denn man kann und ſoll auch die bitterſte Wahrheit mit Anſtand und ohne Grobheit ausſprechen; mit Offenheit, ohne boshafte Tücke; mit Ruhe, ohne ſchäumende Wuth.

Doch über dieſen Punkt, welcher ſchon in den Geſetzgebungen der meiſten Völker am umſtändlichſten behandelt iſt, hat Referent nicht ausführlicher zu werden.

Digitized by Google

Von den gesetzlichen Mitteln, Uebel zu verhüten, die durch Mißbrauch der Presse entstehen können.

Es liegt dem Referenten ob, vom andern oder polizeilichen Theil eines Gesetzes zu reden, dessen Zweck dahin geht, einem noch nicht vorhandenen, aber doch möglichen Schaden vorzubeugen, welcher durch Mißbrauch der Presse entstehen könnte.

Eine ewige Grundbedingung weiser Anordnungen bleibt die, daß sie weder an sich unmoralisch sein dürfen, noch mittelbar das Volk zur Unmoralität leiten dürfen. Diese Grundbedingung gilt auch hier, und ihrer muß um so mehr gerade zuerst gedacht werden, weil von der sogenannten Sicherheits-Polizei die Rede ist, als durch welche gemeiniglich Obrigkeiten am meisten zur Umgehung der Gesetze, zum Despotismus und zur Demoralisirung der Unterthanen verführt werden. Es ist auch leider allgemein schon in Europa bekannt, daß die öffentliche Unsicherheit der Bürger, der Familien und der Nationen durch nichts so sehr bewirkt wird, als durch die Sicherheitspolizei, besonders wo sie in ihrer ganzen, grenzenlosen Majestät erscheint.

Denn wo sie also erscheint, wird sie das Kennzeichen einer schwachen, unfähigen und unmoralischen Regierung, welche, ohne Glauben an die Tugend der Mehrheit des Volks, oder im drückenden Gefühl, Vertrauen und Liebe des Volks verloren zu haben, mitten im Frieden den Krieg gegen dasselbe führt, wozu sie, statt der Armeen, die Polizei gebraucht. Wie übel bestellt aber ist der Staat, dessen Regierung genöthigt ist, mit ihren eigenen Unterthanen heimlichen Krieg zu führen und sich in demselben auch die unehrlichsten Mittel zu erlauben, Spionen und Horcher, heimliche Angeber, Briefeerbrechungen auf den Posten, oder gewaltthätige Maasregeln gegen Personen, wider die noch keine Anklage, nur oberflächlicher Verdacht statt fand, oder despotische Eingriffe in das Eigenthumsrecht, das heißt, Beschädigungen ohne Ersatz u dgl. m. Welcher Fürst oder Minister möchte wohl Bürger in einem solchen Staat sein, wie in dem von ihm also regierten?

Die Sicherheitspolizei hat auch die Bücherverbote, die Zensuren und die Konfiskationen der Bücher, vor Ausgabe derselben, erfunden.

Ueber die Maasregel, mißfällige Bücher zu verbieten, hat Referent schon seine Meinung geäußert. Wer diese Maasregel billigt, täuscht sich gewiß, und beweiset nur, wie wenig er aus Erfahrung das Volk kennt. Man vermindert die Anzahl der Exemplare, um die wenigern in weit thätigern Umlauf zu setzen. Man regt der Menschen Lüsternheit auf, um sie zu verführen, das Verbot der Obrigkeiten, es koste was es wolle, zu übertreten. Wehe, wenn man den Leuten einmal diese Gewohnheit gegeben und sie sich mit ihrem Gewissen abfinden gelernt haben! Man beglaubigt durch solche Verbote die abgeschmacktesten Unwahrheiten, gibt Verleumdungen den Schein kühner Ehrlichkeit, und plumpen Grobheiten wenigstens den Anstrich einer Art Feinheit, die getroffen hat. Friedrich der Große ließ die auf ihn verfertigten angeschlagenen Pasquille ein paar Schuh tiefer hängen, damit der Pöbel sie bequemer lesen könne; darum glaubte Keiner an den Pasquillanten, Jeder aber an Friedrichs Größe. — Bücher

Digitized by Google

laſſen ſich an den Grenzen nicht ſo leicht, wie verbotene Kolonialwaaren, aufhalten. Literariſche und merkantiliſche Kontrebande demoraliſiren ein Volk gleich ſehr durch Uebung, die Geſetze zu übertreten und die Obrigkeiten zu betrügen. Selbſt in denjenigen Reichen, wo alle im Ausland gedruckten Bücher und Zeitſchriften verboten, die Schelmereien des Nachdrucks hingegen geſetzlich ehelich erklärt werden konnten, würde die Regierung betrogen werden.

Manche Regierungen gefallen ſich noch in der Aufſtellung von Bücher-Zenſoren; andere, die von der Eitelkeit dieſer ungeheuren Maasregel zurückgekommen ſind, behalten wenigſtens noch die Zenſur der Zeitſchriften politiſchen Inhalts bei. Unbefangene und erfahrene Männer haben längſt eingeſehen, daß die Zenſurämter dem Staate Geld, den Beamten Mühe und vielfeitigen Verdruß koſteten, und doch keineswegs Nutzen brachten. Denn ſind denn die Staaten, welche keine Zenſur haben, im mindeſten unglücklicher, unruhiger; oder die Regierungen daſelbſt verachteter, verhaßter, die Geſetze verſpotteter, als in Staaten mit zenſirten Zeitungen? Iſt dies nicht der Fall: wozu fruchteten die Zenſuranſtalten?

Es wird vielmehr durch die übelberechnete Maasregel das arge Gegentheil von dem befördert, was man hindern will. Das Ausland betrachtet alle zenſirte Zeitſchriften als halboffizielle Blätter, weil in keinem Blatte etwas erſcheinen kann, was nach den Inſtruktionen des Zenſors nicht mehr oder weniger dem politiſchen Verhältniß des Staats gemäß iſt. Dadurch empfängt die einem ausländiſchen Staat widerfahrne Beleidigung ſchwerere Bedeutung. Das ſchnöde Urtheil eines bloßen Privatmannes könnte man leichter mit Verachtung ertragen. Das Inland hingegen ſieht die zenſirten Zeitungen als dienſtbare Gaule am Staatswagen an, die ohne Erlaubniß nicht links, nicht rechts ſchauen dürfen; glaubt ihnen nicht, ſobald ſie Gegenſtände berühren, die den Hof und das Land ſelbſt angehen, und vertraut ſelbſt den Lügen ausländiſcher Blätter in dieſer Hinſicht weit mehr, als der einheimiſchen Wahrheit. So ſchadet die Zenſur offenbar dem Zweck, den die Regierung will.

Von der andern Seite treten die, welche über Sachen ihres Vaterlandes öffentliche Mittheilungen geben möchten, in ausländiſchen Blättern mit größerer Sicherheit, daher derber, ſchonungsloſer, mit geringerem Stolz auf das Vaterland, in welchem ſie nicht frei reden dürfen, auf. Sie würden, bei eigner Zenſurfreiheit, vielleicht Daſſelbe in inländiſchen Blättern, aber behutſamer, milder geſagt haben. Denn nicht nur fühlten ſie, daß hier ein Zufall ihren Namen leichter aufdecken könnte, ſondern ſelbſt das Bewußtſein, vom Staat die Freiheit des Redens zu haben, regte ihren Edelſinn auf, dieſer Freiheit nicht unwürdig zu ſein; wogegen die polizeilichen Mundſperren ihre Erbitterung, ihren trotzigen Eigenſinn, ihre Rache reizten.

Nichts kann Regierungen wichtiger ſein, als Liebe und Zutrauen der Unterthanen und Vaterlandsſtolz des Volks. Nichts aber unterdrückt jene Liebe und dieſen Stolz kräftiger, als Preßzwang und polizeilicher Unfug. Denn man kann unmöglich dem ſein Zutrauen geben, welcher in Finſterniß gehüllt gehen, und von ſeinen Handlungen nichts geredet, nichts gedacht haben will, als was ihm eben gut ſcheint. Und Vaterlandsſtolz entſpringt nur aus dem Gefühl

Digitized by Google

der Vorzüge des Vaterlandes gegen andere Staaten. Wo aber die Unterthanen wie ein Schwarm unmündiger und unverständiger Kinder, oder wohl gar wie ein Haufe gewissenloser, alles Schlechten fähiger Menschen behandelt werden, wird ihr Stolz aufs herbeste gebrochen. Man läßt ihnen nichts, als allenfalls mit fetten Aeckern und schönen Gegenden groß zu thun, wenn sie dazu Lust haben. Die Preßfreiheit im jüngern Frankreich und die alte Preßfreiheit in England haben zuverlässig den in beiden Ländern vorherrschenden Nationalstolz, welcher andern Völkern oft drückend ist, diesen furchtbaren Hebel in der Hand einer klugen Regierung, mächtig gestärkt und vergrößert.

Da, wo man der Mühseligkeit und Eitelkeit der Zensuranstalten entgehen wollte, erfand man sich einen andern, wo möglich noch schlechtern Ausweg. Man verwandelte die Herausgabe von Tagblättern und Zeitschriften in Privilegien; ertheilte diese an Personen, deren die Regierung sicher war, und ließ sich von denselben, zu noch größerer Sicherung, hinlängliche Bürgschaft oder Geldunterpfand stellen. Damit hob man die Zensurämter auf, ohne die Preßfreiheit zu geben; ersparte der Staatskasse einige Besoldungen, ohne der Regierung neues Vertrauen zu schaffen, und zog die geistigen Angelegenheiten in den Kreis der Geldschacherei, des gemeinen Eigennutzes und der feilen Umtriebe nieder.

Den Absichten der politischen Polizei ward damit so wenig geholfen, als mit den Zensurämtern. Man sah es in Frankreich. Die Privilegirten gingen in der Freimüthigkeit ihrer Blätter so weit, als es die empfangenen Vorschriften gestatteten; daß heißt, sie konnten, bei gewandten Redaktionen, Alles sagen, was sie wollten oder wußten, ohne daß sie gesetzlich zu verurtheilen waren; und sie sagten gern Alles, theils weil sie ihren Blättern einen Vorzug und zahlreicheres Abonnement schaffen wollten, theils weil es sie kitzelte, den ihnen angelegten Maulkorb zu verspotten. Und was in Frankreich nicht gedruckt werden durfte, ward in England gedruckt und kam nur um so rauher und wirksamer über den Kanal auf französischen Boden zurück.

Bei jeder Zensur herrschte bisher — denn wie war es zu hindern — lose Willkühr, und, statt des festen Gesetzes, der Pascha, unter dem Namen eines Zensors, der mehr verderbte, als nützte. Aber wirklich orientalischer Despotismus, gewaltthätige Verhöhnung aller Eigenthumsrechte fand da statt, wo man Preßfreiheit proklamirte, aber sobald ein neugedrucktes Werk durch irgend eine Stelle den Zorn eines Ministers oder auch nur einer Hofdame empörte, ohne weitere Rücksicht die ganze Auflage konfiszirte; Buchdrucker, Verleger und Autor um einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens plünderte, ohne an Entschädigung derselben zu denken; ohne richterliches Befugniß, ja sogar als bloße Partei, das Strafamt übte, und das als ein Verbrechen behandelte, was kein Gesetz verboten hatte, und welches zu meiden daher Keinem möglich war. Diese türkische Justiz ist Anarchie der Gewalthaber. Referent würde die höchste Behörde beleidigen, wenn er sich Mühe geben wollte, in solchen Despotenstreichen die schamlose Ungerechtigkeit weiter zu entwickeln. Aber auch nur einmal darf ein solcher Streich gespielt

Digitized by Google

werden, und fortan läßt jeder Schriftſteller, wohl gewarnt, ſeine freimüthigern Werke im Ausland drucken.

Polizeiliche Verordnungen, hier in Bezug auf ſchriftſtelleriſche Handlungen genommen, müſſen, um gerecht zu bleiben, jederzeit mit dem Sittengeſetz in Harmonie bleiben. Und in ſo fern iſt in friedlichen Zeiten genug gethan, wenn das Geſetz ſich auf den Befehl beſchränkt, es ſoll im Lande kein Werk, keine Zeitſchrift, kein Flugblatt, kein Kupferſtich, kein Steindruck erſcheinen, ohne daß ſich dazu nicht der Verfaſſer, oder Herausgeber, oder Verleger, oder Drucker genannt hat. Das Geſetz kann mit Recht das Maskentragen auf den Gaſſen verbieten und die Wälder von unbekannten Buſchkleppern ſauber halten. Das Geſetz muß es möglich machen, daß der, dem auf der Straße Koth angeworfen oder dem das Fenſter eingeſchlagen ward, wiſſe, wen er vor Gericht zu belangen habe. — Eine ſolche Verfügung kann zu allen Zeiten gelten, von allen polizirten Nationen als gerecht geehrt werden.

Doch bleibt auch ſie nur eine halbe, das heißt, keine Maasregel, wenn ſie nicht mit einem weiſe beſtimmten Preßfreiheitsgeſetz verbunden iſt, durch welches Schriftſteller, Verleger und Drucker in ihren Rechten gegen alle Plagereien der Willkühr geſchützt ſind. Denn wenn man nur darum die Anonymität verbieten will, um Gelegenheit zu haben, beim erſten Anlaß eine Rache zu üben; eigenmächtig und geſetzlos gegen einen Wehrloſen zufahren zu können und den Ort ſogleich zu wiſſen, wo man etwas Mißbeliebiges konfiziren könne: ſo wird kein Geſetz, keine Fürſtenmacht die anonymen Schriften ausrotten können; ſie werden fortdauern, und ſollte man zuletzt die Taſchenbuchdruckereien vervielfältigen und Winkeldruckereien beſolden. Iſt aber die anonyme Schrift einmal in die Welt hineingeworfen, kommen alle Verbote hintennach zu ſpät. Will man offene, redliche Leute um ſich haben, muß man ihre Redlichkeit und Offenheit nie mißbrauchen, ſondern ehren.

Referent bediente ſich oben, nicht ohne Abſicht, des Ausdrucks „friedliche Zeiten.“ In unruhigen Zeiten, in Kriegen, in Volksgährungen iſt den Armeen und der Sicherheitspolizei etwas mehr, als gewöhnlich, erlaubt. Da geht es um das Leben des Staats, und zur Vertheidigung ſeines Lebens ſieht man für den Augenblick alle andere Gebote der Menſchenfreundlichkeit zurück. Von Nothwehr im Nothfall hat kein Geſetzgeber Vorſchriften zu ertheilen; da gibt ſie die Lage der Dinge, die Klugheit, der Augenblick. Der geſellige Rechtszuſtand hört auf, wenn nur noch um ein einziges, um die Grundbedingung alles Rechts gehandelt wird, um das Recht zu ſein.

Von der Gerichtsordnung und den Strafen in Bezug auf ſchriftſtelleriſche Vergehen.

Wenn in dieſem Referat bisher von Preßvergehen geſprochen war, wurden darunter nicht nur Vergehen vermittelſt der Buchdruckerpreſſe, ſondern auch die durch Steindruckerei, Kupferſtich und Holzſchnitt verübten verſtanden.

Bei Beurtheilungen einer Klage gegen Preßmißbrauch kommt es weniger, wie in andern

Digitized by Google

bürgerlichen Händeln, auf den Beweis an, daß die angeklagte That geschehen sei; denn das Blatt, die Stellen, welche angeklagt werden, liegen da; und wenn Drucker, oder Verleger, oder Herausgeber sich nennen, steht der verantwortliche Mann da.

Schwieriger aber ists hier oft, das Schuldig oder Unschuldig auszusprechen, und noch schwieriger, den Grad der Schuld auszumitteln.

Der Ausspruch: er ist schuldig! kann nur dann statt finden, wenn die vorgelegte Thatsache dem vorhandenen Gesetz bestimmt widerstreitet, nicht durch die Absicht des Thäters, sondern durch die That selbst. Denn wer will sich unterfangen, Absichten mit Gewißheit zu richten und die Seele eines Sterblichen zu durchschauen, der sich oft selbst nicht ergründet? Alles läuft da nur auf hohle Wahrscheinlichkeiten hinaus, wo der Verdammer eben so wahrscheinlich mit Unrecht, als mit Recht verdammt.

Daß man jedoch immer in solchen Fällen zuletzt wieder auf die Untersuchung der Absicht zurückkam, rührte einerseits daher, daß der Theil des Gesetzes, welcher die Preßvergehen bestimmte, ihre Natur und Gestalt nicht scharf genug bezeichnete, anderseits daher, daß gewandte Schriftsteller ihr Wort mit einer Feinheit und Zweideutigkeit hinzustellen wußten, bei der es schwer ward, ihre Schuld oder Unschuld anders als durch Vermuthung ihrer dabei gehabten Absicht zu erkennen.

Deswegen, weil es hier vorzüglich auf den Sinn des Verklagten, auf Ausmittelung derselben durch Wörter, Silben und Stellung derselben ankam, ward vieler Orten die Zuflucht zu Geschwornen-Gerichten aus unbefangenen, durchs Loos gewählten Männern vom Fach genommen.

Auch Referent hält dafür, daß in Klagen über Preßvergehen Geschwornen-Gerichte zu einer gerechten Anordnung unerläßlich sind; nicht aber deswegen, weil er glaubt, daß solche Geschworne scharfsichtiger als die gewöhnlichen Richter seien, um Absichten zu errathen, oder daß sie unbestechlicher wären als andere Richter: sondern deswegen, weil sie unbefangener dastehen, wenigstens dastehen können, als diese, welche vom Landesherrn besoldet, in seinem Dienst leben, durch ihn befördert oder zurückgesetzt werden können, und größere Mühe haben, ihre Unbefangenheit rein zu bewahren, zumal in Fällen, wo der Staat, der Hof, hohe Staatsbeamte dem angeklagten Schriftsteller als verhüllte oder unverhüllte Partei gegenüber erscheinen. In jedem Lande, wo die richterlichen Behörden vollkommen unabhängig von der vollziehenden Gewalt sind, haben Geschwornen-Gerichte unbedeutenden Nutzen. Es könnte allerdings eingewendet werden, daß auch andere Prozesse zwischen Landesherren und Unterthanen mit strenger Gerechtigkeit, oft zum Nachtheil des Landesherrn, vor gewöhnlichen Gerichten behandelt werden. Aber man darf nicht vergessen, daß Streit über ein kränkendes Wort oft größere Leidenschaften in Bewegung setzt, als Streit um ein Stück Geldes oder Feldes.

Ein Geschwornen-Gericht soll keineswegs die Schuld des Angeklagten aus seiner muthmaßlichen Absicht, sondern durch Gegeneinanderhaltung der That und des Gesetzes

Digitized by Google

entſcheiden. Sind die Vergehen der Preſſe, durch das Geſetz, nach jenen Grundſätzen feſtgeſtellt, welche Referent oben bezeichnet hat, ſo bleibt den Geſchwornen nur übrig, nach dem geſunden Menſchenverſtande und nach ihrem moraliſchen Zartgefühl die Frage zu entſcheiden: Iſt die Schrift (die That) inner den Schranken des Schicklichen und Anſtändigen geblieben, oder nicht? — Iſt ſie ehrverletzend für den Privatkaraktter, oder nicht? — Iſt ſie Verrath am Geheimniß, oder nicht? — Iſt ſie Aufforderung zur eigenmächtigen Verletzung fremden Rechts, oder nicht? — Iſt ſie Liebenswürdigmachung eines Laſters, oder nicht? —

In den meiſten Fällen wird die Entſcheidung der Geſchwornen ohne alle Schwierigkeit ſein, weil hier nicht unbeſtimmt gefragt wird, ob die angeklagte That gegen die Religion, den Staat u. ſ. w. ſei, ſondern ob ſie den Ton anſtändig, das Wort für Verrath am Geheimniß, für Aufforderung zu Gewaltthaten u. ſ. w. halten?

Jeder Angeklagte hätte volles Recht, die Geſchwornen der Ungerechtigkeit zu zeihen, wenn ſie ihn wegen ſeiner gehabt haben ſollenden Abſicht verurtheilen wollten. Die bleibt ihnen unbekannt. Aber er kann ſie keiner Ungerechtigkeit zeihen, wenn ſie, bei einem gegebenen Fall, laut ihrem Eide und als ehrliche, gewiſſenhafte Männer nichts anders, als nur ihre eigene Anſicht, ihr eigenes ſittliches Zartgefühl ausſprechen. Dies können ſie auch weitaus mit größerer Sicherheit, als über eines Andern verborgene Geſinnungen urtheilen.

Nun iſt es allerdings möglich, daß Anſicht und moraliſches Gefühl des Schriftſtellers ſehr verſchieden ſei von derjenigen ſeiner Richter. Dies iſt aber auch hier ſehr gleichgültig. Es lag in jedem Fall dem Schriftſteller ob, weil er für das Publikum ſchrieb, nicht nur das Geſetz, ſondern auch das ſittliche Gefühl des Publikums und das zu achten, was es für ſchicklich und anſtändig hält. Die Geſchwornen aber ſind, als Stellvertreter des Publikums, ihm gegenübergeſtellt. Nicht dem Verklagten ſteht zu, Ausleger des Geſetzes zu ſein, auch nicht dem Richter, wenn der Fall zweifelhaft iſt, ſondern dem Geber des Geſetzes. Da nun jedes gute Geſetz als Ausdruck des öffentlichen Willens, als freier Ausſpruch des Volks anzuſehen iſt, ſo iſt auch nur das Volk allein befugt, durch ſeine Wortführer, die Geſchwornen, das Geſetz im gegebenen zweifelhaften Falle auszulegen. Es läßt ſich auch vorausſehen, daß die Geſchwornen wohl äuſſerſt ſelten etwas für anſtändig oder moraliſch halten werden, was vom Volke unſchicklich und unmoraliſch (nicht der Abſicht, ſondern der That nach) genannt wird.

Mehr, als das Wort „Schuldig“ in Rückſicht des Schicklichen, des Geheimnißbewahrens, der Ehre des Privatkarakters u. ſ. w., hat das Geſchwornen-Gericht nicht auszuſprechen. Mit dieſer Erklärung gehört der Schuldigbefundene dem gewöhnlichen Gericht an. Dieſes hat nun den Grad der Schuld zu beſtimmen und darauf das Strafgeſetz anzuwenden. Es muß ausmitteln, ob das Vergehen des Schriftſtellers vorſätzlich oder nur durch Irrthum, Leichtgläubigkeit und Leichtſinn geſchah. Denn auch durch Leichtſinn, Irrthum und Leichtgläubigkeit ſchaden, iſt ſtrafbar, um ſo mehr, da der Schriftſteller als Lehrer der Volks auftritt. Da er aber immer, und wäre er der Weiſeſte, irren und ein Verſehen begehen kann — welcher Sterbliche

Digitized by Google

ist, dessen frei? — so wird dadurch seine Schuld um vieles geringer, so wie hingegen um vieles erschwert, wenn er seine Schrift mit voller Anonymität, selbst ohne Namen des Druckers und Verlegers, in die Welt sandte.

In allen Fällen, wo das Gericht selbst schwankt, ob Vorsatz, oder Irrthum und Leichtsinn bei der That vorwaltete, muß das Gericht durch das Gesetz selbst angehalten werden, eher anzunehmen, der Fehlbare habe mehr durch Versehen und Unbesonnenheit, als mit Vorsätzlichkeit gesündigt. — Nicht nur soll das Gesetz damit den Richter in seinem Glauben an die Menschheit stärken und daß nicht jeder ein Böfewicht sei, der ihm zugeführt wird, sondern auch die für das Heil des Staats und der Menschheit wichtige Preßfreiheit muß darin ihre Aegide gegen Finsterlinge, tirannische Plager und Gewaltsherren finden.

Es versteht sich übrigens, daß nicht der Verfasser einer Schrift, als solcher, sondern derjenige, welcher eine angeklagte Schrift zum Druck befördert hat, der Hauptschuldige sei. Der Verfasser ist frei und schuldlos, wenn seine Arbeit wider seinen Willen der Welt mitgetheilt ward; seine Schuld ist doppelt, wenn er schrieb und sein Werk zum Druck beförderte. Nächst dem Verfasser wird der Herausgeber einer Zeitschrift oder Sammlung der Schuldige, oder wenigstens der Verantwortliche. Denn er ist der Erste, welcher zu prüfen hatte, was er mit Rücksicht auf bestehende Gesetze dem Publikum mittheilen dürfte, oder nicht. Doch nie kann er mit dem Einsender auf gleichen Grad der Strafwürdigkeit gesetzt werden, weil er selbst kein Allwissender ist und durch die Achtung für den Einsender oder durch das Unverfängliche des späterhin angeklagten Artikels getäuscht werden konnte. Er hat nur die volle Verantwortlichkeit und Strafe des Verfassers zu tragen, wenn er anonym eingesandte Beiträge zum Druck befördert, oder schon gedruckte Artikel, derentwillen ein Verfasser schon bestraft wurde, wenn er dies wußte, oder auch schon gedruckte Artikel, selbst mit Angabe der Quelle, sobald sie den Preßfreiheitsgesetzen buchstäblich widersprechen, neuerdings durch den Druck allgemein machte.

Nächst dem Herausgeber sind der Verleger und Korrektor verantwortlich, doch beide, so wie der Drucker, sind es nur in sehr untergeordneten Verhältnissen. Der Verleger soll, dies darf man von jedem erwarten, keine Waare kaufen und verbreiten, die er nicht vorher gesehen, ob sie des Verkaufs werth und keine gesetzwidrige sei. Inzwischen ist der Verleger mehr als Kaufmann, denn als Gelehrter, zu betrachten. Ihm weniger noch, als dem Herausgeber einer Zeitschrift von mehreren Mitarbeitern, kann zugemuthet werden, alle Verhältnisse zu kennen und zu übersehen und zu beurtheilen. Er wird nur strafbar, wenn ihm bewiesen werden kann, daß er entweder selbst geargwohnt hatte, die Schrift könne gesetzwidrig sein, oder daß er durch Ton und Titel der Schrift nothwendig zum Argwohn hätte geleitet werden sollen. Dann stand ihm zu, kenntnißreichere Männer um ihre Meinung anzufragen. Er trägt die volle Schuld, wenn er anonym eingekommene Handschriften zum Druck beförderte.

Geringere Strafbarkeit fällt dem Korrektor zur Last. Zwar er hat die Schrift gelesen, mehr aber auf die Fehler des Setzers, als des Verfassers, zu achten. Dafür, nicht zum Zensor,

Digitized by Google

besoldete ihn der Buchdrucker. Aber kann er überführt werden, die Schrift ganz gelesen und sie gesetzwidrig gefunden zu haben, so war es seine Bürgerpflicht, den Drucker zu warnen.

Den geringsten Theil der Strafbarkeit trägt der Drucker, weil er, so wie sein Setzer, unbekümmert um den Inhalt der Schrift, sie mechanisch setzte und druckte. Er wird nur straffällig, wenn er überführt werden kann, gewarnt worden zu sein, oder den gefährlichen Gehalt der Schrift gekannt, sie wohl gar mit besonderer Geheimhaltung gedruckt zu haben. Er trägt aber die volle Schuld des Verfassers, wenn er die Schrift, ohne den Autor zu kennen, ohne sie vorher von einheimischen Sachkundigen prüfen zu lassen, mit aller daran haftenden Verantwortlichkeit zu drucken und zu verlegen übernommen hat.

Die nach den Graden der Schuld geordneten Abstufungen der Strafen zu bestimmen, scheint dem Referent die leichtere Arbeit zu sein. Aber sie ist so lange entbehrlich, als die höchste Behörde über Annahme oder Verwerfung der Grundsätze, welche in diesem Gutachten aufgestellt wurden, nicht entschieden hat.

Mannigfaltiges.

Aus Italien.

Die Schicksale des Malers Salathe unter den Räuberbanden in den Apenninen, von ihm selbst erzählt.

Im Spätjahr 1819 geschah fast von allen deutschen Zeitungen der Vorfall Erwähnung, daß ein Schweizerkünstler, Namens Friedrich Salathe, aus Binningen bei Basel, von Räubern, in der Gegend von Rom, auf einem Landgute gefangen und fortgeschleppt worden sei.

Der Künstler erzählt hier nun das Abenteuer selbst mit allen Umständlichkeiten und mit jener Treue, die seinem einfachen, gemüthlichen Karakter eigen ist. — Es ist ein Sittengemälde ganz eigner Art, und weiht in die Kenntniß vom Leben und Treiben der italienischen Räuber heutiger Zeit ein.

Die Gegend von Olivano gefiel mir sehr wohl; die Gebirge da haben ein schönes Kolorit und Gebilde. Man hat von da aus eine ausgedehnte Aussicht auf die Ebene, die zwischen Paleſtrina, dem Gebirge von Cori und Monte Cavo liegt; über Veletri weg, links am Monte Cavo, sieht man noch einen Streif vom Meer. Die Stadt selbst liegt auf einem hohen Felsen mit einem zerstörten Schloß. Aus meinem Fenster hatte ich oben beschriebene Aussicht; im Rücken oder gegen das Gebirge zu verändert sich dieselbe; ungeheure Schluchten und spitzige Felsen, an vielen Orten unbewachsen; darüber weg ragen noch an verschiedenen Orten die Gebirge von Subiaco hervor.

Rechts vom Städtchen, etwa eine halbe Miglia entfernt, liegt auf einem mit Olivenbäumen und Weinbergen bepflanzten Hügel, ein kleines Landhaus, das damals (so wie schon

Digitized by Google

vorhergegangene zwei Sommer) der Hr. Baron v. Rumohr bewohnte. Reizender und schöner gelegene Landhäuser habe ich in Italien wenige gesehen; aus allen Fenstern könnte man, so zu sagen, ein vollständiges Bild malen. Fast alle Sonntage versammelten sich hier die jungen Leute aus dem Orte; es wurde getanzt; der Hr. Baron bewirthete oft Alle mit Wein u. dgl. Dieses und andere Wohlthaten, die er an Armen that, brachten ihn in den Ruf, daß er übermäßig reich sein müsse. Sonst aber wurde er von allen Leuten geschätzt und geliebt, als ob er der Herr des Dorfs wäre.

Mein guter Freund und Reisegefährte Rambon ging als eingeladener Gast zu Hrn. Baron v. Rumohr, wo auch der arme Jerny, ein Landschaftmaler aus Weimar, schon über ein Jahr krank lag. Auf die letzte Zeit wurde es immer schlimmer mit ihm, so daß er die allzufeine Luft auf dem Landhause nicht mehr ertragen konnte; er mußte also herunter ins Städtchen getragen werden, wo es ihm auch an nichts fehlte und er von den Leuten (den Besitzern des Landhauses) wie ihr eigenes Kind verpflegt wurde.

Baron Rumohr bewies auch dadurch an Jerny seine Menschenliebe und Wohlthätigkeit, daß er die ganze Zeit seiner Krankheit hindurch ihn verpflegte und unterstützte. Als Freund von Rambon kam ich oft dahin, als auch beinahe jeden Abend da. Man plauderte und spielte oft bis spät, und es war in jeder Hinsicht recht angenehm.

Unterdessen wohnte ich im Städtchen bei einem alten Mütterchen; sie war die einzige Bewohnerin ihres Hauses. Eine ihrer ersten Fragen an mich war: ob ich ein Katholik wäre? Eine bessere Bedienung werde ich in meinem Leben nicht wieder haben, als ich bei der Alten hatte. Beim Mittag- und Nachtessen freute sie sich recht, mir viele Geschichten und Mirakel von der Santa Margarita zu erzählen, weil ich ohne zu lachen ihr zuhörte; auch beschenkte sie mich mit einer Reliquie vom S. Francesco und mit andern Sachen, damit mir nichts Böses widerfahren möchte.

E, che sia per l'amor di Dio, rief mein Mütterchen aus, als am 16. Juni ein Fußbote von Rom mit einem Brief an mich kam und ich ihr sagte, daß ich in größter Eile nach Rom verreisen müßte. Sie gestand mir mit Thränen in den Augen, sie wollte, daß sie mich nie gekannt hätte, weil es ihr jetzt so leid thue, daß ich sie so bald verlassen müsse.

Während des Einpackens fand ich noch ein Stammbuch vom B. Rumohr, in welches ich etwas hatte zeichnen sollen. Ich war nun ganz fertig, akkordirte mit einem Maulthiertreiber, mir meine Sachen nach Palestrina zu bringen, ging noch vor der Abreise geschwind zum Baron, um ihm das Buch zu bringen und Abschied zu nehmen.

Rumohr war eben am Frühstücken mit Rambon, als ich dahin kam; man hieß mich sehen, und ich trank auch eine Tasse Kaffe mit. Es wurde von meiner Abreise und von meinem Akkord mit Hrn. Müller in Neapel gesprochen. So saßen wir etwa eine halbe Stunde; nun wollte ich wirklich Abschied nehmen, aber es war ein so starkes Gewitter im Anzuge, daß es

Digitized by Google

unmöglich geweſen wäre, zu verreiſen. Bald darauf fing es an zu donnern und zu regnen, daß wir aufſtanden und ein wenig dem Gewitter zuſahen.

Auf einmal klopfte es an der Thür und es traten zwei mit braunen Mänteln umſchlagene Männer ins Zimmer, welche ſogleich fragten: C'è il padrone? (Iſt das der Hausherr?) Der Baron erwiederte: No, ma adesso vado a chiamarlo (Nein, aber ich will ihn gleich rufen), ſprang, während dem er es ſagte, zur entgegengeſetzten Thür hinaus, gleich hinter ihm drein der eine von den Männern; Rambon und ich wollten auch nach, aber der zweite Kerl erwiſchte mich noch unter der Thür, indem er mir das aufgezogene Gewehr auf die Bruſt hielt. Was wollte ich nun machen? Ich ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und ſuchte ſo viel als möglich ruhig zu bleiben, obgleich es mir gar nicht wohl dabei war; denn der Kerl hielt immer die Mündung des aufgezogenen Gewehrs auf mich zu, ohne ein Wort dabei zu ſprechen. Das Jammern und Leiſeſprechen, das von unten kam, und ein lauter Schrei, in welchem ich die Stimme Rambons erkannte, ſo wie auch das Ausſehen meines Hüters, der nun ſeinen Mantel auseinander geſchlagen hatte, daß ich alſo alle ſeine Waffen deutlich ſehen konnte, ließen mich gleich das Schrecklichſte vermuthen. Ich dachte, du mußt dich zu retten ſuchen, gehe es wie es wolle.

Einmal ſtand ich nicht weit von der Thür, die in den Garten führt. Auf einmal ſprang ich darauf los, machte die Klinke auf, aber auch jetzt kam mir der Kerl wieder zuvor, hielt mir die Flinte auf die Bruſt und ſagte: Fermati, o ti amazzo! (Laß zu, oder ich bringe dich um). Ich ergriff mit der einen Hand ſein Gewehr und hielt den Lauf über meinen Kopf weg; mit der andern wollte ich die Thür aufmachen; er aber ſetzte mir ſeinen Dolch an den Hals, und ſo mußte ich dann wieder ſtill ſtehen, ließ aber die Thür nicht aus der Hand, und ich weiß ſelbſt nicht mehr recht, wie es zuging, der Räuber zog ſeinen Dolch wieder zurück, um an ſeinem Mantel etwas zurecht zu machen, der ihm durch die Bewegung über die Achſel herunterfiel. Dieſen Augenblick benutzte ich, ſprang zur Thür hinaus und mit einigen Sätzen die Treppe hinunter, die in den Garten geht. Ich glaubte mich ſchon frei; aber als ich um die Ecke des Hauſes herum kam, ſtand ein andrer Kerl da, der mir das nämliche Kompliment machte, wie der erſte, der nun auch hinter mir drein kam und mir, als ich gefangen war, ein paar tüchtige Kolbenſtöße in den Rücken gab, die ich noch lange nachher ſpürte. Jetzt wurde mir ſchnell die eine Hand auf den Rücken gebunden, und ich mußte vor einem Kerl her laufen, der mich an einem Stricke hielt und mir dann und wann einen Stoß mit der Flinte in den Rücken gab, je nachdem es ihm einfiel.

Nicht lange liefen wir ſo fort, ſo begegneten wir auf dem Wege einem Bauerburſchen, den ſie (wie es wenigſtens den Anſchein hatte) mit Gewalt mitnahmen. Dieſer diente ihnen nachher als Kurier. Etwas weiter fand ſich wieder ein andrer, den ſie, wie ich vermuthete, als Wegweiſer gebrauchten. Er mußte nämlich immer eine Strecke weit vorangehen, und ließ ſich von Zeit zu Zeit durch einen Pfiff hören, welchen ihm dann die Räuber erwiederten.

Digitized by Google

So ging es im heftigſten Regen, immer auf Abwegen, durch Weinberge, Gebüſch und Wald fort; ich wußte gar nicht, wer noch hinter mir war. Einmal ſah ich mich um und bemerkte, daß noch mehrere nachkamen. Wegen meines Umſehens glaubte mein Führer, daß ich Luſt zum Entfliehen oder zu ſonſt etwas hätte, trat auf einmal vor mich hin, hielt mir den Dolch vor und fragte, ob ich ein Meſſer bei mir trage. Ich ſagte: Nein; dann ſuchte er mich aus und fand ein Federmeſſer, wurde darüber entrüſtet, und drohte mir, wie gewöhnlich, er wolle mich auf der Stelle umbringen. Ich machte ihm begreiflich, daß dies kein Meſſer, ſondern nur ein Temporin ſei; nun gab er ſich zufrieden und ſteckte es zu ſich. Unterdeſſen waren die Andern auch nachgekommen, und nun gingen wir mit einander ſteil abwärts, bis wir an einen vom vielen Regen angeſchwollenen Waldbach kamen, wo auch der Wegweiſer wartete. Hier wurde einige Augenblicke Halt gemacht, und ich konnte meine Feinde etwas beſſer betrachten, ſah auch hier den andern Gefangenen, in welchem ich den Sohn des Herrn der Villa erkannte. Der Wegweiſer ſchien denſelben auch zu kennen; denn er ſagte zu ihm: „Habe ich Dich nun einmal am rechten Orte? Warte nur, Du ſollſt nicht mehr lebendig vom Monte Serone (ſo heißt nämlich der Berg) kommen.“ Er erwiederte: „Aber was habe ich Dir denn gethan, daß Du mich ſo behandelſt?“ Nun ſchlug er ihn mit der Fauſt ins Geſicht und ſagte dabei: „Du biſt mein Unglück geweſen.“ Der Hauptmann wollte dies nicht leiden, zog ſeinen Dolch, nahm ihn beim Kragen und ſagte dabei, er ſolle ſich künftig nicht mehr unterſtehen, mit ſeinen Gefangenen ein Wort zu wechſeln. Weiter wurde hier nicht viel geſprochen, als über den Regen lamentirt. Um auch etwas ſprechen zu können, ſagte ich, daß mir das Wetter eigentlich am meiſten geſchadet hätte; denn wenn es ſchön geweſen wäre, ſo würde ich gewiß nicht hier ſein. Stati zitto! hai pure voglio de parlare, frammasone! (Halts Maul, du Freimaurer du!) ſchrie mich ſo ein bärtiger Kerl an, indem er den Flintenkolben gegen mich aufhob.

Nun gings durch den Bach und auf der andern Seite wieder ſteil den Berg hinan; es war an vielen Orten ſo ſteinicht und ſteil, daß ich mit meinen genagelten Schuhen ſehr ſchwer zu gehen hatte, hingegen die Räuber ſprangen mit ihren Sandalen ſehr leicht und ſchnell hinauf. Als wir ungefähr eine Viertelſtunde gelaufen waren, wurde ich ſchon ſo müde, daß ich mir mit den Händen nachhelfen mußte, und die Kolbenſtöße fing ich an recht zu fühlen, beſonders einer, den ich auf die Bruſt bekam, war mir beſchwerlich im Athemholen. Es dauerte nicht lange, ſo ſank ich ganz ermüdet auf einen Stein nieder und ſagte, ich könnte unmöglich weiter gehen, wenn ich nicht einige Minuten ausruhen dürfte; es wurde mir aber nicht geſtattet; man gab mir zur Antwort, wir ſeien jetzt bald angelangt. Zu meinem Glück hörte das Steile bald auf und wir kamen in einen Buchenwald, wo wieder bequem zu gehen war. Hier ſtießen wir auf ein paar Männer, welche mit Holzhauen beſchäftigt waren, aber, ſobald ſie uns ſahen, Reißaus nahmen und alles im Stich ließen. Die Räuber verfolgten ſie weiter nicht, nahmen aber da ein Beil und einen braunen Mantel mit, der ihnen nachher ſehr gut zu ſtatten kam. Nun gings ein Stück Weges auf einem Fußwege durch den Wald, welchen man aber bald verließ

Digitized by Google

und wieder quer durch den Wald, der aber nach kurzem Gehen ein Ende nahm, und dann auf einer freien Weide in gemäßigten Schritten aufwärts. Auf einem Platz, wo man die ganze Gegend übersehen konnte, ward etwas ausgeruht. Recht gut sah man die Villa von Rumohr, aber schon ziemlich entfernt. Die Räuber saßen, während dem sie sich setzten, lachend dahin, mit dem Ausruf: ecco la, la! „O, hätten wir doch den Dickbauch (sie meinten den Baron) erwischt; aber Du hast für ihn auszuhalten (sagte der Hauptmann, sich zu mir wendend); wenn der Baron uns nicht zweitausend Scudi schickt, so kommst Du nicht lebend hier weg.“ Ich sagte ihnen, daß der Baron dies wohl nie thun werde, daß er wahrscheinlich schon nach Rom verreiset wäre, und derselbe, sollte er auch noch in Olivano sein, schwerlich eine so große Summe an einen Menschen, den er weiter gar nicht kenne, wenden werde. Vielleicht, fuhr ich fort, wenn ihr nur etwas Weniges gefordert hättet, z. B. einhundert oder zweihundert Scudi, so würde ihn das nicht so abgeschreckt haben. Auf dieses drohten sie mit ganz schrecklich und sagten, daß ich meine Sache durch solche Ausreden nur verschlimmere und daß ich nicht glauben solle, daß sie Leute seien, die wegen zweihundert Scudi so einen weiten Weg machen. Der Hauptmann faßte mich an, entblößte den Dolch und sagte, ich solle die Wahrheit reden oder er bringe mich auf der Stelle um; er wisse es ja, daß ich ein Freund des Barons sei. Ich sagte zu ihm: Fa quello che ti pare, ma altro non ti posso dire che gia ti ho detto (Thu, was Du willst, anders kann ich Dir nicht sagen, als was ich schon gesagt habe). Ferner sagte ich ihm noch, daß ich ein armer Maler sei und nur nach Olivano gekommen sei, um da zu studiren; daß ich früher Soldat gewesen sei, weil mir aber dieser Stand nicht gefallen, so habe ich mich der Malerei gewidmet und mir in Rom einige Bajoi verdient. Nun knöpfte ich mein Brusttuch auf und gab ihm die fünfzig Scudi, die ich in Gold bei mir hatte, und sagte dabei: ecco li sudori miei. Ah bravo (sagte der Hauptmann) almeno è oro (nun, es ist wenigstens Gold), und wog es in der Hand. „Das ist aber auch Alles, was ich im Vermögen habe; wenn ich mehr hätte, so gäbe ich euch mehr.“ „Komm nur mit auf den Berg,“ erwiederten Mehrere, „dort wollen wir weiter mit Dir sprechen; wo du dieses her hast, wird anders auch noch zu bekommen sein.“

Es regnete noch immerfort sehr stark, und dies war auch die Ursache, warum man den Boten nicht von hier aus abschickte. Man ging also noch eine Strecke weiter, bis an eine Felsenwand, die mit etwas überhängendem Gesträuch bewachsen war; auch fanden sich da wenigstens ein paar trockene Steine, auf welche man sich setzen konnte. Man wies mir einen derselben an, wo ich sitzen sollte, mit den Worten: mettati a sedere, perche mi hai da scrivere (Setze dich, du mußt mir was schreiben). Aber da war die Frage: wie schreiben, ohne Dinte, Feder und Papier. Ce rimediamo al meglio (Wir wollen schon Mittel finden), sagte der Eine, indem er den Deckel vom Pulverhorn abnahm, etwas Pulver darein that und vom Hute Wasser dareintröpfeln ließ, und es mit einem Stäbchen ein wenig umrührte; das war nun die Dinte. Ein kleines Hölzchen gab man mir, nebst dem Federmesser, das man mir vorher genommen

Digitized by Google

hatte, ich ſollte es zum Schreiben zurechtrichten. Jetzt fehlte es noch an Papier. Sie fragten mich, ob ich welches hätte; ich zog meine Brieftaſche hervor; ſie nahmen ſie mir gleich aus der Hand und ſuchten ſie ganz durch und zerſchnitten mir mein Ausgabebüchlein, in welchem noch einige reine Blätter waren. Nun ging das Schreiben an. Zwei ſtanden mir zur Seite und breiteten ein Schnupftuch über das Papier, damit es mir nicht darauf regnen ſollte, und hinter mir ſtand Einer mit entblößtem Dolche in der Fauſt. Dieſen diktirte mir ungefähr folgenden Brief:

Carissimo Signor Barone!

Io sto in pericolo della morte, mandate mi questa sera, o al piu, domani matina, 2000 Scudi, se no questi mi amazzano; fate la carità a me povero infelice, e salvatemi la vita.

Salathe.

(Ich bin in Lebensgefahr, liebſter Herr Baron, ſchicken Sie mir heut Abend, oder ſpäteſtens morgen früh, 2000 Scudi, damit mich die hier nicht umbringen; thun Sie mir Unglücklichen die Liebe und retten Sie mir das Leben.)

Nachher ſchrie noch Einer dies, der Andere jenes, was ich noch zu ſchreiben hätte, ſo daß ich zuletzt gar nicht mehr wußte, wo mir der Kopf ſtand. Jetzt kam es an den andern Gefangenen, welcher aber ſagte, er könne nicht ſchreiben: ich glaube aber, daß er es vor Angſt nicht konnte, denn aus derſelben Urſache konnte er beinahe auch nicht ſprechen. Nun mußte ich für ihn ſchreiben. Es war ungefähr Folgendes:

Caro Padre!

Se volete riveder vivo il vostro figlio, mandate da due uomini fidati 10,000 Scudi, in caso che non lo fate fin a domani a mezzo-giorno, vi mandono la testa mia. — Questa sera mandate ancore un parillo di vino, pane e formaggio, il vostro infelice figlio Giovanni Baldi.

(Lieber Vater, wenn ihr Euern Sohn lebendig wiederſehen wollt, ſo ſchickt mir durch zwei Leute 10,000 Scudi. Im Fall Ihrs nicht bis Morgen Mittag thut, ſchicken ſie Euch meinen Kopf. Dieſen Abend ſchickt noch ein Fäßchen Wein, Brod und Käſe.

Euer unglücklicher Sohn.)

Mündlich ſetzten ſie noch hinzu, daß es um unſer beider Leben geſchehen ſei, ſobald ein Bewaffneter ſich dem Berge nähern würde.

Dieſe beiden Briefe wurden nun durch den Mann, den man von der Straße weggenommen hatte, abgeſchickt. Wir brachen wieder von da auf, und nach etwa einer Stunde, es mochte ungefähr Abends 6 Uhr ſein, kamen wir auf der Spitze des Berges an, wo man rund herum eine freie Ausſicht hatte. Nun lagerte man ſich auf den Boden; es regnete noch immer fort und ging noch dazu ein ſo kalter Wind, daß wir alle zuſammen ganz entſetzlich froren. Man kann ſich dieſes leicht denken, es war an Keinem ein trockner Faden, und doch blieben wir zwei volle Stunden ohne Feuer auf dem gleichen Flecks ſitzen; dazu kam noch Müdigkeit und Hunger, denn es hatte vom Morgen an Keiner von uns etwas genoſſen. Indeſſen waren doch

Digitized by Google

die Räuber ziemlich lustig, fingen an gesprächig mit mir zu werden, fragten mich nach meinem Namen u. s. w. Unter andern fragte mich einer: hai freddo, Federico? (Friert dir, Friedrich?) Ich gab ihm zur Antwort: Ja. Er sagte: „So mußt du tanzen, das ist das beste Mittel dagegen," nahm mich an der Hand und fing an den Saltarello zu tanzen. Einige lachten und sagten: „Stell dir vor, was dieser für eine Lust zum Tanzen haben muß." Ich lachte mit und sagte, daß ich eben große Lust zum Tanzen nicht hätte; indessen große Angst hätte ich auch nicht; ich sei ja unter Menschen, und wenn es einmal gestorben sein müsse, so sei es eins, ein wenig früher oder später; dies sei nicht das erstemal in meinem Leben, daß ich dem Tode nahe sei. Es wurde nachher noch vielerlei gesprochen. Erst fragten sie mich alles aus von Rom, was man da von den Assassini spreche u. s. w. Dann gaben sie auch hübsche Räuberstückchen zum Besten, die äusserst interessant waren; dann setzten sie noch zu: wenn nur jetzt der Baron das Geld geschickt hätte, so ließen sie mich wieder gehen, und dann sollte ich ein Bild malen von ihnen, wie sie aussehen, es dann auf den spanischen Platz heraufhängen, daß wenn einmal einer von ihnen nach Rom ginge, er auch sehen könne, wie sie aussähen. Endlich, als es Nacht war, wurde Holz zusammengetragen und ein Platz ausgesucht, wo man das Feuer anmachen könnte, und etwa um 8 Uhr in der Nacht zündete man es an; es that einem sehr wohl, daß man sich wärmen und trocknen konnte. Jetzt wurde der Wegweiser abgeschickt, und es kamen immer wieder andere Gesichter zum Vorschein; aber fünf, nämlich diejenigen, welche in die Villa herunter kamen, blieben immer da und hielten Wache. Ungefähr um 10 Uhr kam ein Hirt mit Brod und einem kleinen Fäßchen Wein, das etwa zwölf bis fünfzehn Foglietten halten konnte. Dann ging einer von den Räubern und holte ein schönes Kalb auf der Weide, das wurde geschlachtet, ganze Stücke davon aufs Feuer geworfen, auf diese Weise ein wenig gebraten und verzehrt. Freilich war es auswendig verbrannt und inwendig noch blutig. Doch aß und trank ich auch tapfer mit; ich sagte ihnen, daß mich dies ans Soldatenleben erinnere, und mir gar nicht so übel gefalle. Der Hauptmann sagte, ich sollte bei ihnen bleiben, ich sollte es gut haben. Ich erwiederte: Fast hätte ich Lust dazu; denn wenn ihr mich auch wieder loslasset, was muß ich anfangen? das Geld habt ihr mir genommen, ich bin in einem fremden Lande, wo ich weder Freunde noch Verwandte habe. Dice bene, Federico! sagte der Hauptmann; aber warte nur, fuhr er fort, Du mußt jetzt noch einmal an den Baron schreiben, und es ihm recht ans Herz legen. Ich erwiederte ihm, daß dies alles umsüst sei, und daß mir der Baron ganz bestimmt nichts schicke. „Was machen wir denn mit dir?" Ammazarlo (ihn todt machen) schrien einige Andere, die schon etwas Wein im Kopfe hatten; besonders der, welcher mich auf dem Zimmer gehütet hatte, sagte, ich hätte es so schon verdient gehabt, denn ich hätte ihm das Gewehr nehmen und dann auf ihn schießen wollen. Ich sagte ihm, das sei nicht wahr, ich hätte mich nur vertheidigen wollen, und es wäre Einer ein elender Bursche, wenn er sich in solchen Fällen nicht zu retten suchte. Dunque tu volevi saggire? (Du wolltest also davonlaufen?) Ich sagte: Natürlich! Per questo solo meriti una balla in testa (Dafür allein hätteß du schon

Digitized by Google

eine Kugel vor den Kopf verdient), ſagte der, dem ich entlief. No, ſagte der Hauptmann; aveva ragione, fügte er noch hinzu, indem er mir die eine Hand auf die Achſel legte; vedi, Federico, per Cristo, ti tengo nel nore. (Er hat Recht; ſieh, Friedrich, beim Chriſt, du biſt mir lieb.) Dieſe Worte klangen trefflich in meine Ohren, denn es war mir bei der Sache nicht mehr recht wohl zu Muthe; ich ſah, daß einige darunter waren, die wirklich Mordluſt hatten; der Wein und die getäuſchte Hoffnung, recht viel zu erbeuten, hatten auch noch viel dazu beigetragen.

Nicht lange dauerte es, ſo hörte man etwas pfeifen; Einer kam von der Wache zurück, zog den Hauptmann bei Seite und ſprach lange und leiſe mit ihm. Dieſer kam jetzt zum Baldi und ſagte zu ihm: „Sieh, was Dein Vater für ein Spitzbube iſt: anſtatt uns Geld zu ſchicken und dich vom Tode zu retten, läßt er das Dorf bewaffnen; und von Paſſano ſind ſchon Truppen gegen den Berg marſchirt, das wiſſen wir alles; aber ich will ihnen einen Streich ſpielen, daß ſie ſich verwundern ſollen; uns erwiſchen ſie gewiß nicht.“ Nun band man uns wieder die Hände, zog uns die Schuhe aus und wir mußten uns auf den Boden legen. Jetzt ſchickte der Hauptmann ein paar Mann auf die Wache, und befahl, daß, wenn ſich weiter etwas ereigne, ſie es durch einen Schuß anzeigen ſollten. Dann wendete er ſich zu mir und ſagte: Pacienza, Federico, io non posso far di meno, bisogno dare un esempio a queste gente che ci tratteno in questa maniera. (Nur ruhig, Friedrich, ich kann nicht weniger thun; ich muß den Leuten, die uns auf ſolche Art behandeln, ein Exempel geben.)

Ich befand mich wirklich in einer fatalen Lage, die aber zum Glück nicht lange dauerte. Jedes kleine Geräuſch ſchreckte ſowohl die Räuber, als auch uns beide Gefangene auf. Es war eine ſchreckliche Stille. Bisweilen kamen wieder Kerl (mehrentheils junge Bauern), die mit dem Hauptmann leiſe ſprachen und dann wieder abgingen. Auf einmal hörte man etwas pfeifen, das von Andern wieder beantwortet wurde. Die Räuber kamen ſehr in Bewegung, machten ihre Flinten bereit, ſchütteten friſches Pulver auf die Zündpfannen u. ſ. w. Das Pfeifen kam näher und es kam einer angeſprungen, der dem Hauptmann meldete, daß der Wein aus Olivano käme. Es dauerte nicht lange, ſo kamen zwei Männer mit einem Saumpferd, auf welches ein Barille Wein, ein ganzer Käſe, einige Schinken und hinlänglich Brod gepackt war. Die erſte Frage, welche der Hauptmann an die Männer that, war: Habt ihr Geld? Als ſie es verneinten, ſagte er: Mich dünkt, aus dem Dinge wird eine ſaubere Geſchichte werden.

Wie nun die Männer am Entladen des Pferdes waren, ſo fragten einige Räuber ſie alles aus; z. B. wie weit das Militär ſchon gekommen ſei, das von Paſſano ausgerückt ſei, und was es für eine Bewandniß habe mit dem Brief, den der alte Baldi nach obigem Orte geſchickt hatte. Die Männer antworteten, der Brief ſei an den Gobernatore von Paſſano geſchickt worden, der ein Vetter von Baldi ſei, und er hätte ihn darin um Gotteswillen gebeten, er möchte doch das Militär zurückziehen, um das Leben ſeines Sohnes zu retten. Der Hauptmann ſchien dies nicht recht zu glauben und ſagte: „Kurz, wenn uns die Olivanenſer ſo

Digitized by Google

behandeln, wie wir noch nirgends sind behandelt worden, so kommen wir einmal mit fünfzig bis sechszig Mann ins Dorf und morden alles, was uns in den Weg kommt.“ Nun wurden wir beide wieder freigelassen an den Händen. Die Räuber wurden lustig. Das Fäßchen Wein ward auf ein Gesträuch zwischen zwei Gabeln gelegt, so daß man oben aus dem Loch bequem trinken konnte. Baldi und ich hatten zuerst die Ehre, daraus zu trinken, wahrscheinlich aus gewisser Ursache. Nach diesem zog Einer seinen eisernen Ladestock aus, und es wurden Stücke Kalbfleisch daran gesteckt; ich half auch das Fleisch salzen und ward zum Bratspießdrehen angestellt. Auf beiden Seiten wurden hölzerne Gabeln in die Erde gesteckt, der Ladestock mit dem Fleisch darübergelegt und umgedreht. Bis der Braten fertig war, fraßen die Andern Schinken und Käse und ließen sich den Wein auch nicht übel schmecken.

Die Gruppe war sehr malerisch. Eine stockfinstre Nacht; die vom Feuer beleuchteten Räuber in ihrem gräßlichen Aussehen; das in der Nähe zerfetzte und zerschnittene Kalb, blutig an einem Baum hängend; das Saumpferd; die braunen Mäntel der Räuber, die an Baumästen zum Trocknen aufgehängt waren: kurz, dies alles zusammen machte auf mich einen Eindruck, der mir noch lange bleiben wird. Ich mußte wider meinen Willen essen und trinken; kaum war ich mit meinem Stück Braten zu Ende, so streckte mir schon wieder ein Andrer ein Stück an der Spitze seines Dolchs entgegen mit dem Zuruf: Mangi, Fuderi (so sprachen sie nämlich meinen Namen aus).

Bald darauf wurde es ruhig; die Räuber hielten abwechselnd Wache, immer einer auf der Spitze des Berges und einer bei uns beiden. Wer nicht auf der Wache war, der schlief, mit dem geladenen Gewehr an der Seite. Ich konnte natürlich nicht viel schlafen. Es war sehr still, und diese Stille wurde nur durch das Ablösen der Wachen unterbrochen, welches ungefähr alle Stunden geschah. Ich schlummerte so sitzend ein paarmal ein, und da träumte mir, wie ich eben nach Hause zurückgekommen sei und wie mich Alle freundlich empfangen hätten. Ich wurde natürlich von jedem kleinen Geräusch des Feuers oder sonst etwas aufgeschreckt, und dann fand ich mich um so ärger getäuscht, wenn ich mich von der saubern Gesellschaft noch umgeben sah.

Einmal hatte ich einen Wächter, der mich etwas besser unterhielt, als seine Vorgänger. Es war ein schöner, junger Bursche, wohl kaum zwanzig Jahre alt. Diesem konnte ich nicht genug aus dem Kriege erzählen; ich mußte ihm eine lange Erklärung von Kanonen und Bomben machen, von welchen er gar keine Idee hatte. Er gab mir auch eine Menge von seinen Stückchen zu Bessen; doch versicherte er ganz gutmüthig, daß sie doch ein saures Handwerk hätten; sie müßten auch oft vergebens auf die Bauer gehen, und man fände doch selten Leute, die recht viel baares Geld hätten. Auf die Straße von Terracina gingen sie nur, wenn sie sonst keine Arbeit hätten; da gebe es manchmal einen Wagen mit Fremden; es seien gewöhnlich gute Leute, die Alles gleich bergeben, aber das, was sie bei sich haben, belaufe sich höchstens nur auf ein paar Hundert Scudi. Nachher zeigte er mir seine schöne Flinte. Ich fragte ihn, ob

Digitized by Google

ſie auch gut ſei; er erwiederte: O ja; aber ich für meinen Theil arbeite lieber mit dem Dolch, denn man iſt ſeiner Sache viel gewiſſer; der kann nie fehlen. Am Ende ſagte er mir noch ganz leiſe ins Ohr, ich ſolle nur luſtig ſein, ſie werden mich nicht umbringen.

Endlich nach einer langen Nacht fing es doch an Tag zu werden. Es war ein prächtiger, aber kalter Morgen. Lange vor Sonnenaufgang hatte man das Feuer ausgelöſcht, damit man den Rauch nicht ſehen ſollte; aber bald kam die Sonne und wärmte.

Zwei Buben, von einem benachbarten Dorfe, kamen (vermuthlich um das Vieh zuſammen zu treiben) ganz luſtig ſingend den Berg heran, bis in die Nähe zu uns. Einige Räuber freuten ſich ſchon darauf, ein Späßchen mit ihnen zu treiben; der Hauptmann aber ſagte: Wenn ſie uns erblicken, ſo binden wir ſie zuſammen an einen Baum bis heute Abend; ſehen ſie uns aber nicht, ſo laſſen wir ſie laufen. Sie kamen uns ziemlich nahe, gingen zwiſchen den Schildwachen und uns durch, und zu ihrem Glück ſahen ſie uns nicht.

Der Morgen verſtrich ganz ruhig. Ich hatte Gelegenheit, die Karaktere der Räuber etwas kennen zu lernen. Es wurden allerhand Geſchichten erzählt, auch die letzte ihnen fehlgeſchlagene, und daß nur die vielen Thüren der Villa ſchuld daran wären, daß ſie den Baron nicht erwiſcht hätten. Dann erzählte der Hauptmann, daß er ihn (den Baron) bis in den Garten verfolgt habe, und wie er angeſchlagen, um ihm einen Schuß zu geben, ſei er ausgeglitſcht und auf den Boden gefallen.

Einer von den Nichtbewaffneten hatte ein Gebetbüchlein in der Taſche, zog es heraus, und ſie beſahen die Holzſchnitte darin, keiner aber konnte etwas leſen. Der Hauptmann nahm das Büchlein zur Hand, zeigte auf einen Heiligen und fragte, ob ich auch ſo was malen könne. Ei freilich, gab ich zur Antwort. Er erſuchte mich, ich ſollte ihm doch die Namen von den Heiligen ſagen, welches ich denn that; er küßte beinahe jeden. Nachher mußte ich ihnen die Litanei und andere Gebete vorbeten, welchen ſie alle andächtig zuhörten.

Noch ein beſonderes Geſchichtchen vom Hauptmann muß ich erzählen. Er ſaß nämlich einmal ganz ſtuſſer und nachdenkend neben mir, zog, ſo ganz in Gedanken vertieft, ſeinen Dolch heraus und ſagte: è una cosa curiosa che il sangue umana fa così negro i coltelli (Es iſt doch wunderbar, daß Menſchenblut die Meſſer ſo ſchwarz färbt)! Dann wendete er ſich zu mir und ſagte: Du biſt Soldat geweſen; wie habt ihrs gemacht, um eure Säbel rein zu halten? ich kanns nicht ſehen, wenn ich ſo roſtige Waffen habe. Ich ſagte ihm, wenn man Ziegelmehl und Eſſig nehme und dann mit einem Lappen reibe, ſo werde es rein. Er ließ ſich dies gefallen und ſagte nachher, es ſei aber ſonſt ein gutes Meſſer, mit der Verſicherung: entra come un Diabolo (das geht ein, wie der Teufel), und machte ſo den Akt gegen meinen Bauch zu, während er es ſagte. Ich dachte bei mir ſelbſt, jetzt ſticht er doch nicht, und fragte ihn, ob er immer von unten her ſteche. Er ſagte: Ei freilich, von oben her kann man nicht zum Herzen kommen, denn da iſt ein Bein (er meinte das Bruſtbein); aber, ſagte er, wenn man ſo von hier herein fährt (er erklärte an mir, mit der Spitze ſeines Dolchs, das Plätzchen, wo

man hereinfahren müſſe), ſo muß es das Herz treffen, es kann nicht fehlen. Nachdem nahm er ſeinen Dolch mit zwei Fingern an der Spitze und warf ihn ſo aufwärts, daß er ſich in der Luft zwei- bis dreimal umdrehte, und fing ihn dann wieder am Heft auf. Er meinte, ich ſolle es auch machen; ich ſagte ihm aber, ich könne es nicht, wiſſe aber ein andres Stückchen, das ich machen wolle. Er gab mir den Dolch in die Hand, und ich machte dann das einfältige Stückchen, das ich in der Schule gelernt hatte, wo man durch das geſchwinde Umdrehen des Meſſers gewiſſe Zeichen verſchwinden und wiederkommen machen kann; dies machte Allen viel Spaß und ich mußte es ihnen gewiß fünfzigmal wiederholen; ſie konnten nicht begreifen, wie das zuginge, bis ich es ihnen dann ſagte.

Nun ſollte ich die Räuber malen; ich redete mich aus, ich hätte nichts zum Zeichnen bei mir; ich ſollte Kohle nehmen, war die Antwort; kurz ich mußte anfangen zu zeichnen, und Einige ſpitzten mir ſorgfältig Kohlen. Den Hauptmann machte ich in Profil, nur den Kopf und die Bruſt. Ein Andrer wollte durchaus in ganzer Figur gemalt ſein, ſo viel ich ihm auch ſagte, daß das Papier zu klein ſein. Eine von den ſaubern Zeichnungen gaben ſie mir wieder zurück, mit der Anmerkung: questo è storto (das iſt verzerrtes Zeug). Den ganzen Morgen fiel nichts Beſonderes mehr vor, als daß der arme Baldi immer geplagt wurde; denn Alle waren unzufrieden, daß das Geld ſo lange ausblieb.

Endlich des Morgens um halb 11 Uhr kam es an. Der Hauptmann ſetzte ſich auf die Erde und fing an zu zählen; es ſollen dreihundert Piaſter geweſen ſein, ſo wie auch mehrere ſilberne Uhren und Löffel dabei, was er aber alles auf die Seite warf und ſagte, ſie ſollen dies nur wieder mit nach Hauſe nehmen. Jetzt wandte ſich der Hauptmann an die Männer und fragte, ob der alte Baldi glaube, er habe mit Narren zu thun, daß er ihnen, ſtatt zehntauſend, nur dreihundert Piaſter ſchicke. Nun befahl er den Baldi zu binden und wegzuführen. Die beiden Männer weinten und baten, aber er blieb ganz unbeweglich auf dem Boden liegen, als ob er gar nichts hörte. Man machte wirklich Anſtalt, als ob man ihn wegführen wollte. Dies geſchah aber, wie es mir vorkam, mehr um die Männer in Furcht zu ſetzen, damit ſie zu Hauſe die Sache recht ſchrecklich ſchildern ſollten. Einer ſetzte ihm auch das Meſſer an das Ohr und ſagte, er wolle doch ſeinem Vater vorläufig die Ohren ſchicken, es könne wohl ſein, daß er ſich anders beſänne. Der Hauptmann winkte ihm, er ſolle es bleiben laſſen, und ſagte zu den Männern: Geht geſchwind nach Hauſe und ſagt da, wie es da oben hergehe, und wenn bis heute Abend nicht zweitauſend Scudi hier auf dem Platz ſind, ſo ſchicke ich unfehlbar den Kopf des Gefangenen nach Olivano.

Die Männer gingen ab und es war wieder eine Zeit lang ruhig, nur bemerkte ich in dieſer Zeit, was für eine hölliſche Freude Einige an der Todesangſt des Baldi hatten; beſonders Einer unterhielt ſich, ihn zu plagen. Er ſtellte ſich mit entblößtem Dolch in der Hand vor ihm hin, ſchnitt fürchterliche Geſichter, und ſagte dabei, ſo durch die Zähne murmelnd: Wenn doch nur ich das Glück habe, die das Eiſen in das Herz zu ſtoßen, das ſoll mir eine Freude ſein. Dann

Digitized by Google

wandte er ſich wieder gegen mich um, lachte recht teufliſch und winkte mir mit den Augen zu, ich ſolle doch ſehen, wie ſich der fürchte. — Der Nachmittag ging ziemlich ſtill vorüber, und erſt auf den Abend kamen wieder die Männer mit Geld, ich glaube es waren vierhundert Scudi. Dies aber war den Räubern noch nicht genug, und ſie fingen an ſchrecklich zu ſchimpfen, ſetzten dem Baldi das Gewehr auf die Bruſt, und thaten, als ob ſie ihn auf der Stelle umbringen wollten. Nun fragte der Hauptmann auch wegen mir. Die Männer ſagten, daß der Baron nach Rom verreiſet wäre und nichts für mich zurückgelaſſen hätte. Gut, ſagte der Hauptmann zu mir, du mußt mit uns kommen; wir gehn jetzt an einen andern Ort. Ich erwiederte: ich gehe mit, wohin ihr wollt; aber ich zweifle, daß ihr etwas für mich bekommen werdet; denn um mich bekümmert ſich weiter niemand. Ich wiederholte ihm noch einmal, daß, wenn ich mehr hätte, ich es ihm gern geben wollte. Er ſagte weiter nichts, als: Bene, bene, ging dann von mir weg, ſprach mit den Männern von Olivano und theilte Befehle aus. Unterdeſſen hatte ich ein Geſpräch mit Einem, der mir mit froher Laune andeutete, ich werde nicht umgebracht werden, und er glaube, ich könne bald nach Hauſe gehen; er griff mir dann in die Taſche und fragte, ob ich denn gar nichts anders, als das Gold bei mir gehabt hätte. Ich griff in die Taſche, zog eine Handvoll Silbermünze heraus und ſagte zu ihm: Da habe ich noch etwas; wenn Du es willſt, ſo kannſt Du es haben. Er ſagte: Behalt es nur, Du kannſt es auf der Reiſe nach Rom gebrauchen.

Die Räuber hatten ſich nun alle bereit gemacht, um weiter zu gehen. Der Hauptmann kam ganz gravitätiſch, mit ſeiner Flinte auf dem Rücken, auf mich zu, ſchlug mir mit der Hand auf die Schulter und ſagte: Federico, tu te ne vai in pace, scuso perche mi sono spaljato, — addio! (Friedrich, geh Du nun ruhig wieder Deines Wegs. Nimm nichts für ungut. Lebe wohl.) Ich wollte ſagen: Grazie Sor Nicola; aber er fuhr fort: Va, va, va, non vogliamo sentire queste cose! (Fort, fort, fort, wir wollens gut ſein laſſen!) Die Andern gaben mir alle die Hände und ſagten: Addio, Federico, stavevi bene, scusate, perche voi vedete bene come sono andate le cose. (Lebt wohl und geſund; nehmt uns nichts übel; Ihr ſeht wohl, wie's geht!) Der Hauptmann rufte mir noch einmal zu, ich ſollte mit den beiden Männern nach Olivano gehen und ſie ja nicht verlaſſen.

Nun war es mir doch wieder um ein Gutes leichter auf der Bruſt. Ich flieg mit den beiden Männern den Berg hinunter. Aber kaum waren wir zwei Büchſenſchüſſe weit, ſo hörte ich wieder auf der Höhe rufen: O Fuderi, o Fuderi! Ich wendete mich um und ſah oben einen von den Kerls ſtehen, der mir winkte, ich ſolle wieder herauf kommen. Es hielt etwas ſchwer, mich dazu zu entſchlieſſen, aber doch ging ich. Er kam mir auch entgegen und ſagte, er hätte nicht geglaubt, daß ich wieder zurückkäme; er habe mich eigentlich nur gerufen, weil ich noch ein Schnupftuch von ihm habe (er hatte mir nämlich Tags vorher mein trocknes Schnupftuch abgenommen, um ſein Gewehr zu trocknen, und mir ſein naſſes dagegen gegeben). Ich gab es

Digitized by Google

ihm auf der Stelle zurück; dann nahm er noch einmal Abſchied von mir, umarmte und küßte mich ſogar, — und ich ging ſchnell wieder meines Weges.

In Olivano war noch Alles drunter und drüber. Das ganze Dorf wollte Alles von mir wiſſen, und Jedem ſollte ich wieder beſonders erzählen, ſo daß ich endlich grob werden mußte. Ehe ich in meine Wohnung ging, beſuchte ich die Familie von Baldi. Der alte Vater war durch den Unfall krank geworden und lag im Bette. Ich ſuchte ihn, ſo viel möglich, zu tröſten. Auch die junge Frau des gefangenen Baldi war untroſtlich und wollte wiſſen, was, wo und wie? Kurz, es war ein Jammer ohne gleichen. Die Leute glaubten, er wäre todt und ich wolle es nur nicht ſagen. Ein Anverwandter von der Familie nahm mich deswegen in ein Seitenzimmer und bat mich, ich ſolle ihm doch aufrichtig ſagen, ob er todt ſei oder nicht. Ich ſagte ihm: nein, er ſei nicht todt, und nun ging er wieder fort. Als ich mich umdrehte, ſah ich, daß ich im Zimmer meines Freundes Jenny war, der auf dem Bette lag, — aber mein Gott, in welchem Zuſtande! Durch die Störung im Hauſe hatte natürlich niemand an ihn gedacht, und er lag den ganzen Tag ohne Abwartung auf dem Bette. Er erkannte mich kaum noch, konnte faſt nichts ſprechen, und hatte einen Blutſturz gehabt, der noch fortdauerte, ſo daß das Bette und alles andere voll Blut war. Ich hob ihn auf und hielt ihn in meinen Armen. Ich glaubte, er würde in dem Augenblick ſterben; ich rief, was ich konnte, Leute herbei, und endlich kamen ein paar Weiber, die ich dann zum Arzt ſchickte, welcher bald herbei kam, aber alle Hoffnung aufgab und ſagte, er werde kaum noch ein paar Stunden leben. Ich ſagte zu ihm: Sei nur gutes Muthes, es wird jetzt wieder beſſer gehen; ich beſuche Dich Morgen wieder. Er aber ſagte ganz ſchwach: Du wirſt mich wohl zum letztenmal ſehen. Nun ging ich aus dem Hauſe weg. Ich könnte jetzt noch nicht beſtimmt ſagen, wo mir übler zu Muthe war, unter den Räubern oder hier.

Kaum war ich zu Hauſe angekommen, ſo kam ein Mann mit einem Billet vom Governatore, worin er mich erſuchte, ſobald als möglich auf ſein Zimmer zu kommen. Ich ging ſogleich zu ihm, und mußte nun alles haarklein erzählen, wie es gegangen ſei, und es wurde alles aufgeſchrieben. Mir aber dauerte das Ding zu lange; ich fing an zu fühlen, daß ich etwas geſchwächt war, und ſagte deshalb: Signor Governatore, io non posso più raccontare, lo finiremo domani (Herr Gouverneur, ich kann unmöglich mehr erzählen; fahren wir morgen fort damit); er wollte aber nicht und fragte: warum? Ich ſagte ihm, daß ich mich gar ſchwach fühle. Er ließ mir eine Flaſche guten Wein geben, und nun ging's wieder beſſer.

Wie ich nach Hauſe kam, legte ich mich gleich zu Bette, hatte aber eine unruhige Nacht, und im Traume mit nichts als Räubern zu thun, ſprang auch einigemal im Schlafe auf u. ſ. w.

Des andern Morgens ſtand ich früh auf, es war Sonntag. Ich nahm zwei Maulefel, einen um meine Sachen darauf zu packen, und auf den andern ſetzte ich mich. Es war ein ſchöner Morgen und meine Reiſe ging ſchnell Paleſtrina zu. Ich wäre gern mit denſelben Maulthieren am nämlichen Tage noch nach Rom gegangen, aber der Mann wollte nicht, und ſo mußte ich

Digitized by Google

abladen (in demſelben Hauſe, wo wir auf unſrer Rückreiſe von Neapel mit einander waren). Ich erſuchte den Mann, es Niemand zu ſagen, daß ich der ſei, der gefangen war, um mich gegen das ewige Fragen zu ſchützen.

Die Wirthsleute kannten mich noch. Ich beſtellte mir ein Mittageſſen; da ſagten ſie, daß ſie mir nichts beſonders machen wollten, ſondern ich ſolle mit an ihrem Tiſche eſſen, was ich auch zufrieden war, und ich fand da eine luſtige Tiſchgeſellſchaft. Es waren nämlich zwei römiſche Mädchen zum Landbeſuch da, die recht luſtig waren. Sie ſahen mir bei Tiſche an, daß ich etwas habe, weil ich manchmal ſo in Gedanken war. Sie ſagten mir, ich werde wohl amore machen und nicht glücklich darin ſein; ich erwiederte aber, es wäre mir ſonſt nicht recht wohl. Ueber die Mittagszeit hatte es ein Gewitter gegeben und regnete ſehr ſtark, ſo daß ich über Nacht bleiben mußte. Aus Langerweile ſtimmte ich eine alte Guitarre, die da im Hauſe war, und fing an etwas zu klimpern. Die Mädchen kamen auf den Einfall, zu tanzen. Der Tiſch wurde auf die Seite geſchafft und der Spaß ging los. Es kamen noch mehrere Mädchen aus dem Dorfe; ich ſpielte ganz luſtig bis auf den Abend den Tarantella. Es war mir angenehm, ich konnte doch dabei die fatale Geſchichte ein wenig vergeſſen.

Des andern Tags trat ich meine Reiſe zu Fuß nach Rom an; mein Gepäck gab ich Einem mit, der Bretter nach Rom führte. Ich ging ſchon ſehr früh weg, ohne etwas zu genieſſen, und nahm mir vor, in dem Wirthshauſe, das drei Stunden von Paleſtrina in der Campagna liegt, erſt zu frühſtücken. Bald hatte ich dieſes erreicht, und ſah, daß da eine Menge Carabiniere, welche ihre Pferde am Hauſe angebunden hatten, und auch ein ſchöner Reiſewagen war. Ich dachte, das wird wohl auf die Räuber losgehen, ging hinein in das Vorzimmer, wo eine Menge von den Kavalleriſten tranken und alſo kein Platz da war; ich ging noch in ein anders Zimmer, und rufte: Sor oste! es wollte mir aber Niemand Beſcheid geben. Nun ging ich in ein drittes Zimmer, und wer war da? der Baron Rumohr, Amsler und ein paar Offiziere. Das unverhoffte Wiederſehen konnte bei mir nicht den Eindruck machen, wie es bei ihnen der Fall war; denn ſie glaubten mich noch in den Händen der Räuber, und waren gerade auf dem Wege, mit dem Gelde mich auszulöſen.

Baron Rumohr ſetzte ſeinen Weg nach Olivano fort, Amsler und ich aber gingen mit einander zu Fuß nach Rom zurück.

Aus Aſien.

Bruchſtücke aus einem Privatſchreiben vom 20. Sept. 1819 aus Java. — Deutſche in Java. — Unruhiger Geiſt der einheimiſchen Nationen. — Anekdoten vom Kaiſer in Java.

Wir verlieſſen Braſilien den 16. Jänner (1819). Das neue amerikaniſche Königreich befindet ſich in unbehaglichen Verhältniſſen mit den vielen links und rechts aufblühenden Republiken des jungen Welttheils. Es geht heutiges Tages im Politiſchen, wie zur Zeit der Reformation es im Religiöſen ging. Eine Partei will die andere von der Welt treiben. Am Ende werden

Digitized by Google

ſie doch einander dulden lernen, und politiſche Katholiken und politiſche Proteſtanten müſſen ſich gewöhnen, bei einander zu wohnen und die Lehernamen Ariſtokrat, Jakobiner u. ſ. w. abthun.

Nach einer ziemlich glücklichen Fahrt, einigen Stürmen, Donnerwettern u. ſ. w. kamen wir Alle, 132 Perſonen, die wir Europa zu Anfang verfloſſenen Novembers (1818) verlaſſen hatten, geſund und wohl am 14. Mai (1819) auf der Rhede von Batavia an. Unſre Konkordia kehrt nun (Oktober 1819) reichbeladen wieder nach Antwerpen zurück. Wir hatten auf der Fahrt von Rio Janeiro die Inſel St. Paul in der Südſee ziemlich nahe geſehen, ja beinahe die Küſte von Neuholland zu Geſicht bekommen.

Der Anblick des Landes von Java iſt äuſſerſt reizend. Kein Reiſender hat davon zuviel geſagt. Die Natur gab der Inſel jeden Schmuck, ohne einen zu vergeſſen. Daß ſich doch die Europäer um einige elende, armſelige Dörfer die Hälſe brechen! Warum ſchicken ſie ihre überzähligen Prinzen nicht an der Spitze abenteuerluſtiger Auswanderer nach Aſien und Amerika; machen neue Entdeckungen, wie Prinz Heinrich der Seefahrer im fünfzehnten Jahrhundert that, der edle Portugieſe; und gründen in ſchönern Weltgegenden neue Reiche, wie heute König Johann VI zu Rio Janeiro? — Dies prachtvolle Java gehört jetzt den Niederländern nur zum kleinſten Theil, ja iſt ihnen in den meiſten Gegenden, auch nach Jahrhunderten, noch faſt ganz unbekannt, und beinahe ſo groß, wie England. Aber weitaus der größte Theil des Volks iſt ein rohes, unwiſſendes, barbariſches Volk. Was könnte dies Java ſein, wenn es durchaus mit europäiſcher Einſicht angebaut würde!

Das Leben in Batavia iſt behaglich. Das ganze Jahr hindurch findet man alle möglichr Gartengewächſe Europa's. Auf dem nämlichen Platze, wo die Bäume noch blühen, ſieht man dicht daneben ſchon andere ſchwer mit reifen Früchten beladene. Fiſche, Wildpret, Geflügel aller Art ſind im Ueberfluß. Deutſchland, Frankreich, Portugal, Spanien liefern ihre Weine in äuſſerſt billigen Preiſen her. Kauft man z. B. Bordeauxwein faßweiſe, ſo hat man die Bouteille um acht, höchſtens zehn holländiſche Stüber. Von Kaffee, Zucker und andern Landeserzeugniſſen will ich nicht einmal reden. Aber auch das Selterſer Waſſer ſogar iſt in allen Häuſern zu finden.

Nicht ganz behaglich freilich iſt die große Hitze. Aber man gewöhnt ſich daran, ſo wie an den Anblick der vielen Schlangen, die man auch des Abends zuweilen in ſeinem Bett findet. An Skorpionen und anderm Ungeziefer fehlts auch nicht. Aber am widerlichſten iſt die Plage von den Muskiten, die einem Tag und Nacht keine Ruhe laſſen. Dazu kommt, daß gerade Batavia, wie bekannt iſt, in der allerungeſundeſten Gegend des Landes aufgebaut iſt.

Die Niederländer haben Mühe, ſich in ihren ausgedehnten oſtindiſchen Beſitzungen aufrecht zu halten; denn die Vaſallen-Könige und Vaſallen-Völker regen ſich aller Orten und wollen Freiheit und Unabhängigkeit, und haben doch wahrhaftig weder Thomas Payne's geſunden Menſchenverſtand, noch Rouſſeau's contrât social geleſen, nicht einmal eine deutſche landſtändiſche Zeitung. Ich glaube, die Luſt nach Freiheit iſt etwas Anſteckendes in der Luft. Das

Digitized by Google

Militär hat jetzt in der Nähe von Batavia, zu Weltevreden u. ſ. w., Lager bezogen. Es muß beſtändig auf dem Sprunge ſein. Die Engländer ſcheinen hier gar ungern die niederländiſche Flagge auf all den großen Inſeln der Sunda, der Molukken und auf dem feſten Lande in Malakka wehend zu ſehen. Sie heißen übrigens getreue Alliirte und gute Freunde. Aber Viele wollen behaupten, ſie blaſen bei den zinsbaren Fürſten und Völkern die Gluth des Aufruhrs heimlich an. Die vor einem Monat (im Auguſt 1819) nach Palimbang in Sumatra abgegangene große Expedition und ihr glücklicher oder unglücklicher Ausgang wird über das künftige Schickſal der oſtindiſchen Beſitzungen Hollands viel entſcheiden. Die Art, wie man hier in Oſtindien Krieg zu führen pflegt, iſt verzweifelt; man hat davon in Europa gar keine Vorſtellung.

Es leben jetzt hier viele Deutſche und meiſtens im Wohlſtand. Profeſſor Reichhardt reiſet, auf Unkoſten der Regierung, als Naturforſcher, im Lande herum. Er kann für die Wiſſenſchaft große Beute machen. Ein General Gaus, auch ein Deutſcher, lebt hier mit ſeiner Penſion den Muſen und der Freundſchaft. General von Lützow hat ſich ebenfalls in Ruhe geſetzt, iſt ſehr reich, konnte daher auch einen Gnadengehalt ausſchlagen, genießt große Achtung überall und wohnt ſehr angenehm zu Rysmik, nicht weit von Batavia. Eben ſo findet man Deutſche in andern Gegenden der Inſel, meiſtens Würtemberger, wie zu Samarang, wo ſich ein Hr. v. Winkelmann aufhält, und der Oberſt v. Zett Befehlshaber der zweiten Militärabtheilung iſt, desgleichen in den Wohnſtädten der Sultane von Java, Dſchukſchakatra u. ſ. w.

Die Sultane ſind, wie bekannt, den Niederländern zinsbar. Dieſe haben auch überall bei denſelben Garniſonen. Die javaniſchen Majeſtäten haben übrigens in der Zivilisation ſo viel Fortſchritte gemacht, als man kaum erwarten ſollte. Sie haben ihren despotiſchen Orientalismus ziemlich abgelegt.

Der Kaiſer von Java (ich ſah ihn bei einem Anlaß mit ſeinem Hofe) geht, ſo wie ſein Generalſtab, europäiſch gekleidet; mehrentheils in einer rothen oder dunkelblauen Generalsuniform mit dreieckem Hut, worunter er jedoch, als Muhamedaner, ein weißes um den Kopf geſchlungenes Tuch trägt. Sein vermuthlicher Thronerbe, der junge Sultan, jetzt etwa ſechzehn Jahre alt, trägt ſich in orientaliſcher Tracht. Ohne Zweifel, wenn er einmal an die Regierung kommt, wird er Uniform anlegen. Die Könige wollen lieber Krieger, als Bürger ſein.

Uebrigens, wie man mir ſagt, iſt der jetzige Kaiſer, welcher ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren ſein mag, ein anſehnlicher und ſehr verſtändiger Mann, ob er gleich im Harem bei dreitauſend Weiber hat. Sein Bruder hat Dienſte als Major bei den Europäern genommen und iſt wirklich vor Kurzem mit dem General Anthing nach Europa gereiſet. Auch die kaiſerliche Garde iſt europäiſch gekleidet und beſteht aus einigen tauſend Mann.

Unlängſt verheirathete ſich ein niederländiſcher Offizier, deſſen Detaſchement auf der Straße von Samazang nach Suracarte lag. Er nahm ſich die Freiheit, den Kaiſer zur Hochzeit

Digitized by Google

einzuladen. Dieser nahm die Einladung mit Vergnügen an und überraschte, nebst seinem ganzen Hofstaat, der sehr glänzend ist, den Offizier mit dem Besuch. Selbst die [illegible] war mitgekommen, und eine Eskorte von mehreren hundert Mann Reiterei, alle in r..... Damast gekleidet, machte den Zug stattlicher.

Beim Anblick der Europäer setzte der Kaiser alle orientalische Majestät beiseite, unterhielt sich beim Hochzeitfest, wie es schien, sehr gut; nicht minder die Kaiserin, die eine bildschöne Frau ist. Als Abschied genommen wurde, fragte die Kaiserin den Offizier, ob ihr erlaubt sei, der Neuvermälten ein kleines Andenken zurückzulassen. Natürlich, einer so hübschen Frau, besonders einer hübschen Kaiserin, kann man unmöglich etwas abschlagen. Und die junge Offizierfrau empfing von ihr einen prächtigen Brillantring von 10,000 Piaster werth.

Der Kaiser wäre im Stande, ein Heer von 40,000 Mann ins Feld zu stellen, alle europäisch bewaffnet und geübt. Dennoch bleibt er zinsbar. Es ist auffallend, daß die europäischen Handelsstaaten von jeher ihre halbnackten Tod- und Erbfeinde in Afrika und beiden Indien aus Geldgier wider sich selbst bewaffnet und sie die Kunst gelehrt haben, auf europäisch en masse und regelmäßig zu morden. Man hätte die ohnehin Grausamen wohl etwas Besseres lehren können. — Es ließe sich glauben, daß die Europäer, denen um ein Stück Geld Alles feil ist, aller Klugheit entgegen gehandelt hätten. In der That ist ihnen dieser Vorwurf auch von einigen Unkundigen gemacht worden. Allein die Sache beim Licht betrachtet ist so übel am Ende nicht. Die meisten Orientalen sind trotz dem in ihrer Abhängigkeit geblieben, so gut wie die Wilden und Barbaren andrer Welttheile. Flinten, Pulver, Uniformen, Kanonen, Taktik, persönliche Tapferkeit an sich geben noch keinem Volk ein Uebergewicht, sondern Aufklärung, Kenntniß, Geist und Tugend, mit denen man das Material anwendet. Kenntnisse lassen sich aber nicht so leicht verkaufen, wie Waffen; und statt der Tugenden brachten die Europäer ihre Laster in die fremden Weltgegenden.

Aber hätte man Kenntniß und Tugend so leicht an fremde Völker verkaufen können, wie Gewehre und Säbel, ich zweifle gar nicht, man würde ihnen auch die für Geld feilgebotenen haben.

F. d. P.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Ueber den neuen Homer, gefunden in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und herausgegeben von Angelo Maio. S. 145

Amtliches Referat über ein neu aufzustellendes Gesetz gegen die Preßvergehen. — 153

Mannigfaltiges. Aus Italien: Die Schicksale des Malers Salvatore unter den Räuberbanden in den Appenninen, von ihm selbst erzählt. — 176

Aus Asien: Bruchstücke aus einem Privatschreiben vom 26. Sept. 1819 aus Java. — Deutsche in Java. — Unruhiger Geist der zinsbaren Nationen. — Anekdoten vom Kaiser in Java. — 189

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Convert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Converts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1820.

Mai-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Von den Urſachen und Wirkungen der Volksbewegungen in England.

Das Geiſtige und Leibliche in der Politik.

Eine bange Unruhe vor der Wiederkehr oder Fortſetzung der völkerzerrüttenden Unordnungen, die Europa ſeit zwanzig Jahren geplagt haben, hat viele Gemüther ergriffen. Der Kampf der verſchiedenen, einander geradezu widerſprechenden politiſchen Grundſätze in mehrern Staaten, Grundſätze, die ihrer Natur nach ganz geeignet ſind, einander den Vertilgungskrieg zu machen, gibt zu großen Beſorgniſſen Anlaß.

Allerdings, die Gewalt der Grundſätze und Ideen iſt mächtig; wer wollte dies läugnen? Diejenigen haben ſich fürchterlich getäuſcht, welche ſie wie leere Schulmeiſtereien verſpotteten. Auch in Zukunft wird dies der Fall ſein.

Doch muß man aber auch auf das Daſein der bloßen Ideen und ihr Gepriefenwerden nicht zu unermeßlichen Werth legen. Es gibt Grundſätze, die bloß gelernt, nachgeſprochen und wie andre Gegenſtände des Wiſſens fortgepflanzt werden. Die haben auf Staatsverwandlungen ſelten oder nie raſche Einwirkungen. Sie ſind erſt impoſant, wenn ſie ſich nicht mehr als bloße Lehrſätze, ſondern als lebendige Gefühle des Volks im Streit mit der Wirklichkeit offenbaren. Dann ſind ſie Fleiſch geworden und kaum anders, als mit der Vertilgung der Nation ſelbſt zu vertilgen.

Bilde ſich aber ferner auch Niemand ein, daß die zum Gemeingefühl und Gemeinbedürfniß gewordenen politiſchen Ideen, ſo nett ſo klar, wie ſie etwa in einem Schulkompendium ſtehen, für ſich allein wirken! Ganz und gar nicht. Sie haben, wie alles Geiſtige im Leben, ihr irdiſches Gegengewicht, von welchem ihr Gang, ihre Kraft, ihre Richtung abhängig iſt; abhängig, wie es der Geiſt des tiefſinnigſten Philoſophen unterm Monde von ſeinem Schneckenhauſe iſt, das er unter den Sternen mit ſich herumſchleppen muß, — von ſeinem Leibe. — Ohne dies irdiſche Gegengewicht, welches den leichten Aufſchwung mit bleierner Schwere mäßigt, wären längſt ſchon Plato's Republik, Rouſſeau's geſellſchaftlicher Vertrag, Kants ewiger Friede und Alexanders I heiliger Bund wunderſchön in die Wirklichkeit hinausgeblüht.

Daher kommts, daß großen Vorſätzen zuletzt eine mattherzige That nachhinkt, und einem mächtigen Anlauf, den man nimmt, nur ein ganz mäßiger Sprung folgt; daß die Griechen mit ihren Solonen, Ariſtiden und Sokrateſſen nicht weiter kamen; und die franzöſiſche Staatsumwandlung eben aus dem ätheriſchen Adlerflug, den ſie anfangs verkündete,

Digitized by Google

zuletzt einen feinbürgerlichen Gänſeflug nah über oder zwiſchen den alten Kirchen- oder Schloß-Thürmen machen mußte.

Die alſo, welche der Macht der politiſchen Wahrheiten Alles, und welche dieſer Macht ganz und gar Nichts zutrauen, treten ſich laut Zeugniſſen der Erfahrung eben ſo gröblich, als diejenigen, welche glauben, es laſſe ſich mit Armeen, Baſtillen, Kabinetsſtreichen, alten Gewohnheiten, Ständeverhältniſſen, Handelsverhältniſſen, Ordensbändern, baarem Gelde u. dgl. Alles, und Andere, es laſſe ſich damit ganz und gar Nichts ausrichten.

Ein Mann von Kopf, der in einer eben in Paris erſchienenen kleinen Schrift (Lettres de St. James, 1820) ſeine Gedanken über die ſchon oft befürchtete und geweiſſagte Revolution von Großbritannien mittheilt, hat obenerwähntes Gewicht und Gegengewicht, ſo gut es konnte, gegen einander gehalten. Es iſt der Mühe werth, ihn anzuhören. Ich will ſeinen Ideengang verfolgen, ohne mich darum feſt an ihn zu halten. Denn die neueſten Bewegungen in England, die lärmeriſchen Prozeſſionen der Radikal-Reformers, welche mich gar lebhaft an die Schauſpiele der geiſtlichen Flagellanten auf den Kreuzwegen im Mittelalter erinnerten, haben allerdings eine Zeit lang große Bedenklichkeiten erregen müſſen.

Ungerechnet die billige Herzensangſt derer, die ihre Fonds in England angelegt haben, hat ganz Europa Urſache, von einer gewaltſamen Staatsumwälzung auf Albion ſchwere Stöße zu befürchten. Das berühmte politiſche Gleichgewicht unſers Welttheils verlöre damit abermals ſeinen Schwerpunkt und die Völker würden abermals verworren durcheinander taumeln.

Urſprung der gegenwärtigen politiſchen Bewegungen in England.

Mein Briefſteller geht von dem Hauptſatz aus, daß die Gährungen in England gar keine Folge von neuen ins Volksgefühl übergetretenen politiſchen Ideen ſeien, wie ſie etwa jetzt in Spanien, oder Deutſchland, oder, ſeit 1789, in Frankreich Sehnſucht nach höherer Volksberechtigung erweckten. Und er ſcheint darin keineswegs Unrecht zu haben. Denn keinem Engländer, nicht einmal einem Radikalreformer, kommt in Sinn, die bisherige Staatsverfaſſung vom Grund aus zu vertilgen und eine ganz friſche Verfaſſung aufzuſtellen. Die Reformers ſelbſt nennen ſich daher ſelbſt nur Reformers und nichts weiter. Sie wollen keine Revolution. Sie haben auch in der That keinen Grund dazu.

Denn was Andre in andern Ländern heut wünſchen, haben die Engländer ſchon bei ſich im Jahre 1688 abgethan; ſchon damals machten Patrizier, Volk und König ihren Staatsvertrag, welcher, weil er auf ächtmenſchlichen Grundſätzen ruht, noch der heutigen Stellung des geſellſchaftlichen Zuſtandes gemäß iſt. Europa ringt ſeit dreißig Jahren nach nichts anderm, als dieſe Grundſätze und die darauf ruhenden politiſchen Inſtitutionen bei ſich einheimiſch zu machen. Die britiſche Nation hat von keinem neuen geſellſchaftlichen Vertrag mehr zu erwarten, als ſie wirklich vom jetzigen ſchon hat. Volk, Patrizier und Krone haben jeder und jede durch

Digitized by Google

dieſen Vertrag eine der drei höchſten Staatsgewalten empfangen, und ihr gemeinſames Zuſammenwirken iſt unentbehrlich, wenn auch nur ein Geſetz erſcheinen ſoll.

Die Erhaltung des britiſchen Reichs beruht lediglich auf dem Gleichgewicht jener drei Gewalten. Die Verfaſſung hatte vorausgeſetzt, es werde nothwendig zwiſchen ihnen, weil jede ein andres Intereſſe verfolgt, zu einer Art Nebenbuhlerei kommen müſſen. Daher ſuchte ſie auch ſchon im Voraus den Einfluß jedes Theils ſo ſorgfältig zu begrenzen, daß mit der Zeit nicht etwa Einer durch die Uebermacht des Andern verſchlungen werde.

Aber der Gang der Dinge machte dieſe Vorſicht nachher überflüſſig; denn ſtatt der befürchteten Nebenbuhlerei knüpfte ſich zwiſchen den drei Gewalten ein wahres Bündniß an. Die Urſache oder der Grund dieſes Bündniſſes war der Hauptkummer der Jakobiten, und der dauerte von 1688 bis 1746. Der König, das Volk und die Patrizier hatten während dieſer Zeit einerlei Bedürfniß, ſich feſt an einander zu ſchließen, um die Uſurpation zu behaupten und zu befeſtigen, die der Krone zum Rechtstitel und der Staatsverfaſſung zur Schutzwacht diente. Dies Verhältniß währte nothwendig ſo lange, bis der verſtoßene engliſche Kronprätendent einwilligte, ſtatt der angeſprochenen Krone, ſich mit einer Penſion zu begnügen. Seitdem aber hatte England auch keine Könige, die Luſt hatten, die Volksrechte zu vernichten; und hinwieder das Volk hatte noch weniger Luſt, die Rechte des Throns zu kränken, weil es dabei für ſich ſelbſt zuviel aufs Spiel ſetzte. Von der dritten Seite blieben die Patrizier ganz ruhig in der ihnen angewieſenen Stellung zwiſchen Thron und Volk, weil ſie nur in dieſer Stellung gleich unabhängig vom Einfluß des Volks und des Hofes ſtehen konnten.

Der Bund der drei engliſchen Staatsgewalten endete damit, daß die Krone zwar eine minder willkührliche Macht erhielt, aber doch eine vollkommenere, als man den Stuarten achtzig Jahre lang ſtreitig gemacht hatte. In der That, der Wille des Königs leidet keine andere Einſchränkung, als die der Zeit, um ſich von den zwei andern Staatsgewalten geſetzlich machen zu laſſen; eine Formalität, die eben ſo gar unerläßlich nicht iſt. Denn es können hier keine andern Widerſprüche eintreten, als etwa über das Mehr oder Weniger der Vortheile, die jeder der beiden andern Bundesgenoſſen von einer vorgeſchlagenen Maasnahme zu erwarten hat.

Man könnte ſagen, eine ſolche Bundesgenoſſenſchaft der Volksgewalt mit dem Patriziat und der Krone habe etwas Unnatürliches. Meinerthalben. Aber die Sache beſteht, und zwar weil ein Theil des Volks ſelbſt davon den höchſten Vortheil hat. Aus dieſem Vortheil entſprang Englands Wohlſtand; aus dem Wohlſtand ging Englands Hoheit in Europa hervor, der zufolge die übrigen Nationen den Briten zahlbar werden, wie es Schüler immer den Meiſtern ſind. Indeſſen hat auch dies wieder eine nicht erwartete Folge.

Wohlſtand erzeugt Reichthümer. Reichthum iſt in jedem Lande ungleich vertheilt; dadurch entſteht im Volke ſelbſt ein Gegenſatz der getrennten Menge, weil die eine hat, die andre begehrt; die eine gibt, die andre empfängt; die eine verkauft, die andre kauft. So trat das

Digitized by Google

britische Plebejat von selbst in einer eigenen Spannung polarisch aus einander. Ich sage aus einander, und nicht wider einander. Denn obwohl die Klasse der Begüterten nur ans Bewahren, und die Klasse der Unbegüterten nur ans Erwerben denkt, also ganz verschiedene Interessen haben, waren sie doch eben dadurch einander unentbehrlich und natürlich verknüpft.

Weil die reichere Volksklasse nur aufs Bewahren sieht, empfängt sie einen aristokratischen Anstrich, einen Doppelkarakter; durch ihr Interesse ist sie aristokratisch, durch die von der Verfassung empfangenen Rechtsame der Plebejer ist sie demokratisch; durch jenes gibt sie dem Staate das Unterpfand der größten Sicherung; durch dieses dem Menschengeschlecht die tiefwirkendsten Lehren. Sie schließt sich so von der einen Seite willig den beiden andern Staatsgewalten an, der Krone und dem Patriziat, und ist von der andern Seite Gewährleisterin des Volksrechts, weil sie nur durch dies Volksrecht, an dem sie Theil nimmt, im Staate etwas vermag und gilt.

So geschah natürlich, daß sich in dieser Volksklasse die gesammte staatsbürgerliche Macht und Berechtigung vereinte, die vermittelst der Verfassung eigentlich dem gesammten Volke von England gehört. Darüber war das übrige, unbegüterte Volk ohne Sorge; es litt dadurch an seinen Rechtsamen nichts; es genoß durch den öffentlichen Wohlstand ebenfalls auch seine Aernten.

Jetzt aber, da Englands Wohlstand, aus denselben unausweichlichen Ursachen, wieder abwärts geht, durch die er gestiegen war, fängt die ärmere Klasse an zu leiden. Sie schreibt dieses Uebel dem Umstande zu, daß die Volksgewalt nicht mehr beim Volke, sondern in der Hand der reichern Klasse ist, welche die Interessen des Gesammtvolks aus Selbstsucht vergesse. Sie verlangt nicht Auflösung, nein Befestigung, Herstellung der Staatsverfassung in ihrer rechten Ursprünglichkeit, und zwar vermittelst eines verbesserten Wahlsystems ihrer Stellvertreter im Parlament. Sie verlangt also gar keine Revolution, wie sich gewöhnliche Zeitungsleser in andern Ländern einbilden, sondern nur Reform.

Die Theilung der englischen Nation durch das Vermögen.

Wer über den Gang der Volksgährungen in England richtig urtheilen will, muß das Verhältniß der reichen und der armen Volksklasse in diesem Lande gründlich verstehen. In andern Ländern gibts auch reiche und arme Leute; aber sie sind nicht so schroff von einander geschieden, wie in England.

Anderswo ist das Vermögen der liegenden und beweglichen Güter in größern und kleinern Theilen unter zahllosen Familien vertheilt. Die gänzlich Armen, die beinahe Nichtshabenden bilden da immer nur, im Verhältniß zur Gesammtheit der Nation, den kleinern Haufen. Vom Bettler, der aus Almosen lebt, bis zum Eigenthümer vieler Millionen, stuft sich die

lange Reihe der mehr und minder Beſitzenden in ſo allmäligen Uebergang auf, daß es ſchwer iſt, einen Scheidepunkt zwiſchen denen anzugeben, die nur bewahren, und denen, die nur erwerben wollen.

In England iſt das anders. Hier fällt die ſchärfſte Grenzlinie zwiſchen beiden ins Auge. England ſpielte ſeit einem Jahrhundert unwiderſprechlich die erſte Rolle in unſerm Welttheil. Alles machte ſich da früher und beſſer, denn anderswo. Es benutzte alſo ſeine frühere Reife in allen Arten der Induſtrie und Thätigkeit. Es gewann damit den ausſchließlichen Welthandel. Dieſer führte natürlich ein ſtarkes Verlangen nach Waaren und Arbeiten herbei, und dadurch ward unermeßlicher Gewinn angehäuft. Die Beſitzer des Gewinns, um ihre Kapitalien zu ſichern, legten ſie in Ländereien an. So wurden die Minderbegüterten nach und nach durch die Reichern aus dem Beſitz von Grundſtücken weggeſchoben. Während nun die Reichern ihre Domänen immer mehr und mehr ausdehnten, geſchah es, daß zuletzt die ganze Oberfläche des Bodens von England unter eine kleine Zahl großer Eigenthümer vertheilt lag.

Nun hätten dieſe freilich ihre weitläufigen Beſitzungen, wie das in andern Ländern wohl der Fall iſt, wieder an eine Menge unbegüterter Familien lehenweiſe verſtückeln können. Allein theils ſchien es ihnen leichter und vortheilhafter, ihre Domänen in großen Maſſen an reiche Pächter auszuleihen, theils hatte die brittiſche Induſtrie zu vieler Arme vonnöthen, und der Kunſtfleiß belohnte die unbemittelte Klaſſe beſſer, als der Landbau.

Die nun überall im Großen getriebene Landwirthſchaft hatte zur Folge, daß man die Arbeiten im Felde zweckmäßiger ordnete und die Ackerwerkzeuge vervollkommnete, wodurch die Menge der Menſchenhände ganz entbehrlich ward. — Auf der andern Seite, weil mit Ausdehnung des Handels der Waarenbedarf ſtieg, vereinfachte man auch den Mechanismus in den Fabriken und Werkſtätten, und erſetzte durch Maſchinen, wo die Zahl der Menſchenhände nicht zureichte, zumal das zunehmende Nachfragen nach Arbeit und Waare den Arbeitslohn in die Höhe ſteigerte. Mithin gerieth der Beſitz aller Kapitalien in die Hand der großen Gewerbs- und der großen Gutsherren; das heißt in die Hand ungefähr des neunten Theils der Bevölkerung von England; die übrigen acht Neuntel der Volksmaſſe ſind, ohne Beſitzthum, zum Anbau des Feldes oder der Fabriken dienſtbar.

Nun wird man begreifen, daß die Menge der Aermern, das heißt die Mehrheit der Bevölkerung, beim erſten Stoß, welchen der Gewerbsfleiß erleiden mag, erſchrickt und gegen eine bisher beſtandene geſellſchaftliche Ordnung gemeine Sache macht, der ſie weder Gewährleiſtung zu ertheilen hat, noch die ihr Gewährleiſtung eines behaglichen Zuſtandes gibt.

Das ganze Unheil Englands, die gegenwärtigen Gährungen und Volksbewegungen liegen alſo nicht in der Verfaſſung, ſondern in der Oekonomie; nicht in neuen politiſchen Ideen, ſondern in dem ängſtlichen Zuſtand, in welchen ſich die Mehrheit der Nation durch den bisherigen Aufſchwung der Induſtrie verpflanzt erblickt. Und wenn die unzufriedene Mehrheit

Digitized by Google

gegen die Verfaſſung einſtreiten möchte, geſchieht es, nicht weil ſie eine beſſere aufſtellen, ſondern ſich in ihr eine minderbeſorgliche Stellung geben möchte.

Was über Englands Schickſal allein entſcheiden werde.

Der Ausgang dieſes Streits, die Löſung der Frage: Wie iſt die Mehrheit von der Bevölkerung Englands zu einer Beruhigung über ſich ſelbſt, zu einer gewiſſen Unabhängigkeit und Selbſtſtändigkeit der Individuen, durch Theilhaben an Eigenthum zu bringen? — die Löſung dieſer Frage wird über Englands Schickſal entſcheiden.

Die Auseinanderſetzung der Revenuenſteuer (income tax) hat bewieſen, daß die Anzahl der Eigenthümer (ſei es der Guts- oder der Gewerbsherren) in England ſich nicht über ein Neuntel der Bevölkerung erhebt; ein zweites Neuntel des Volks begreift diejenigen Familien, die direkt von den Eigenthümern oder vom Staat abhängig ſind. Die ſieben übrigen Neuntel bilden alſo die große Maſſe der Armen, die auf dem Lande oder für die Gewerbe arbeiten müſſen.

Aus dieſen amtlich gegebenen Thatſachen fließt nun

Erſtlich, daß alle Erzeugniſſe des britiſchen Bodens, das heißt, die Nahrungsmittel der Nation, in den Händen von einem Achtzehntel der Nation, ſei es der Grundeigenthümer, oder Pächter, befindlich ſind. Zu Gunſten dieſer Anzahl ward die Bill wegen der Nicht-Einfuhr-Artikel gegeben.

Zweitens: ein andres Achtzehntel beutet, vermittelſt ſeiner Kapitalien und Kenntniſſe, den Ertrag der Werkſtätten und des Handelsverkehrs aus.

Drittens: dieſe beiden Achtzehntel alſo beſitzen ganz allein das geſammte in England angehäufte Geldkapital, ſo wie die Summe aller Nahrungs-, Induſtrie- und Kommerz-Erzeugniſſe.

Viertens: von dieſem Neuntel hängt unmittelbar ein andres Neuntel ganz ab, und zwar die Klaſſe der Beamten, der Land- und Seeſoldaten, Matroſen, der Dienenden aller Gattung.

Fünftens: jenes, ſo wie dieſes Neuntel bilden gewiſſermaßen eine unzertrennliche Gemeinheit, ein für ſich beſtehendes Ganzes, die ariſtokratiſche Maſſe des Volks, während die ſieben übrigen Neuntel die plebejiſche Demokratie bilden, deren Bewegungen und Murren jetzt ſich ſo laut äuſſern.

Von dieſen ſieben Neunteln, die ich die Bedürftigen nennen will, bearbeiten ungefähr vier Neuntel, oder etwa vier Millionen Menſchen (wenn man Englands Bevölkerung zu neun Millionen, ohne Wales, anſchlägt), das Feld, und arbeiten alſo für die Lebensmittel von neun Millionen (denn die Einfuhr fremder Lebensmittel beſchränkt ſich auf ein Geringes). Jeder Landarbeiter ernährt mithin etwa zwei bis drei Perſonen durch ſeinen Fleiß.

Drei Neuntel von den Bedürftigen oder Nichteigenthümern dienen dem Kunſtfleiß, das

Digitized by Google

Wort im weiteſten Sinn genommen. Da ſie durch ihre Thätigkeit die mannigfaltigſten Bedürfniſſe Europens in Kunſterzeugniſſen aller Art befriedigten, ſo kann man (aus dem Verhältniß des Waarenabſatzes berechnet) annehmen, daß ſie etwa für das Bedürfniß von wenigſtens ſechsundſechzig Millionen Menſchen geſchäftig waren, eine Perſon alſo für zweiundzwanzig Individuen das hervorbrachte, was man, bei heutiger Art zu leben, braucht.

Der franzöſiſche Krieg mit allen ſeinen Anhängſeln zerſtörte den ungeheuern Gang des britiſchen Alleinhandels nicht, ſondern änderte nur die Richtung deſſelben. Machte Frankreich auch eine Lücke, ward ſie von andern Weltgegenden ausgefüllt, wohin England nun ohne Konkurrenz handelte.

Allein eben dieſer Krieg nöthigte einen Theil Europens, wohin die Erzeugniſſe Englands nicht immer ununterbrochen gelangen konnten, auf Erſatz des Fehlenden zu denken und die eigene Induſtrie zu verbeſſern. Das geſchah in Frankreich beſonders und in Deutſchland. Die Verſuche dazu, anfangs zweifelhaft, glückten zuletzt in Vielem. Die Kriege endeten, und ſiehe, da ſtanden in Rückſicht des Kunſtfleißes gefährliche Konkurrenten da, z. B. Deutſchland mit der Schweiz in Baumwollenwaaren u. ſ. w., Frankreich in noch mehr andern Artikeln.

Mit dem Frieden, nach Napoleons Verbannung, ſah England wohl den vierten Theil ſeines alten Waarenabſatzes verſchwunden; denn nun trat auch Frankreich mit ſeinen Erzeugniſſen auf die Märkte hin; auch die Deutſchen und die Schweizer kamen. Die wohlfeilere Waare von gleicher Güte mit der theuern hat bei allen Käufern den Vorzug. Das Monopol des Seehandels freilich läßt ſich durch Gewalt wohl behaupten, aber keine Macht der Welt kann die Käufer zwingen, das Theure dem Wohlfeilen vorzuziehen.

Verhältnißmäßig zur Verminderung des britiſchen Waarenabſatzes mußten ſich in England die Werkſtätten vermindern. So fehlte es jählings ſechsmalhunderttauſend Arbeitern an Verdienſt.

Die Folge davon, daß mehr Arbeiter, als nöthig, vorhanden waren, mußte ſein, daß der Arbeitslohn fiel. So geſchah es. Allein eben das brachte Gefahr. Wenn in Deutſchland, in Frankreich, in Italien der Arbeiter allenfalls zuwarten kann, weil er doch auch ein Eigenthum, ein kleines Stück Land beſitzt, das ihm zur Noth die unentbehrlichſte Nahrung gibt: ſo iſt dies in England anders. Der Bedürftige darf hier nicht feiern, er kann nicht warten, er muß verdienen, weil er, will er Lebensmittel haben, auf den Markt gehen muß, wo ſich, was er gebraucht, mit Geld bezahlen läßt. — Fehlt Verdienſt, ſo muß er entweder verhungern, oder ſich, weſſen er bedarf, durch Bettel oder durch Gewalt verſchaffen.

Und auf dem Punkte ſteht nun wirklich ein beträchtlicher Haufen Volks in England. Daher die Maſchinenzerſtörer, die Tumulte in den Manufakturſtädten, das Geſchrei der Arbeiter um Erhöhung des Arbeitslohns, das Lärmen der Radikalreformer. Die Unzufriedenheit und Arbeitsloſigkeit der Volksmaſſe, weit entfernt, abzunehmen, wird mit den Jahren ſteigen, wenn die Mächte Deutſchlands einträchtig genug werden ſollten, einen freiern

Digitized by Google

Handelsverkehr im Innern des deutſchen Staatenbundes zu bewerkſtelligen und dadurch den Gewerbsfleiß ihrer Völker beleben, indem ſie ihn auſſer Abhängigkeit von Britanniens Alleinhandel und Induſtrie ſetzen; — oder wenn Amerika, volkreicher geworden, ſeine Gewerbe vermehrt, wozu ihm das verarmende, vielbedrängte Europa der auswandernden ſachverſtändigen Männer genug ſendet. — Englands Wohlſtand ſtirbt ab durch dieſelben Urſachen, an welchen Venedigs und Genua's und Hollands Blüthen erkrankten: durch die Geſetze der Konkurrenz.

Stellung der Plebejer zu den Staatsgewalten in England.

Bisher war von Thatſachen die Rede, durch welche erſichtlich iſt, daß die engliſchen Unruhen aus dem ganz eigenen Zuſtande der britiſchen Nationalhaushaltung, und nicht aus dem Verderbniß der britiſchen Staatsverfaſſung hervorgingen. Indeſſen muß man ſich auch nicht verhehlen, daß die Haushaltung allerdings wieder auf die Eigenthümlichkeit der Verfaſſung hinwirkt, und in der That nicht auf die vortheilhafteſte Art.

Die Genoſſen der plebejiſchen Ariſtokratie (wie wir die großen Eigenthümer im Volke nennen wollen) haben ſich der Reichthümer Englands, ſo wie ihres Anſehens, weder durch Verſchwörungen, noch durch feine Staatsſtreiche bemächtigt. Es ging ganz natürlich zu, ohne Gewaltthat, daß das Vermögen von einem Theil des Volkes ab- und dem andern in Uebermaas zufloß. Niemand kann deswegen angeklagt werden.

Eben ſo wenig trifft die Schuld vom jetzigen Zuſtande Englands die Regierung. Weder ſie, noch das konſtitutionelle Patrizjat überſchritten ihre Befugniſſe. Jede der drei beſtehenden Gewalten, wie innig auch zuletzt ihr Bund war, hielt die andre in den altvorgezeichneten Schranken, oder vielmehr ward von den beiden andern in ihren Befugniſſen mit aller Ehrfurcht geachtet und bewahrt.

Auch die öffentliche Verwaltung war vortrefflich, wie jedermann eingeſtehen wird. Nur ein einziger Fehler ſchlich allmälig ein, den man anfangs für unbedeutend hielt und der anfangs in der That kaum wie ein Fehler ausſah, nämlich, daß die Regierung ſich in Rückſicht der Finanzen immer abhängiger von der Volksgewalt machte, ſo, daß ſie nicht nur im Kriege die Nation mit Auflagen ermüden, ſondern ſelbſt mitten im Frieden ein beſtändiges Bedürfniß neuen Kredits anwenden mußte, um das jährliche Deficit des Budiete zu decken.

So lange der ſteigende Wohlſtand des Staats ununterbrochen neue Kapitalien herbeiführte, ſo lange die Volksgewalt, welche, vermöge der Verfaſſung, die Subſidien zu bewilligen hat, des Vertrauens der Nation genoß, um alle an ſolchen Bewilligungen hangende Verantwortlichkeit zu tragen, hatte es gar keine Gefahr mit den Finanzen. Aber ſobald ſich die konſtitutionelle Volksgewalt durch Ariſtokratie des Reichthums mehr von der Nation ſchied und mit den beiden andern Staatsgewalten vereinigte, repräſentirte jene weit weniger die Intereſſen der Geſammtbevölkerung, als die Intereſſen der Geldariſtokratie.

Digitized by Google

Damit ging die bisherige Popularität verloren, und die Regierung selbst hörte immer mehr dadurch auf, volksthümlich zu sein. Sobald sie dies nicht mehr war, mußte sie auf die Kraft ihrer Stärke zählen; um dies aber zu können, hatte sie ihre Stärke selbst von allen Ereignissen und vom Kredit unabhängig zu machen. Da steht sie jetzt.

Immer muß man darauf zurückkommen, daß heutiges Tages in England nur zwei große Körperschaften sind, die der Alles- und die der Nichtshabenden. Es ist die Masse der Nation folglich in zwei ungleiche Theile getrennt, jede mit eigenen Interessen, und alle Meinungsverschiedenheiten verlieren sich immer wieder in diesen Interessen. Die Torys können sich bei allfälligen Stürmen nicht mehr unter den Schirm der Whigs begeben, denn die Whigs selbst, durch ihren Reichthum, haben nur die Interessen der Torys, daher nicht mehr die alte Volksthümlichkeit. Man wird sich einander klar erkennen, wenn ein Demagog, etwa ein Hunt, aufstände und vorschläge, man solle zur Gütervertheilung schreiten.

Die Whigs können also nicht mehr, wie sonst, Vermittler zwischen Regierung und Nation sein. Denn ihre ursprüngliche Bestimmung war, Rechte und Grundsätze der Nation zu vertheidigen; aber nicht um diese handelt es sich jetzt, sondern um Interessesachen. Weil nun die Partei der Whigs ihre wahre Wesenheit eingebüßt hat, kann sie als solche Partei gar nicht mehr wirken. Sie wird, sie muß sich nothwendig, beim Andrang des Sturmes, zwischen den beiden einzig vorhandenen Korporationen der Nation theilen, je nachdem ihre Mitglieder vortheilhafter finden, auf die Seite der einen oder der andern zu treten. Was man im Unterhause als bisherige Opposition kannte, wird immer mehr verschwinden müssen, das heißt, der demokratische Karakter der plebejischen Aristokratie muß unter der Gewalt der Umstände verstummen, und so fällt das letzte hinweg, was die Konstitution diesem dritten Stande, dieser dritten Staatsgewalt Ausgezeichnetes, Eigenthümliches, Wohlthätiges gegeben hatte. Und damit hat die ganze englische Verfassung den edelsten Theil ihrer Natur eingebüßt. Es bleibt überall nur der Kampf um Haben und Nichthaben, zwischen den Plebejern und der Aristokratie.

Macht und Schwäche der Radikal-Reformers.

Auf diese Weise sehen wir in England die Rückkehr jenes Kampfes, der die Grundsäulen des alten Roms erschütterte. Nur war in Rom die Aristokratie gesetzlichen, in England thatsächlichen Ursprungs; in Rom auf Geburt und Herkommen, in England auf die Fähigkeit eines Jeden gegründet, Reichthum zu gewinnen; dort ausser dem Volk, erhaben über dasselbe gestellt, hier im Volk, aus demselben hervorgehend und Jedem im Volk zugänglich. Aber dort, wie hier, hatten einerlei Interessen Herrschaft. Die römische, wie die englische Aristokratie standen und stehen einem armen Plebejat gegenüber.

Betrachten wir nun die Streitkräfte von beiden.

Die ärmere Volksklasse in England beſteht aus ſieben Millionen; die Klaſſe der Eigenthümer aus zwei Millionen. In offener Feldſchlacht müßte die letztere überflügelt werden.

Allein die nichtsbeſitzende Volksklaſſe ſteht beiweitem nicht insgeſammt in Reih' und Glied mit ihren gegenwärtigen Vorkämpfern, den Radikalen. Denn nicht alle Glieder dieſer Klaſſe leiden den gleichen Druck des Mangels; nicht alle haben denſelben Muth, der öffentlichen Ordnung Krieg zu erklären; nicht alle haben auch nur den Willen dazu, ſondern ehren, wie z. B. die große Zahl der Methodiſten, aus religiöſen und moraliſchen Grundſätzen die Obrigkeit, welche Gewalt hat. Man kann ſehr füglich die Hälfte dieſer Volksklaſſe als unthätig zum Kampf betrachten. Es würden alſo noch ungefähr drei bis vier Millionen übrig bleiben, die zu den Radikalen ſtünden. Die Anzahl iſt mächtig genug, um einen Staat zu beunruhigen, beſonders wenn ſie nach einerlei Plan und unter dem Befehl eines einzigen Hauptes handelte. Aber dieſe Einheit fehlt noch, und die Regierung ſorgt wohl dafür, daß ſie nie zur Reife komme.

Um eine ſolche Einheit zu bilden, müßte irgend ein allgemein und tief empörender Vorfall dazu wirken, oder der Anblick eines Mittels, das klar und deutlich einen ſichern und ungeheuren Gewinn darböte. Aber die bloße Parlamentsreform, die man als beſtes Mittel darſtellt, zeigt dem Volke den Gewinn zu undeutlich oder zu ſchwach, um davon begeiſtert zu werden. Denn auch ein reformirtes Parlament könnte zuletzt für die ärmere Volksklaſſe nichts leiſten, wenn es nicht alle Geſetze und Ordnungen umſtoßen und England zum Raube der Freibeuter machen wollte.

Und wenn zuletzt ein verwegener Demagog geradezu Gütertheilung und Plünderung der Reichen vorſchläge; wenn zuletzt die Noth das Rechtlichkeitsgefühl eines großen Theils der Nation ſchweigen machte, was hieße ſich befürchten? Eine Revolution nach Art der franzöſiſchen?

In Frankreich war es aber doch um ganz andre Dinge zu thun, als in England. In Frankreich ſtand die Ariſtokratie ſo abgeſondert vom Volk, daß der Hof, daß die Großen nichts von dem wußten, was ſich im Volke bewegte, was immer der Fall iſt, wo zwiſchen Regierung und Nation das Mittelband fehlt und die Publizität unterdrückt iſt. In Frankreich hatte der Hof durchaus nichts gegen die Volksauflehnungen zu ſtellen, als ſeine Regimenter. Waren dieſe zerſtreut, aufgelöſet, blieb ihm nichts mehr.

In England aber iſt mit Veränderung der Verfaſſung nichts zu gewinnen, alles zu verlieren. Auch will ihr Niemand an. In England iſt die Ariſtokratie nicht vom Volke geſondert, ſondern mit demſelben als Beſtandtheil verwachſen. Sie nimmt durch ihre Natur an allen Bewegungen im Volk Theil, durchdringt daſſelbe und kann mit gleichen Waffen kämpfen. Die Stärke der unzufriedenen Plebejer iſt auf der ganzen Inſel zerſtreut; ſie ſind ohne Einrichtungen, innere Ordnungen und Hilfsmittel. Aber auch die Eigenthümer ſind überall; begegnen ihren Feinden überall, kennen deren Bewegungen überall und ſtehen einträchtig mit

Digitized by Google

den drei Staatsgewalten, in deren Händen alles Haben von England iſt, Geiſtesmacht, Geld, Heer, Marine, Beamte.

Bei dem allen iſt ſchon die Rüſtung zum Streit der Parteien ein öffentliches Unglück. Wehe dem Lande, in welchem die Regierung dahin gekommen iſt, mit ihrem Volk, durch welches allein ſie iſt, was ſie iſt, in geheimem Kriege zu ſtehen!

Wie aber iſt das Räthſel für England zu löſen? Soll die plebejiſche Ariſtokratie der Nation die konſtitutionelle Volksgewalt zurückgeben, welche ihr durch den Gang der Umſtände zu Theil ward? — Soll ſie das Volk, welches das verlangt, mit Gewalt zu Paaren treiben? — Oder ſoll ſie dem Volke neue Bahnen öffnen, in denen es für ſeine Intereſſen, ſeine Thätigkeit, ſeine Einbildungskraft Beſchäftigung findet? — Letzteres zieht billig die Ariſtokratie, auch der Briefſteller von St. James vor.

Stärke der oberſten Gewalten gegen die Reformers.

Machen wir den Verſuch, die Fragen zu beantworten. Die plebejiſche Ariſtokratie in England, ſoll ſie ſich ihrer Stellung als Staatsgewalt entſchlagen? Was hat denn die Maſſe der Nichteigenthümer für Intereſſen zu repräſentiren? Sie hat keine. Alles was ſie hat, ihre Perſonen, ihre Arbeit, ihr Lohn und Gehalt iſt vom Geſetz geſchirmt. Mehr verlangen können rechtlich ihre Deputirten nicht. Sie könnten ihr nicht den fehlenden Verdienſt wieder verſchaffen, ſo lange Europa ſich weigert, alle Waaren zu nehmen, die ſie durch ihren Fleiß hervorbringen kann. Sie könnten ihr das Eigenthum, welches ſie veräuſſert hat, nicht wiedergeben, ohne alles zu vernichten, was zur Bildung einer menſchlichen Geſellſchaft gehört.

Eine Parlamentsreform in dieſem Sinne wäre alſo entweder unnütz und fruchtlos, oder eine gänzliche Umkehrung von England.

Laßt immerhin die Deputirten einiger kleinen, baufälligen Städte und Flecken wegfallen, und erſetzet ſie durch eine gleiche Zahl Repräſentanten der Nation. Damit wird nichts gewonnen. Die plebejiſche Ariſtokratie, auf Tod und Leben durch einerlei Intereſſen mit dem Patriziat und der Regierung verbündet, würde dennoch die Majorität bilden. Das Parlament hat, mit Rückſicht auf den engliſchen Staat ſelbſt, nur ein Ziel. Die Wörter Majorität und Minorität, Miniſterium und Oppoſition, Whigs und Torys haben ihre alte Bedeutung ganz verloren. Vielmehr Majorität und Minorität, Oppoſition und Miniſterium, Torys und Whigs ſind von einerlei Gefahr bedroht; ſind gegen das murrende Plebejat nur eine Partei.

Was iſt zu thun? Soll die Ariſtokratie das Plebejat mit Gewalt zum Schweigen treiben? Aber wie mit Gewalt? durch Bewaffnung gegen Unbewaffnete, wie die Spartaner einſt die Heloten, oder wie die Weißen die farbigen Menſchen in den andern Welttheilen? — Das verhindern die Sitten, die bürgerlichen Verhältniſſe und die Ungleichheit der Kräfte; die Verfaſſung von England ſelbſt, durch Gleichſtellung aller Bürger in ihren Rechten, hindert es.

Die ganze und rechtliche Selbſtvertheidigung der Ariſtokratie kann ſich nur auf kräftige

Vollziehung der Gesetze beschränken, durch die sie garantirt wird. Wollte sie zu ihren Gunsten und zur Unterdrückung der Nationalmehrheit die gesetzgebende Gewalt mißbrauchen, so wäre die Konstitution selbst zerrissen, so gäbe man der Nation den Vorwand und das Recht, gegen die Verfassung aufzutreten. Aber an Mitteln zur nachdrücklichen Vollziehung der Gesetze fehlt es in England nicht. Die Regierung bot gegen Ende des Jahres 1819 nur zehn- bis zwölftausend Mann Infanterie auf. Allein in ihrer Gewalt lag's, zweimalhunderttausend Freiwillige aufzubieten, weil ihr zwei Millionen von der Gesammtbevölkerung Englands durch Interesse verwandt sind. Die Linientruppen brauchen nur als Hilfskorps der Freiwilligen angewendet zu werden, während diese, als Nationalheer, der Partei, für die sie sich erheben, ein ehrfurchtgebietendes Ansehen schaffen.

Die Stärke der britischen Aristokratie beruht aber nicht nur im Ansehen und Werth der Verfassung, in der Masse der Freiwilligen, die für sie, des eignen Vortheils wegen, beim ersten Wink zu den Waffen bereit sind, sondern auch in den Finanzen. Aber mit den britischen Finanzen ists bis jetzt ganz bestimmt übel bestellt, was schon daraus unwidersprechlich hervorleuchtet, daß die Regierung, auch vier, fünf Jahre nach dem Frieden, noch immer nicht im Stande war, sein Budjet anders, als durch Anleihen, auszugleichen.

Die Regierung ist also Sklavin ihres Kredits; sie wäre gelähmt, wenn sich, beim ersten Schein der Gefahr, die Anleiher zurückzögen. In bedenklichen Zeiten ist das ein unbehaglicher Zustand. Der Ueberfluß an Kapitalien in England und die Gewohnheit, Vertrauen auf die Regierung zu haben, bewirkten bisher immer noch, daß sich Anleiher fanden und das Defizit gedeckt wurde. Aber, wie lange kann England noch sein ganzes Schicksal so zerbrechlichen Aushilfen anvertrauen?

Es fehlen der Regierung jährlich eilf Millionen, um ihre Ausgaben und schuldigen Zinsen zu bestreiten. Sie muß sich, will sie geborgen stehen, schlechterdings diese Summe auf einem sichereren Wege, als dem schon viel gemißbrauchten der Anleihen, verschaffen. Dies ist, wie die besten Köpfe in England selbst, freilich bisher noch immer vergebens, predigten, zum Theil durch Ersparniß möglich.

Es fliessen jährlich ungeheure Summen aus dem Schatz für bloß dem Namen nach vorhandene Stellen und ausserordentlich große Gehalte für einige wirklich nöthige, noch mehr für ganz überflüssige Aemter. Diese Ausgaben entstanden bloß daher, weil die Regierung die anwachsende und sich bildende Aristokratie des Plebejats enger an sich schliessen wollte. Aber die Vereinigung ist nun geschehen. Die Aristokratie kann, ohne eigene Gefahr, sich nicht mehr von der Alliance mit der Regierung trennen. — Noch mehr, nicht die eigenthumslose Masse der Nation, sondern die Aristokratie zahlt, was zu ihrer eigenen Aufrechthaltung noth ist. Sie zahlt also im Grunde auch nur, um einzelne ihrer Glieder in jenen Stellen reichlicher auszusteuern. Dies gespart, und die Einkommentaxe der Eigenthümer, welche, zu einem Prozent gerechnet, 1,200,000 Pf. Sterl. einbringt, nach Bedürfniß des Defizit erhöht; die

Digitized by Google

Einkünfte von den Kolonien, durch eine beſſere Organiſation der Verwaltung, mehr, als bisher geſchah, in den Schatz des Mutterlandes geleitet; eine Reihe andrer Mittel in Benutzung gezogen, die bisher unbeachtet blieben — und die Regierung hätte Unabhängigkeit vom Kredit.

Großbritannien iſt, rückſichtlich der Finanzen, im Beſitz unermeßlicher Hilfsmittel, wie ſie gegenwärtig kein andrer Staat in der Welt hat. Von dieſer Seite böte ſich wahrlich für England die geringere Gefahr dar. Auch daran ſelbſt iſt nicht zu zweifeln, daß die Ariſtokratie, weil, ohne Feſtigkeit der Regierung und gegenwärtiger Ordnung der Dinge, ihre eigene Exiſtenz auf dem Spiele ſteht, ſich die Erhöhung der Einkommentaxe würde gefallen laſſen müſſen. Alle Ariſtokratien, große und kleine, haben von jeher dieſes Opfer bringen müſſen, weil ſie allein die größten Vortheile vom Staate zogen; in England wird es um ſo wichtiger, weil, im gegenwärtigen Zuſtand der Dinge, alles Eigenthum gleich ſehr bedroht iſt.

Von den Mitteln zur Beruhigung der Plebejer.

Wie ſtark auch immerhin in England die Regierung, das Patrizjat und die plebeiſche Ariſtokratie unter einander gegen den androhenden Sturm von Seiten der eigenthumsloſen Bevölkerung verbunden, und wie zahlreich ihre Mittel zum Widerſtand ſein mögen, iſt doch mit dem allen die Grundurſache alles Uebels nicht beſeitigt. Da iſt ein von Auflagen gedrücktes Volk, welches den Schweiß ſeines Fleißes verzinſen muß; da iſt ein Theil dieſes Volks, deſſen Bedürfniſſe immer bleiben, während ſeine Einnahmen durch Gewerbloſigkeit ſchwinden, nahe daran, in Verzweiflung zu gerathen; da ſind ſechsmalhunderttauſend Arbeiter, durch den Flor der Gewerbe ins Leben gerufen, nun beim Sinken der Gewerbe brodlos.

Wer iſt denn ſicher, daß dieſe Menſchen, gereizt durch Langeweile und Elend, in den Feldern, wo ſie Zuſammenkünfte bei Tauſenden halten, nicht auch endlich Leute und Führer von Geiſt, Muth und Anſehen finden, die über irgend eine ſtolze Leidenſchaft ihren eigenen Geldvortheil vergeſſen? Wenn nun ſolche Anführer dieſem Pöbel die reichen Eigenthumer als ſeine Unterdrücker, und deren Eigenthum als ſeine Beute darſtellen: welche Religion, welche Ehrfurcht vor Geſetzen wird den Pöbel feſſeln?

Siegreich oder beſiegt, immer wird, ſollte es zum offenen Kampf kommen, der Staat verlieren. Siegreich würde er zu harten Maasregeln und deſpotiſchen Einrichtungen übergehen; beſiegt nur der Raub von drei Millionen wilder Plünderer und Schwärmer werden.

Die einzige Art, mit welcher die britiſche Regierung bisher der Noth der Arbeiter begegnete, war die ſogenannte Armentaxe, oder vielmehr Armenunterſtützung. Aber wahrlich, ſie iſt gegenwärtig nicht mehr zureichend. Sind wirklich ſechsmalhunderttauſend Arbeiter durch Stillſtand der Gewerbe brodlos geworden, ſo iſt dies einem Verluſt von achtzehn Millionen Pf. Sterling gleich, einen Taglohn zu zwei Schilling gerechnet. Die Summe iſt auch dann noch groß, wenn man ſie auf die Hälfte herabſetzen wollte.

Digitized by Google

Aber man weiß, daß, auſſer den vielen Tauſenden in den Armenhäuſern, gegen eine Million nahrungs- und gewerbsloſer Menſchen jetzt in England ſchmachtet; daß die Jahresbeiträge der Kirchſpiele, zur Unterſtützung der Bedürftigen, oft die Kräfte vieler Familien überſteigen; daß die Verarmung der Plebejer von Jahr zu Jahr fortſchreitet; daß die Vergantungen und Ausſpändungen in einzelnen Grafſchaften ſo zunehmen, daß in mancher binnen zwölf Monaten fünfhundert bis tauſend ſolcher Fälle vorkommen; daß viele Kirchſpiele mit ihren Steuern in ſo ungeheuern Rückſtand gekommen ſind, daß die Summe derſelben zu Kapitalien von zwanzig- bis dreißigtauſend Pf. St. anſchwoll, die nicht zu erſchwingen ſind. Die Einkommenſteuer hatte freilich großen Einfluß auf dieſes ſchnelle Verarmen, auf die Menge der Konkurſe und Ausſpändungen, weswegen man ſie auch aufzuheben gezwungen war; allein das Uebel dieſer Steuer lag theils in ihrer ungleichen Anwendung, theils darin, daß man ſie ſelbſt denen auflegte, welche nur über fünfzig Pf. Sterl. jährlich einnahmen, ohne Rückſicht, ob dieſe fünfzig Pf. Sterl. zur Lebenserhaltung einer zahlreichen oder kränklichen u. ſ. w. Familie ausreichend ſeien.

Das bloße Unterſtützen und Almoſengeben iſt der kürzeſte Weg, die volle Entſittlichung eines Volks zu bewerkſtelligen. Die müſſige Menge, der Arbeit entwöhnt, und doch ſeiner Ernährung ſicher, geräth bei geringerer Geiſtes- und Herzensbildung auf Abwege. Hier muß Beſchäftigung geſucht werden. Man glaube nicht, daß es nur um einige Jahre oder Jahrzehende zu thun ſei, in denen man dieſe Mengen aus Menſchlichkeit füttert; daß dieſer Ueberſchuß und Ueberfluß der Bevölkerung dann von ſelbſt durch die Pforten des Todes abziehen und enden werde. Nein, er pflanzt ſich vielleicht mächtiger in ſeinem Elende fort, als die Zahl der Reichen, deren Geblüt und Lebenskräfte der Luxus verzehren hilft. Man denke nicht, dem Uebel mit Geſetzen gegen die Naturtriebe des menſchlichen Geſchlechts zu wehren, und die Ehen derer zu verhindern, welche nicht im Stande ſind, durch ihr Einkommen Weib und Kinder anſtändig zu ernähren. Der Mangel prieſterlicher Einſegnung kann nur die rechtmäßigen, aber nicht die wilden Ehen vermindern, und nur die wüſteſten Sittenloſigkeiten erweitern.

Dieſen Leuten Arbeit in den Werkſtätten zu geben, während, bei zunehmender Induſtrie-Konkurrenz andrer europäiſcher Staaten, die engliſchen Werkſtätten immer weniger Waaren zu liefern haben, wäre ein unſinniger Vorſchlag.

Einen Troſt freilich behält England; das iſt der, das Monopol des Seehandels zu haben; ein Monopol, das ihm keine Macht der Erde entreiſſen kann. England hat ſeine Flotten und Kapitalien; mit den einen beherrſcht es den Ozean, indem es mit beinahe tauſend Kriegsſchiffen ſeine Kauffahrteiſchiffe und Häfen deckt; mit den andern leitet es Gang und Schwung der großen Handelsunternehmungen.

Dieſe richten ſich mit wenigerm Vortheil gegen Afrika und das nicht-britiſche Aſien, weil da die wenigſten Nationen von europäiſcher Geſittung ſind; mit deſto größerm Vortheil gegen

Digitized by Google

Amerika. Und dies Amerika wird noch lange Zeit für Englands Kunsterzeugnisse ein Ausweg bleiben, weil Jahrhunderte dazu gehören, ehe der Landbau dieser unermeßlichen Gegenden überflüssige Hände zu Fabriken geben kann.

Das Monopol von Brasilien hat Großbritannien schon, und die Maasregeln, es zu behaupten, sind keineswegs vernachlässigt. Brasilien kann und wird, durch die Natur seines Bodens, seiner Lage, immer binnen zwanzig Jahren die eigne Bevölkerung verdoppeln; denn dies ist das Verhältniß des Menschenzuwachses in Gebieten, wo alles denselben begünstigt, nichts ihn hemmt.

Das spanische Amerika, wenigstens der nun freie Theil, bietet gleiche Hoffnungen an. Es kann den Völkern am La Plata und in den Venezuela's nicht mehr an ihrer Freiwerdung gelegen sein, als dem britischen Kabinet. Schon hat England dahin den ungehinderten Absatz seiner Produkte, und dieser wird, mit der Befestigung des Friedens, mit der rascher wachsenden Bevölkerung nothwendig wachsen.

Nordamerika fügt jedes Jahr zu seiner frühern Anzahl von Menschen, die nach Erzeugnissen britischen Kunstfleißes fragten, fünfmalhunderttausend neue hinzu. Dies war bisher ungefähr das Verhältniß der jährlichen Bevölkerungszunahme. In gleichem Verhältniß muß der britische Waarenabsatz gewinnen. Konkurrenz im Seehandel hat England keine von europäischen Mächten zu besorgen. Der letzte Krieg hat alle Marinen zerstört, nur die britische nicht. Es hängt von England ab, jedes Emporkommen einer neuen Schiffsmacht zu verhindern, denn es kann sie im Werden zerstören.

So beruhigend diese Aussichten sein mögen, sind sie doch aber nur erst aus weiter Ferne, nicht für den nahen, dringenden Augenblick berühigend. Wie schnell auch die Bevölkerung von Amerika wachsen möge, geht sie dennoch zu langsam für die britischen Fabriken. Der Verlust, welcher im Waarenabsatz entstand, kam jählings; die Entschädigung für das in Europa Verlorene erfolgt nur nach und nach.

Napoleon, mit seinem riesenhaften Geist und seinen Riesenmitteln, die er so gewandt zu handhaben wußte, hat dem britischen Staate Wunden versetzt, an denen sich derselbe verbluten kann, wenn nicht durchgreifende Rettungsmittel gebraucht werden.

Oeffentliche Arbeiten. — Landvertheilung an die Plebejer. — Auswanderungen. — Kriege.

Ohne Zweifel das kräftigste Mittel, sagt unser Briefsteller von St. James, großes Unglück zu verhüten, wäre der dürftigen Volksklasse Beschäftigung zu geben, wäre diese Beschäftigung auch für den Staat oder für die Partikularen, welche sie geben, gar nicht von Nutzen. Genug, wenn nur für den Augenblick hunderttausend Arbeiter sich nähren könnten. England kann schon Stoff dazu liefern. Es hat gar nicht nöthig, Pyramiden, nach Art der alten Pharaonen, auftthürmen zu lassen. Da sind wohl noch Gegenden zu entsumpfen, Kanäle zu bauen, öde Felder urbar zu machen u. s. w. Nur keine Arbeitshäuser, keine philan-

Digitized by Google

thropiſche Fabriken, wie man dergleichen auf dem feſten Lande häufig hat, wo man die Armen, um ſie zu unterhalten, ſelbſt mit Schaden für den Staat, der die Arbeitshäuſer aufrichtete, arbeiten läßt. Denn während der Staat da in menſchenfreundlicher Abſicht Summen aufopfert, ſchadet er zugleich durch neue Konkurrenz dem Beſtehen der Privatfabriken, und vernichtet er den freien Gewerbsfleiß der Nation. Um ein Uebel zu verbeſſern, ſtiftet er zwei neue. Lieber geradezu Pyramiden gebaut, als Unternehmungen gemacht, die Aehnlichkeit mit Gewerbsarten haben, welche von Partikularen getrieben werden können.

Oder man mache es mit den brodloſen Fabrikarbeitern in England, wie es im Elſaß bei vielen Fabriken der Fall iſt. Der Gewerbsherr gebe jedem ſeiner Arbeiter ein Stück Feld oder Gartenland zu bauen, wo ſie ſich Gemüſe und Erdäpfel pflanzen können; wo ſie, wenn in der Fabrik gefeiert werden muß, ſich, und ſonſt Weib und Kind, beſchäftigen; wo ſie für jeden Fall Bürgſchaft gegen Hungersnoth finden; wo ſie wieder mit der Natur, mit dem Reiz ländlicher Genüſſe, die Leib und Geiſt ſtärken, vertrauter werden, und wovon ſie durch die Einförmigkeit und den trocknen Mechanismus der Fabrikthätigkeit entwöhnt ſind.

So hat man auch den Taglöhnern, die man bei Turin braucht, in der ſchönen ländlichen Anlage von la Mandria de Chivas Gartenland vertheilt, und gerade dies knüpft den Eigenthümer und den Arbeiter, den Arbeiter und den vaterländiſchen Boden enger zuſammen.

Dieſe Gedanken unſers Briefſtellers ſind auch ſchon von andern Briten, bisher aber mit wenigem Erfolg, geäuſſert worden. Man kennt Owens Vorſchläge zur Verſorgung der Armen. Aber ſie wurden ſelbſt vom Parlament verworfen. Vielleicht weil ſie geradezu im Gegenſatz von der bisherigen Art der Armenunterſtützung ſtanden, waren ſie zu fremd. Inzwiſchen hat eben im gegenwärtigen Frühjahr (1820) der König die Idee friſch aufgenommen. Der Lordmajor von London und der Erzbiſchof von Canterbury haben den ganzen Plan der Verſorgungsanſtalt, und wie dabei die nöthige Aufſicht geübt werden müſſe, entworfen. Die weite Haide der königlichen Domäne von Dartmoor ſoll urbar gemacht werden, und zwar mit Karſt und Spaten durch bettelarme Familien. Freilich iſt das nur für die ungeheure Menge der Brodloſen eine Kleinigkeit; aber doch ein Beiſpiel, wenigſtens eine Ermunterung zur Beſchäftigung derjenigen, welche gegenwärtig in den eigentlichen Armenhäuſern gefüttert werden müſſen.

Am durchgreifendſten würde aber geholfen, wenn die reichen Eigenthümer geradezu ihre großen Pachtgüter in viele kleine Lehen und Höfe zerſtückeln würden. Es iſt wahr, dieſe weitläufigen Pachtereien werden jetzt vortrefflich durch beſſere Vertheilung der Arbeiter und vollkommenere Ackergeräthe angebaut, ſo daß ſie ganz und gar wohl der vielen Hände entbehren könnten. Es iſt wahr, die Getreidepreiſe in England ſind im Durchſchnitt immer ſehr niedrig, oft gar zu niedrig. Ward doch das Korn im Jahr 1815 auf den Märkten ſo wohlfeil verkauft, daß man mit dem gelöſeten Gelde kaum den Dünger bezahlen konnte, welcher zur Befruchtung des Ackers nöthig geweſen war. Allein die großen Gutsbeſitzer Englands gewinnen politiſch; ſie können das Vaterland retten, und ihrem Reichthum, der jetzt

Digitized by Google

leicht ein Gegenſtand des Neides von mehr als der Hälfte der Nation wird, durch Theilnehmenlaſſen der Nation einen ſtarken Schutz verleihen, wie ſonſt durch kein andres Mittel, wie durch kein Geſetz und durch keine Heeresmacht.

Zwei Millionen Acres wären für hunderttauſend arme Familien genug. Denn mehr als zwanzig Acres könnte eine ſolche Familie, die ohne Kapital iſt, nicht bewirthſchaften. Wohnung und Vieh müßten ihnen die Eigenthümer ebenfalls vorſtrecken. Die kleinen Lehenbauern würden ſogar Mühe haben, ihrem Herrn das Land u. ſ. w. mit baarem Gelde zu verzinſen. Man müßte ſich mit Naturalien begnügen. Und liegen nicht noch in England bei ſechs Millionen Acres Land ganz ungebaut und wüſte da?

So iſt klar, England hat zwar eine ungeheure Gefahr nahe, aber auch noch ungeheure Mittel, ſich zu retten, wenn es will, und zwar Mittel, durch welche ein Theil der zahlloſen Schaaren der Nichtshabenden, der furchtbaren Feinde der öffentlichen Ordnung, in eben ſo viele Vertheidiger der beſtehenden Ordnung verwandelt werden kann.

Wenn endlich aber auch die Zerſtückelung der großen Pachtungen wirklich allgemein vollzogen würde: auch das wäre noch beiweitem nicht hinreichend, die ganze Menge der Gutloſen zu verſorgen; ſo ungeheuer iſt ihre Zahl. Es bleibt nichts übrig, dieſe beträchtlich zu vermindern, als Auswanderung, als Gründung neuer Kolonien in fremden Weltgegenden, oder Bevölkerung der alten. Die Regierung iſt aber auch wirklich ſchon zu dieſer Maasregel geſchritten, indem ſie für die Niederlaſſung am Vorgebirge der guten Hoffnung Werbungen veranſtaltete. Doch was bisher dafür geſchah, war im Verhältniß zu dem, was geſchehen müßte, viel zu unbedeutend.

Für keinen europäiſchen Staat ſind Auswanderungen ſo vortheilhaft, als für England. Denn durch das Auswandern eines und deſſelben Mannes wird das Mutterland einen überflüſſigen Produzenten los und gewinnt es dagegen in der Kolonie einen Konſumenten mehr.

Allein die Veranſtaltung großer Auswanderungen hat ihre großen Schwierigkeiten. Das Bedürfniß iſt da, aber die Befriedigung deſſelben hat Grenzen. Denn der Transport koſtet unermeßlichen Aufwand. Zehntauſend Perſonen in einen andern Welttheil jährlich zu verpflanzen und dort einzurichten, iſt das Höchſte, was in den Kräften der Regierung liegt. Die Zahl iſt klein; doch von Jahr zu Jahr wiederholt, wird ſie anſehnlich und beruhigend.

Am Ende iſt auch Krieg ein treffliches, obgleich wüſtes Entvölkerungsmittel. Unſer Briefſchreiber aus St. James kann in ſeiner Menſchenfreundlichkeit ſich nicht erwehren, auch ſeiner zu erwähnen, findet aber doch zuletzt keine andre Macht, mit der England einſtweilen kriegen könnte, als allenfalls die dereinſt mit Großbritannien nebenbuhleriſch ringen werdenden vereinten Freiſtaaten Nordamerika's. Wir wollen ihm dies Mittel ſchenken und lieber eine Betrachtung über Englands wahrhaft gefährlichen Zuſtand von andrer Seite anſtellen.

Bemerkungen über die vorgeſchlagenen Beruhigungsmittel.

Unſer Mann aus St. James, bei allen Rettungsmitteln für England, die er anzugeben weiß, und die allerdings löblich ſind, und Vieles mildern können, hat doch auf zwei Dinge, oder wenn man will, auf drei Dinge nicht Acht genug gehabt, wie es ſcheint. Denn er will beweiſen, daß England wirklich noch, bei den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote ſtehen, in keinem unerträglichen Zuſtande ſei. Wir möchten nun freilich auch nicht eben das entſetzliche Gegentheil behaupten, und noch weniger beweiſen.

Allein eins iſt gewiß, und ſo gewiß, daß es der Politiker aus St. James, der uns in die bisher zu wenig gekannten Tiefen von den Quellen aller neuern Bewegungen und Unruhen jener Inſel führt, ſelbſt nicht läugnet. Nämlich: die Noth der Nation durch Verminderung ihres Waarenabſatzes, folglich der Induſtrie, iſt groß, iſt dringend, und läßt Alles beſorgen, wenn nicht ſchleunige Rettungsmittel angewendet werden.

Nun aber entſteht die Frage: Können dieſe Kanalarbeiten und öffentlichen Unternehmungen, um müßige Hände zu beſchäftigen, ſogleich angeordnet werden? Womit ſoll der Staat, bei ſeinen andern Ausgaben, bei ſeinem großen Deficit jährlich, die Maſſe der auf ſeine Koſten angeſtellten Taglöhner zahlen? — Es würden neue Taxen und Auflagen nothwendig werden, die das Parlament zu bewilligen hätte. Man wird in Verlegenheit gerathen, zu neuen Taxen Hand zu bieten. Inzwiſchen wächſt die Noth.

Können jene großen Pachtungen ſogleich in viele kleine Bauerlehen zerſtückelt werden? Wer weiß nicht, wie tauſend Schwierigkeiten ein ſolches Unternehmen ausgeſetzt iſt; wie tiefverändernd dies in die Oekonomie jedes großen Eigenthümers eingreifen muß? Wie vielem Verdruß er ſich hinliefert, mit dreißig, vierzig bis hundert armen Familien zu ſchaffen zu haben, die ihm am Ende lange Jahre ganz zur Laſt fallen dürften, da ſie des leichten Fabrikverdienſtes gewohnt und der ſchweren Feldarbeit entwöhnt ſind? Mancher brächte wohl noch gern ſein Geld, aber nicht ſeine Lebensruhe, dem Vaterlande zum Opfer. Dabei muß man nicht vergeſſen, daß die Fabrikarbeiter, und die Verarmten überhaupt, am wenigſten moraliſch-fein fühlen, am liebſten, was man ihnen in der Noth gibt, als Schuldigkeit der Reichen annehmen und am gewöhnlichſten mit grobem Undank bezahlen. Sie werden ſich immer von den ſelbſtgepflanzten Kartoffeln nach den Fleiſchtöpfen der Fabriken zurückſehnen. Zudem iſt der Ackerbau in England ſchlecht genug lohnend. Die Getreidepreiſe ſind zu niedrig; daher liegen in England allein ſechs bis ſieben Millionen Acres Bodens brach und öde. Wohl wäre dem zu helfen, wenn man die Getreide-Einfuhr verböte. Aber das Brod im Preis ſteigern, heißt nichts anders, als Alles im Preis ſteigern, und der größere Theil der Nation käme in neue Noth. Vielleicht hat dies Mittel ungefähr eben die Schwierigkeiten, wie dasjenige, welches die brodloſen Fabrikarbeiter ſelbſt vorſchlugen und in einigen Manufakturſtädten vollzogen, nämlich Zerſtörung aller Maſchinen in den Werkſtätten. Allerdings, wenn man die Maſchinen abſchaffte, würden viele tauſend Hände nöthig werden, die jetzt durch das Maſchinenweſen

Digitized by Google

entbehrlich geworden sind. Aber die guten Leute bedachten dabei nicht, daß England, mit dem Verlust seiner Werkmaschinen, zugleich alle Konkurrenz mit dem Festlande einbüßen müsse, das eben, weil es sich der Maschinen bedient, die Waaren wohlfeiler und besser liefern würde.

In keinem Fall sind die patriotischen Vorschläge so leicht vollstreckt, als gegeben. Es hängen sich an die Ausführung zu viele andere Rücksichten, selbst wenn alle britische Eigenthümer voll der glühendsten Vaterlandsliebe, voll der unbegreiflichsten Großmuth, von allem Eigennutz frei wären, was doch vielleicht auch eben nicht gar fest vorausgesetzt werden darf. Daher mag geschehen, daß die Briten, welche ihren Zustand ohne Zweifel wohl kennen, bisher so langsam an Vollstreckung der schon mehrmals vorgeschlagenen Maasregeln gehen.

Fortsetzung. Ueber die Kunst, ein Land schnell zu entvölkern.

Um die gewaltige Opposition von sieben oder acht Neunteln der englischen Nation, die ohne Besitz ist, gegen ein Neuntel, in dessen Händen alles Eigenthum liegt, zu vernichten, oder auch nur zu lähmen, bleiben allerdings nur zwei Answege: nämlich die Nichtshabenden theils durch Arbeit in Nahrung zu setzen, theils durch Auswanderung oder durch Kriege ihre Zahl zu vermindern. Der erste Weg ist, wie gesagt, voller unüberwindlicher Hindernisse; der zweite langsam und gefährlich. Langsam — denn was sind jährlich zehntausend Auswanderer gegen die Zahl derer, die auszuwandern Bestimmung und Beruf genug haben? Und Krieg? Welche Niederlagen hätte sich England zu bereiten, um seiner Uebervölkerung frei zu werden! Und dann fielen doch nur die Männer; wie aber ists mit dem Ueberschuß des weiblichen Geschlechts zu halten?

Auch das noch scheint der Staatsmann von St. James viel zu gering anzuschlagen, daß die Entvölkerungsmittel, Auswanderung und Krieg, allenfalls bisher nur zureichend gewesen sind, den Stand der Volkszahl nicht noch wachsender werden zu lassen. England hat fast jährlich beträchtliche Auswanderungen nach Amerika; England hat seit zwanzig Jahren Kriege geführt; demungeachtet nahm die Volksmenge nicht ab.

Sehr natürlich. Jährlich werden der Kinder mehr geboren, die den Abgang ersetzen. Dort auf der Insel, wie auf dem festen Lande, haben gewöhnlich die armen Familien den reichlichsten Kindersegen. Der Grund davon ist bekannt genug. Nicht nur daß Ueppigkeit die Reichen entnervt, während Einfalt der Lebensart den Armen stärkt, meiden auch die reichen Häuser die allzugroße Kinderzahl aus ökonomischen Gründen. Ferner ists bekannt, daß eben die Fabrikarbeiter, bei ihrer Beschäftigungsweise, bei ihrem Treiben im Leben, den meisten Reiz zu wollüstigen Genüssen haben.

Der bekannte staatswirthliche Rechner Malthus hat sich gut mit seinem Grundsatz getröstet: die Bevölkerung eines Landes hält immer gleichen Schritt mit der Fähigkeit des Landes, seine Bevölkerung zu ernähren. Wenn schon in England der beschränkte Waarenabsatz die Thätigkeit der Werkstätten schwächt, behält das Land darum nicht minder das Vermögen, eine ungeheure

Digitized by Google

Zahl überflüssig gewordener Leute zu füttern. Dies Vermögen beruht aber vorzüglich in der natürlichen Humanität der Nation, welche nicht geradezu Familien hundertweise vor ihren Augen des Hungertodes sterben lassen will; in den Kapitalien der Grundbesitzer, die, gern oder ungern, Aufopferungen machen müssen, um die Hungrigen zu sättigen und die Nackten zu kleiden; und endlich in der Leichtigkeit, die Lebensbedürfnisse durch Zufuhr wohlfeiler herbeizuschaffen aus der Fremde, als sie im Inlande vom harten Boden gewonnen werden können.

Genug, welche Mittel man auch wähle, den Ueberfluß von Menschen in England zu vermindern, sie können nur ungemein langsam wirken. Und das eben scheint das Gefährliche für England zu sein, weil beinahe eine Million brodloser Menschen dadurch den Gährungsstoff in sieben bis acht Millionen Unbegüterter zu nähren fortfährt.

Gesetzt endlich auch, England müßte theils auf den vorgeschlagenen Wegen, theils durch bis jetzt noch nicht bekannte Mittel den Ausbruch des innern Kriegs der verzweifelnden Nichtshabenden gegen die Alleshabenden zu verhindern; Ordnung und Gesetz zu behaupten; alles im verfassungsmäßigen Gang zu erhalten: so würde daraus zuletzt eine Ordnung der Dinge hervortreten, wie Europa bisher noch nirgends sah. Und wer möchte behaupten, daß eine solche Ordnung der Dinge, wie die englische werden müßte, oder vielmehr wirklich schon ist, glücklich, nachahmungswürdig oder von langer Dauer sein werde? Und dies ist das dritte, was der Mann mit den Briefen von St. James nicht scharf erwogen zu haben scheint.

Unausbleibliche Einwirkung des britischen Nationalzustandes auf die britische Verfassung.

Die englische Staatsverfassung, diese edle Frucht eines besonnenen Nationalgeistes und der Gewalt der Umstände, galt bisher allen gebildeten Völkern als ein bewundernswürdiges Vorbild. Aber auch diese Verfassung scheint das Schicksal aller menschlichen Werke, auch der vortrefflichsten, leiden zu müssen, daß sie nämlich, wenn sie sich schon in ihrer ursprünglichen Reinheit bewahrt, dennoch durch die vollkommene Verwandlung der äussern Umstände untauglich wird.

Als sich die britische Verfassung ausbildete, war noch Vermögen und Eigenthum in der ganzen Nation gleichförmiger und in mildern Abstufungen verbreitet. Daher, als sich in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Deputirten der Grafschaften von den Baronen und hohen Geistlichen im Parlament trennten und mit den Abgeordneten der Städte vereinigten, also, daß das Parlament in ein Unter- und Oberhaus geschieden ward, hatte das Haus der Gemeinen noch, nicht nur Rechte, sondern auch Interessen des Volks zu vertheidigen. Dies findet jetzt nicht mehr statt. Das Volk hat wohl noch gewisse konstitutionelle Rechte, aber die Interessen, welche vom Besitz und Eigenthum entspringen, liegen in der Hand Weniger, die jetzt die plebejische Aristokratie darstellen. Die große Masse der Nation, acht Neuntel derselben, ist arm, dienstbar, abhängig geworden vom Kleinsten, nicht durch das Gesetz, sondern durch die ungleiche Vertheilung des Vermögens. Sie hat der plebejischen Aristokratie, dem

Digitized by Google

Patriziat, dem Hof nichts Imposantes mehr entgegenzustellen, als ihre Menge, ihre physische Ueberlegenheit.

Angenommen, dieser Zustand währe fort, so sieht Europa in seinem Schooße eine ganze Nation ohne Eigenthum, arm, zinsbar und mit allen ihren Kräften als wahres Eigenthum einigen tausend Reichen angehörend; eine Nation, gewissermaßen aus Leibeigenen bestehend, nur dadurch von den Leibeigenen des Mittelalters verschieden, daß sie mehr Bildung haben und in bürgerlichen Rechten ihren Leib- und Gutsherrn vor dem Gesetz gleich stehen. Ich zweifle beinahe, daß es vielen Europäern gefallen möchte, unter dieser Bedingung das Glück zu haben, freie Engländer zu heißen.

Daß die Reichen so übereich, die Armen so nichtshabend geworden sind, ist weder die Schuld der Reichen, noch der Armen. Es geschah allmälig, alles auf rechtliche Weise. Allein man muß nicht glauben, daß ein solcher Zustand, der, wie rechtlich er auch sei, drückend bleibt, jemals irgend einer Nation in der Welt lange habe gefallen können.

Das Mißverhältniß des Vermögens, der schroffe Abstand des Reichthums der Volksminorität gegen die Armuth der Volksmajorität war der erste Keim aller Gährungen, welche das alte Rom zu innern Kriegen, zu stürmischen Verfassungsänderungen, endlich selbst zum Untergang führte. Auch das souveräne römische Volk anerkannte die Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit des Reichthums der Patrizier, aber gequält von der Freudenlosigkeit des eigenen Zustandes, von seinen Schulden niedergehalten, vor seinen Gläubigern und deren Härte zitternd, beschloß es endlich Auswanderung und Gründung einer neuen Stadt. Es zog hinaus auf den heiligen Berg. Wollte das Patriziat wieder ein römisches Volk haben, so mußte es unterhandeln. „Können arme, aber dennoch freie Bürger sich mit reichen und so ehrsüchtigen Edeln vereinigen?“ fragten die Ausgewanderten. Man mußte ihnen die Schulden erlassen und Gewährleistung für die Zukunft durch Abänderung der Konstitution, durch Aufstellung von Volkstribunen geben. So entsprang der Kampf der Tribunen gegen die Senatorialmacht. So nachher das Licinische Ackergesetz: niemand solle über fünfhundert Jugera vom Gemeinland besitzen, alles übrige unter die Plebeier vertheilt werden; ein Gesetz, welches, mit der Zeit wieder ausser Acht gelassen, nach zweihundert Jahren die Gracchen erneuerten.

In England besteht, rücksichtlich des Vermögensverhältnisses, derselbe Zustand. Die Wirkungen werden dieselben sein müssen, sie mögen früh oder spät eintreten. Wer weiß, welchen heiligen oder unheiligen Berg sich die britischen Plebejer zur Rettung auswählen werden? Schon unter König Richard II erhob sich das gemeine Volk, damals noch im Besitz von Grundeigenthum, als die willkührlichen Auflagen zu widerlich wurden. Daraus folgte zuletzt die Befreiung des Landvolks und das Verschwinden der Leibeigenschaft.

Der gespannte Zustand, in welchem sich gegenwärtig ein Theil der englischen Nation gegen den andern befindet, und nothwendig befinden muß, kann unmöglich, weder für den einen noch den andern Theil, angenehm sein, noch ohne Einwirkung auf die Verfassung. Diese Einwir-

Digitized by Google

kungen können und werden nicht ausbleiben, je nachdem eine oder die andere Partei das Uebergewicht empfängt. Ja, sie haben schon begonnen durch mancherlei Exzeptionen und Suspensionen einzelner Gesetze, wozu die Aristokratie zu ihrem Schutz greifen mußte. Aber eben diese Exzeptionen sind Beeinträchtigungen der Rechte und Freiheiten besonders desjenigen Theils der Nation, der ausser diesen Rechten nichts mehr hat. Muß man sich denn wundern, wenn die Radikal-Reformers eine andre, dem Zustand der Nation angemessenere Repräsentation der Nation verlangen? Ist denn ihr Begehren wirklich so ganz chimärisch, wenn sie auch die Mehrheit des britischen Volks mit deren Rechten im Parlament vertreten sehen will?

Wirklich ist nicht nur die Masse alles Grundeigenthums und aller Kapitalien, sondern zugleich damit auch die Staatsgewalt in den Händen eines Neuntels der Nation ausschließlich. Nicht nur ist das Recht, Deputirte zum Parlament zu wählen, durch beibehaltene Oertlichkeitsvorzüge höchst ungleich geworden, so daß elende verfallene Burgflecken es üben können, während große Städte desselben genußlos sind, sondern es sind nur Personen ins Parlament wahlfähig, die von ihren eigenen Gütern jährlich fünfhundert Pf. Sterl. Einnahme haben und von der Krone durch kein Amt abhängig sind. Weil aber auch derjenige, welcher in der Wahlversammlung nur sein Stimmrecht ausüben will, als Freeholder ein Vermögen aufweisen muß, das wenigstens jährlich zwanzig Pf. Sterl. Einkünfte abwirft, so geschieht es, daß nur ein sehr geringer Theil der Nation an der Wahl ihrer Stellvertreter theilnehmen kann, und daß, wie man berechnet hat, beinahe die Hälfte der Deputirten im Parlament nur durch etwa fünf- oder sechstausend stimmfähige Leute ernannt sind. Weder in Deutschland, noch in Frankreich, noch weniger in Amerika wird man ein solches Verhältniß der Stimmfähigen und der Wählbaren zu der Masse der Nation gerecht und weise nennen, oder sich selbst wünschen.

Wie man auch die Lage des englischen Volks betrachten mag, es bleibt in ihr viel Unnatürliches, welches durchaus von keiner bleibenden Dauer sein kann. Der Drang der Plebeier gegen die bestehende Geldaristokratie wird nicht enden, und eben durch diesen heimlichen Bürgerkrieg wird England geschwächter stehen, als es bei seinen Heeren, Flotten und Handelsmonopolen zu sein scheint. Wer kann die Eingriffe der künftigen Zufälle in den Gang so vielfach verwickelter Dinge berechnen?

Sollten die Plebeier, durch diese Zufälle, oder weil die Aristokratie, um nicht alles einzubüßen, gutwillig weicht, Eintritt ins Parlament, verhältnißmäßigere Repräsentation der gesammten Nation erringen, so ist vorauszusehen, daß nicht nur die Exzeptionen und Suspensionen plötzlich verschwinden, sondern auch solche Veränderungen in der britischen Gesetzgebung erfolgen würden, durch welche der Nation das Erwerben von Eigenthum wieder erleichtert werden müßte, und sollte es zuletzt durch ein neues Ackergesetz sein. Das aber wäre der vollendete Umsturz der Verfassung; das die Hervorrufung des Bürgerkriegs; das eine Unabhängigkeits-

Digitized by Google

erklärung des britischen Ost- und Westindiens; das eine Zersplitterung des jetzt monopolisirten Welthandels; das eine Kultur-Verwandlung Europens.

Greifen wir den Propheten nicht ins Amt!

Hoffentlich werden die Leser dieser Abhandlung aber, indem sie nun einen tiefen Blick in das bedenkliche Hauswesen der Engländer geworfen haben, sich mancherlei räthselhafte Erscheinungen des Tages erklären können, als da sind: die Klagen der englischen Manufakturen über Absatz der Waaren bei ihrem ausschließlichen Handel; — die Nachgiebigkeit des Unterhauses und die Eintracht desselben mit Oberhaus und Ministern in den allerwichtigsten Angelegenheiten Englands; — die ängstliche Thätigkeit Britanniens zur Erweiterung seiner Besitzungen und Rechte in andern Welttheilen; — das Zurückhalten eines Königs von Portugal in Brasilien; — die stille Begünstigung der Insurrektionen des spanischen Amerika's; — die wunderbaren Züge der Reformer und Radikalen in Altengland, ihr gespensterhaftes Erscheinen und Verschwinden, ihr lockerer und immer leicht zu theilender Zusammenhang; — der Ruhm der britischen Verfassung und ihre Untauglichkeit in gegenwärtigen Zuständen der Nation.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Landwirthschaftliche Armenschule im Kanton Zürich.

Die Regierung von Zürich hatte im Jahr 1817, durch die damalige aus Theurung der Lebensmittel und Mangel an Arbeitsverdienst entstandene Noth veranlaßt, eine eigene Kommission, unter dem Vorsitz des Hrn. Staatsraths Escher von der Linth, beauftragt, sich mit den Verhältnissen der durch jene Noth vorzüglich gedrückten Gebirgsgegend des Landes und der ärmern Gemeinden des Kantons sorgfältig bekannt zu machen, um, was von Seite der Regierung Zweckmäßiges, nicht für ihre augenblickliche Unterstützung — denn dafür war bereits gesorgt worden — sondern für eine gründliche Abhilfe ihres physischen, ökonomischen und sittlichen Verfalles geschehen könnte, derselben vorzuschlagen. Unter den seither durch diese Beauftragten gemachten und von der Regierung genehmigten Vorschlägen zeichnet sich die Stiftung einer landwirthschaftlichen Armenschule, nicht durch die Größe und Kostbarkeit des Unternehmens, hingegen aber durch die prunklose Einfachheit seiner Einrichtung und durch seine in den zwei ersten Jahren bewährte Nutzbarkeit aus.

Der Beschluß für die Gründung der Anstalt ward im Jänner 1818 gefaßt und in angesäumte Vollziehung gebracht. Sein wesentlicher Inhalt ist folgender: 1. Ein dem Staat zugehöriges Pachtgut, von 160 Jucharz Umfang, in der Kirchgemeinde Töß, nahe bei Winterthur (der

Bläsihof genannt), wird, auf eine Probezeit von vier Jahren, zu Errichtung einer landwirthschaftlichen Armenschule bestimmt, in welche Knaben aus den erwerblosen Berggegenden des Kantons aufgenommen werden sollen, um da zu tüchtigen Güterarbeitern erzogen zu werden. 2. Eine Aufsichtskommission von fünf Mitgliedern übernimmt die Einrichtung und Leitung der Schule sowohl, als diejenige der Bebauung des Pachtgutes. 3. Dieselbe ist ermächtigt, einen Schaffner mit einer Gehilfin, drei Oberknechte, drei Unterknechte und zwei Mägde anzustellen, welche das Pachtgut nach ihrer Anleitung und mit Hinsicht auf die Zwecke der Lehranstalt, auf Rechnung des Staats bebauen. 4. Die Aufsichtsbehörde nimmt im ersten Probejahr bis auf fünfzehn Knaben aus den ärmern Gemeinden als Zöglinge an, von denen die eine Hälfte im Alter von sechszehn, die andre von vierzehn Jahren sich befinden soll; sie bleiben vier Jahre in der Anstalt und werden in derselben genährt, gekleidet, zu allen landwirthschaftlichen Arbeiten angehalten und unterrichtet. Neben dem landwirthschaftlichen Unterricht wird dafür gesorgt, daß die Zöglinge in Religion und Sittlichkeit, so wie im Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang Unterricht empfangen, und daß sie zu guten und nützlichen Menschen gebildet werden. 5. Für den Unterricht der Zöglinge, sowohl in den landwirthschaftlichen Arbeiten, als auch in den übrigen in der Schule zu erwerbenden Kenntnissen und Fertigkeiten, wird ein Lehrer angestellt, der sich ausschliessend mit den Zöglingen beschäftigt, mit ihnen arbeitet, sie beständig im Auge behält und zu allem Guten anleitet. 6. Zur unmittelbaren Aufsicht und zu wöchentlichem Besuch der Anstalt wird ein in der Nähe wohnender, gebildeter und mit den Zwecken der Anstalt vertrauter Mann als Aufseher geordnet, der alle Rechnungen des Schaffners untersucht, und dafür sorgt, daß sowohl die Benutzung des Gutes, als auch der Gang des Lehrinstituts genau den Zwecken desselben und den hierüber zu ertheilenden Anweisungen gemäß geschehen. 7. Die Aufsichtsbehörde ertheilt sowohl dem Aufseher, als auch dem Schaffner und dem Lehrer der Anstalt, in umständlicher Instruktion, die Vorschriften, nach denen das Gut benutzt und die Angestellten und Zöglinge der Anstalt behandelt werden sollen, so wie über die Verhältnisse, worin dieselben gegeneinander stehen.

Das Staatsgut befand sich in einem sehr vernachlässigten Zustande, und ein großer Theil der für das erste Jahr der neuen Anstalt angewiesenen sechszehntausend Franken mußte auf die Verbesserung seiner Gebäude und Güter verwandt werden. Auf einen ersten befriedigenden Jahresbericht wurden für die Bedürfnisse der Anstalt, zum Theil nochmals für Bauten im Jahr 1819 (über den Ertrag der Güter hinaus), 6000 Fr., und zu Anfang 1820, für dieses Jahr, worin die Zahl der Zöglinge auf fünfundzwanzig vermehrt werden soll, fünftausend Fr. angewiesen. Dem umständlichen zweiten Jahresbericht sind die nachstehenden Angaben enthoben, welche über den Gesammtzweck und die Ergebnisse der Schule Aufschlüsse ertheilen, die vermuthlich einer allgemeinen Theilnahme werth gefunden werden dürften.

Die Anstalt (so drückt sich der Bericht aus) befaßt jetzt siebenzehn Zöglinge, aber sie hat auch dem Staate im verflossenen Jahr unmittelbar und mittelbar zur Verbesserung der ihr

Digitized by Google

übergebenen Güter, eine so bedeutende Geldaufopferung und der Aufsichtsbehörde so viele Mühe verursacht, daß sich zunächst die Frage darstellt: Lohnt es sich auch der Mühe für den anscheinend so beschränkten Zweck, einen solchen Aufwand verschiedenartiger Kräfte zu machen? Die Beantwortung dieser Frage mag ohne Zweifel am sichersten aus einem Rückblick auf die Entstehung und den eigentlichen Zweck der Anstalt hervorgehen.

Als im letzten Viertheil des abgewichenen Jahrhunderts der Handelsgeist unsrer Stadtbürgerschaft und der damalige Zustand der europäischen Fabrik-Industrie der Baumwollen-Manufaktur im Kanton Zürich eine solche Ausdehnung gaben, daß sich ein Viertheil von dessen Bevölkerung mehr und minder ausschliessend damit beschäftigte, und dadurch in den rauheren Berggegenden des Kantons die bloß Fabrikarbeit treibende eigenthumslose Menschenklasse auf eine fast unglaubliche Art sich vermehrte, erhob sich im Kreise der Regierung sowohl als ausser demselben, unter ängstlich besorgten Freunden des Vaterlands, manche Stimme über das Gefährliche dieses Ganges des einheimischen Gewerbsfleißes. Was soll einst aus dem unverhältnißmäßigen Bevölkerungs-Zuwachs werden, wenn der Industriezweig, welcher ihn hervorrief, ins Stocken geräth? — fragte man sich einander. Niemand wußte beruhigenden Bescheid, aber die auffallende Vermehrung des Wohlstandes im Lande und das ausserordentliche Anseigen des Ertrags der Handelsabgabe, wodurch jede andere Staatsabgabe entbehrlich ward, beseitigte jede Maasnahme gegen die Folgen dieses einseitigen Ganges des Gewerbsfleißes und des ihn begleitenden Bevölkerungs-Zustandes. Und in der That, wenn auch die damalige Regierung schon die Hunderte von Spinnmaschinen und die Hemmung jedes freien Industrieverkehrs in Europa vorausgesehen hätte — welche vorbiegende oder hemmende Anstalten konnte oder sollte sie treffen? Es gibt Verhältnisse im Gang der menschlichen Gesellschaften, und fast alle seine höhern, tiefeingreifenden Verhältnisse sind von dieser Art, gegen welche auch die kräftigsten Anstrengungen der Regierungen nichts vermögen, und wohl eher noch die gefürchteten Entwickelungen befördern helfen. So mußte auch die ängstlichste Sorgfalt dem immer weiter greifenden Uebergewicht einer unsichern Handels- und Fabrikations-Industrie unthätig zusehen. Die gefürchtete Katastrophe der Stockung dieses Gewerbszweiges entwickelte sich unerwartet schnell, und das Hungerjahr 1817 steigerte die Folgen der eingetretenen Erwerbslosigkeit zu einer furchtbaren Größe. Durch ausserordentliche Anstrengungen wurde dem schreiendsten Elende möglichst entgegengearbeitet, und die Zeit der Noth ging ohne sehr nachtheiligen Einfluß auf Bevölkerung und Gesundheitszustand vorüber. Die Erwerbslosigkeit der vormaligen Baumwollenspinner fand inzwischen einen sehr unvollkommenen Ersatz in dem wieder eingetretenen Ueberflusse der Lebensmittel, und sie blieb fortdauernd ein Gegenstand landesväterlicher Aufmerksamkeit der Regierung. Wie kann aber auch die wohlwollendste und mit den kräftigsten Hilfsmitteln versehene Regierung auf solche Verhältnisse einwirken? Wir haben Regierungen gesehen, die mit großer Machtvollkommenheit gegen nachtheilig erachtete Verhältnisse des Gewerbsfleißes und andrer Angelegenheiten ihrer Völker entscheidende Maasnahmen anwandten: die Armentaxe in

Digitized by Google

England, die Sperrung der Einfuhr fremder Fabrikerzeugniſſe in faſt allen Staaten Europa's, und das ſogenannte Kontinentalſyſtem ſind ſprechende Beiſpiele dieſer Art, welche auch den Beweis leiſten können, wie leicht der Erfolg dem urſprünglichen Zwecke ſolcher großen Maasregeln ſich völlig widerſprechend zeige.

Ungeachtet es keineswegs an lauten Stimmen fehlte, welche auch die Regierung von Zürich zu (si magna licet componere parvis) großen Maasnahmen aufriefen, um den innern Arbeits- und Gewerbsfleiß kräftig zu heben, und ihnen ſowohl als der Landwirthſchaft, durch Einfuhrverbote, Einfuhrtaxen u. ſ. w., unter die Arme zu greifen, ſo iſt dieſelbe doch unverrückt in derjenigen Stellung geblieben, die ihren Verhältniſſen, und eigentlich den Verhältniſſen jeder Regierung angemeſſen ſind. Sie unterließ jede gewaltſame Maasregel, welche leicht ganz andre Folgen, als die beabſichtigten, haben konnte, und ſie benützte ſich, Einleitungen zu treffen und Winke zu ertheilen, um neuen, veränderten, den Zeitbedürfniſſen angepaßten Erwerbszweigen Weg zu bahnen. Sie gebot nicht den, wahre Induſtrie ertödtenden, ausſchlieſſenden Gebrauch inländiſcher Fabrikerzeugniſſe, zum Beiſpiel des Landtuchs für die Miliz; aber ſie ſetzte die inländiſchen Fabriken in eine wohlthätige Konkurrenz mit den ausländiſchen. Der Gebrauch fremder Taglohner bei verſchiedenen Handwerkern ward nicht verboten, aber junge Leute aus den erwerbsloſen Gegenden des Landes wurden durch Unterſtützung zu dieſem ſichern Erwerb aufgemuntert. Daß ein paar Dutzend Jünglinge, die bis dahin zu dieſem Erwerbe hingeleitet wurden, dabei ihr Auskommen finden, iſt freilich, mit Hinſicht auf das viel größere Bedürfniß, nicht ſehr wichtig; deſto wichtiger aber iſt die Aufſtellung dieſer Beiſpiele für jene erwerbsloſen Gegenden. Ob dieſelben nachgeahmt werden oder nicht, das ſteht dahin; es muß dies dem freien Willen der Menſchen überlaſſen werden; durch irgend einen Zwang würde die Regierung aus ihrem wahren Verhältniß heraustreten und in Gefahr kommen, mehr Schaden als Nutzen zu ſtiften; das aufgeſtellte Beiſpiel, die dargebotene Erleichterung hingegen waren ihrer Stellung angemeſſene Vorſorgen.

Von ähnlicher Art iſt die Einrichtung der landwirthſchaftlichen Armenſchule. Die Hinleitung der erwerblos gewordenen Bevölkerung der armen und rauhen Berggegenden zur Landwirthſchaft mußte als eines der zuverläſſigſten Hilfsmittel gegen die Folgen der eingetretenen Stockung des Fabrikerwerbs erſcheinen. In den mit Landbau beſchäftigten Gegenden des Kantons wird über Mangel für die Landwirthſchaft tauglicher Arbeiter und Dienſtboten geklagt, und wer die weiten, flachen Höhen zwiſchen den Thälern des Glatt- und des Töß-Fluſſes durchwandert, wird wohl kaum mehr zu behaupten geneigt ſein, daß die Landwirthſchaft im Kanton Zürich die höchſte Stufe ihrer Kultur und ihres Umfangs erreicht habe.

Die Gründung einer Pflanzſchule für wohlerzogene Güterknechte war alſo unter den eingetretenen Umſtänden eine der wohlthätigſten Maasnahmen, und die Verlegung dieſer Pflanzſchule in jene noch ſo mangelhaft angebaute, für ziemlich unfruchtbar gehaltene, ausgedehnte, hohe Gegend war ein Umſtand, welcher den Werth der Anſtalt noch vermehrte, durch den

Digitized by Google

darin allmälig zu leistenden Beweis der genügenden Fruchtbarkeit des Bodens bei zweckmäßiger Bearbeitung.

Daß eine solche landwirthschaftliche Pflanzschule nicht die ganze Zahl derjenigen erwerbslosen Jünglinge aus den Bergegenden aufnehmen kann, für die es wünschbar wäre, daß sie der Landwirthschaft zugewandt würden, ist leicht begreiflich, und es konnte weder in den Absichten, noch in den Pflichten der Regierung liegen, durch unmittelbares Einschreiten auf einmal eine Umwälzung in dem Beruf und in der Lebensweise der Bewohner jener bedrängten Landesgegend zu bewirken. Ein Wink an sie über das, was ihr eigner Vortheil erheische, die wirkliche Aufstellung eines Beispiels dessen, was Zeitbedürfniß geworden ist, und die Darbietung einer Anstalt, in welcher ganz hilflose Zöglinge zu dem sichern und befriedigenden Beruf der Landwirthschaft hingeführt werden, war alles, was verlangt werden konnte. Mehr zu leisten, kräftiger einzuschreiten, würde, wenn auch der Regierung alle erforderlichen Hilfsmittel zu Gebot gestanden wären, völlig unzweckmäßig gewesen sein. So wie der einzelne Mensch nur dann die volle Entwickelung seiner Kräfte erhält, wenn er diese gehörig zu brauchen erlernt hat, eben so mögen Gemeinheiten und ganze Bezirke sich zu einem selbstständigen, ökonomischen Zustand nur alsdann erheben, wenn sie durch eigene Anstrengung und freien Willen ihre Erwerbsquellen öffnen.

Dem bestimmten Auftrag der Regierung gemäß war das Hauptaugenmerk der Aufsichtsbehörde dahin gerichtet, die Zöglinge vor allem aus zu einer sittlich-religiösen, ununterbrochen thätigen Lebensart zu gewöhnen. Sie wurden nicht im Winter aufgenommen, wo mehr sitzende Beschäftigung und regelmäßiger Schulunterricht statt hat, sondern man nahm dieselben in solchen Jahrszeiten auf, wo sie auch sogleich den ganzen Tag in freier Luft mit landwirthschaftlicher Händearbeit zubringen konnten, deren Angewöhnung, als Hauptzweck der Anstalt, also sich darstellen sollte, daß der Schulunterricht nur untergeordnet, im Winter und bei schlechter Witterung betrieben wird. Es gereichte der Aufsichtsbehörde zu großer Beruhigung, theils bei ihren öfteren Besuchen der Anstalt, theils durch die regelmäßig eingehenden Berichte des Lehrers, die Ueberzeugung schöpfen zu können, daß die Anstalt, in Hinsicht einer guten Erziehung der Zöglinge, allen billigen Erwartungen und Wünschen vollkommen entspricht. Einige derselben wurden dem Bettler- und Vagabunden-Leben entrissen; andre kamen aus dumpfigen Spinnmaschinen, und alle ohne Ausnahme so schrecklich vernachlässigt in die Anstalt, daß die Behörde mit schmerzlichen Empfindungen die furchtbare Stufe von physischer und sittlicher Vernachlässigung, und zum Theil selbst Verdorbenheit, wahrzunehmen Gelegenheit hatte, die leider in gewissen Landesgegenden unter der Jugend angetroffen werden. So schwierig nun die bessern Angewöhnungen der zuerst aufgenommenen Zöglinge, an Reinlichkeit, Ordnung, Anstand und ununterbrochene Thätigkeit, auch waren, so kamen sie dennoch durch die ausharrende Anstrengung des Lehrers glücklich zu Stande, und die mitgebrachten Verkehrtheiten und Unarten wurden gänzlich verscheucht. Die Zöglinge unterhalten sich von ihren Arbeiten; sie

Digitized by Google

unterrichten einander ſelbſt, weiſen ſich freundſchaftlich zurecht, lieben und unterſtützen ſich gegenſeitig brüderlich; ſie ſind an regelmäßiges Gebet, angeſtrengte und ununterbrochene Arbeit gewöhnt und haben Freude am Unterricht; ſie reinigen ihren Körper und ihre Kleidung ſelbſt, tragen für dieſe die möglichſte Sorge; ſie blühen auf, ihre Kräfte und Anlagen entwickeln ſich, und gewiß wird Niemand ohne freudige Empfindungen dieſe kleine Schaar muntrer Knaben an ihr Tagwerk gehen ſehen, wenn er an ihren vorigen vernachläſſigten Zuſtand zurückdenkt. Werden jetzt neue Zöglinge aufgenommen, ſo finden ſie ſich gleichſam in eine andre Welt verſetzt; niemand nimmt mehr an ihren Unſittlichkeiten Theil, ſie zeichnen ſich überall durch Unbehilflichkeit, Unordentlichkeit und Trägheit aus, ſie fühlen ſich verlaſſen, — und die Erfahrung beweiſet, daß ſie ſich durch das ihnen von allen Seiten vorſchwebende gute Beiſpiel eben ſo leicht und eben ſo bald angezogen fühlen, als der noch unverdorbene Knabe vom böſen Beiſpiele hingeriſſen wird, wenn er ſich von dieſem umgeben ſieht.

Wie einleuchtend und befriedigend aber auch der bisherige Erfolg der Anſtalt aus dem Vorgeſagten ſich darſtellt, ſo iſt doch ihre Nützlichkeit noch ausgedehnter, als beim erſten Anblicke ſcheinen möchte. Es iſt nun durch dieſe Pflanzſchule erwieſen, daß der bis in ſein ſechszehntes Jahr in Spinnſtuben erzogene Knabe noch keineswegs für die landwirthſchaftlichen und für andre, körperliche Anſtrengung erheiſchende Berufsarten verdorben iſt. Pflichttreue und gewiſſenhafte Gemeindsvorgeſetzte ſehen jetzt das Beiſpiel vor ſich, wie die erwerbloſe Jugend ohne Schwierigkeit zum Landbau angeführt und an einen ſittlich thätigen Lebenswandel gewöhnt werden kann. Es iſt nun die Sache der für das Wohl ihrer Gemeinden ernſtlich beſorgten Vorſteher, dieſes Beiſpiel zu benutzen, und, nicht zwar überall die Form dieſer Anſtalt, aber ihr inneres Weſen und ihren Geiſt für eine beſſere, zeitgemäße Erziehung der Jugend nachzuahmen. Es iſt nicht die Regierung, welche ſich mit dieſen innern Angelegenheiten der Gemeinden zu befaſſen hat; ein ſolches, dem erſten Anſchein nach vielleicht für ſehr landesväterlich geachtetes Einſchreiten der Regierung müßte ſehr bald in eine grauſame Tirannei ausarten; — ſo wie es der Regierung obliegt, die Angelegenheiten der geſammten Staatsgeſellſchaft zu beſorgen, ſo liegt den Gemeinderäthen und Sittenbehörden (Kirchenſtillſtänden) die Beſorgung der innern Angelegenheiten ihrer Gemeinden ob; das Einareifen der einen Behörde in den Kreis der andern führt Unordnung herbei. Die Regierung hat pflichtgemäß den Gemeinden den Weg gezeigt, auf dem ſie ihre eigenthumsloſen Jünglinge zu Handwerken oder zur Landwirthſchaft hinleiten können. Die große Zahl tiroliſcher Maurer und Zimmerleute, welche im Kanton Zurich Arbeit und Nahrung finden, iſt eben ſo allgemein bekannt, als der Mangel an tüchtigen und beſcheidenen Güterknechten und Mägden. Die Klage über Erwerbloſigkeit iſt ungerecht gegen die göttliche Vorſehung, ſo lange noch ſo ſichere Quellen des Erwerbs im Lande unbenutzt vorhanden ſind, und Klagen gegen die Regierung wären ungerecht, wenn ſie den Gemeinden Anleitung ertheilt und durch Beiſpiele zeigt, wie die Jugend auf jene ſichern Erwerbsquellen hinübergeleitet werden mag. Freilich aber darf der Erfolg und die

Digitized by Google

Wirkung ſolcher Beiſpiele nicht eben ſchnell und auf einmal erwartet werden, und man ſoll ſich durch hier und da vorkommende, wenn auch grelle und anſtößige Vernachläſſigungen und Verkehrtheiten nicht abſchrecken laſſen. Zur Beſeitigung der Vorurtheile und zur Aufweckung guter, aber noch unkräftiger Entſchlüſſe iſt der Fortbeſtand der getroffenen Einrichtungen wichtig und wohlthätig, und es wäre kurzſichtig gehandelt, wenn man die Koſten und Aufopferungen, welche die landwirthſchaftliche Armenſchule erheiſcht, als einzig nur auf die vorhandenen Zöglinge verwendet betrachten und ſie auf ihre Zahl vertheilen wollte, um zu wiſſen, wie viel jeder derſelben dem Staat koſte.

Es iſt das den Gemeinden vor Augen gelegte Beiſpiel und die Anleitung zu zweckmäßigerer Bildung der durch die Stockung des Fabrikverdienſtes erwerblos gewordenen Jugend — die eigentliche Beſtimmung unſrer Anſtalt; darum wäre dann auch eine Steigerung oder Erweiterung des Unterrichts in derſelben ihrem wahren Zweck völlig zuwider. Die Verſorgung und Erziehung einzelner armer Jünglinge, welche ohne die Anſtalt ihren Gemeinden zur Laſt fielen, ſo wohlthätig auch dieſe iſt und ſo dankbar ſie von den Gemeinden anerkannt wird, iſt doch nur ein untergeordneter Vortheil, welcher keineswegs als erſter, und noch viel weniger als Hauptzweck der Anſtalt betrachtet werden muß.

Nicht unwichtig iſt daneben auch, in land- und ſtaatswirthſchaftlicher Hinſicht, die bis jetzt auf dem anſehnlichen Staatsgut des Bläſihofs gemachte Erfahrung, daß weder der Grund und Boden dieſer ausgedehnten Höhe, noch ihr Klima, der Landwirthſchaft ungünſtig ſind. Ganz unerwartet zeigte es ſich, daß ein guter Theil des hochgelegenen Landes verſauert und verſumpft war, daher das wichtigſte Hilfsmittel zur Verbeſſerung dieſes Bodens in Oeffnung von Graben und Anlegung von Waſſertolen beſteht. Jedem Beobachter iſt auffallend, wie ſehr ſich bereits die Fruchtbarkeit des Gutes vermehrt hat, ſeit dieſes Hilfsmittel allmälig angewandt wird. Das Getreide gedeiht bei gehöriger Pflege auf dieſer nahe an ſiebenhundert Fuß über der Waſſerfläche des Zürchерſees liegenden Erhöhung vortrefflich; ſelbſt für die Obſtbaumzucht iſt die Lage, wie einzelne noch vorhandene alte Stämme beweiſen, ſehr gut. Auch zeigt die durch Vernachläſſigung entſtandene Verſauerung des Bodens, daß ſich auf dieſer flachen Höhe viel Waſſer ſammelt, welches zur Wäſſerung von Wieſen, vielleicht ſelbſt für Anlegung von Streurietern, benutzt werden kann.

Von ungefähr ähnlicher Beſchaffenheit ſcheint die ganze hohe Ebene zu ſein, welche ſich zwiſchen dem Töſſfluß und dem Waſſerbecken der Glatt bis zum Landſtädtchen Bülach hinauszieht und in landwirthſchaftlicher Hinſicht noch ſo äußerſt mangelhaft benutzt wird. Das im Bläſihof aufzuſtellende Muſterbild einer beſſern Benutzung dieſes erhöhten Landes erſcheint demnach nicht werthlos. Zwar mag die Koſtbarkeit der landwirthſchaftlichen Verbeſſerung und Benutzung dieſes Staatsguts allerdings von Anwendung ähnlicher Verbeſſerungsmittel abſchrecken; allein wenn einſt Ueberfluß von kräftigen, für landwirthſchaftliche Arbeiten tüchtigen Menſchen vorhanden iſt, ſo werden ſich allmälig auch ausführbarere Benutzungs-Maasnahmen entwickeln,

Digitized by Google

um sowohl diese hohe, fast unbewohnte Gegend, als auch andre Abtheilungen unsers Landesgebiets, die noch lange nicht zweckmäßig genug angebaut sind, landwirthschaftlich besser zu benutzen.

Den sehr befriedigenden Zustand der Anstalt, als Erziehungsmittel für die Zöglinge, hat die Aufsichtsbehörde vorzüglich dem regen Eifer und dem sittlich-frommen Sinne des in Hofwyl gebildeten Lehrers, Johannes Ruegg, aus dem Bürcherischen Dorfe Bauma, zu danken, der mit vieler Treue und mit zusehends sich entwickelnder Kraft die Zöglinge nicht bloß unterrichtet, sondern sorgsam erzieht. Den Unterricht ertheilt er mit verständiger Rücksicht auf die Persönlichkeit jedes Zöglings; ohne den wechselseitigen Unterricht in seinen vollständigen Formen anzuwenden, benutzt er jedoch die fähigern Schüler zur Nachhilfe für die schwächern. Der Unterricht wird nach Bedürfniß, gemeinsam oder in verschiedenen Abtheilungen ertheilt, und die zurückgebliebenen Zöglinge werden öfters allein unterrichtet, um sie schneller den übrigen nachzubringen. Im Winter wird schon Morgens um halb sechs Uhr Unterricht ertheilt, und dieser mit landwirthschaftlichen Arbeiten also abgewechselt, daß der Wechsel die erforderliche Erholung gewährt, indem der letztern keine eigenthümliche Zeit eingeräumt ist. Die Kleider, Betten (diese jedoch einschläfig), Nahrung und ganze Lebensart der Zöglinge sind so eingerichtet, wie es für Glieder der ärmsten Volksklasse angemessen ist, und überall wird ein möglichst sparsamer Haushalt sorgfältig beobachtet. Täglich müssen zwei Zöglinge, der Reihe nach abwechselnd, bei der Besorgung des Viehes behilflich sein, um sich mit diesem wichtigen Zweige der Landwirthschaft recht genau bekannt zu machen. Es wird zwar kein theoretischer Unterricht der Landwirthschaft ertheilt, aber die Zöglinge werden in jedem Arbeitsfache geübt und überall auf die Zwecke der Arbeiten aufmerksam gemacht. Bei der Behandlung des Düngers, dieser Hauptgrundlage unsers Landbaues, werden die Zöglinge vielfältig gebraucht, und fast täglich werden sie zum Austragen der Jauche angehalten, um sich an dieses Geschäft zu gewöhnen. Mit einem Wort, der ganzen Erziehung dieser jungen Leute liegt die Absicht zum Grunde, sie zu tüchtigen Bauerknechten zu bilden, und schwerlich dürfte ein Bauersmann der hiesigen Landschaft von der Anstalt Mehreres verlangen können, um einst aus ihren Zöglingen sich mit Beruhigung gute Arbeiter zu wählen.

Es hat sich der Ertrag des Gutes im Jahr 1819 bedeutend vermehrt. Im Jahr 1818 betrug die Getreideärnte hundert Mütte, wovon vierzig wieder angesäet wurden. Letzten Sommer war der Ertrag, ungeachtet das Getreide in der Gegend bedeutend durch den Brand litt, hundert und fünfzig Mütte, wovon wieder ungefähr vierzig Mütt zur neuen Aussaat gebraucht wurden; also war der reine Getreide-Ertrag beinahe der gedoppelte des vorjährigen. Eben so war der reine Hafer-Ertrag im Jahre 1818 ungefähr zwanzig Mütt, in der letzten Aernte stieg er gleichfalls nahe an das Doppelte. Weil die Heuärnte im verwichenen Sommer meist sehr schlecht war, so betrug die ganze Heu- und Emd-Aernte nur ungefähr vierhundert Zentner, während sie im vorhergehenden Jahr nahe an fünfhundert Zentner ertragen hatte, wodurch ein

beträchtlicher Heuankauf für den des vermehrten Haushaltes wegen auch vermehrten Viehstand unentbehrlich wurde.

Aus Spanien.

Zustand der Religion und der Wissenschaften im Jahr 1819.

Diese Darstellung und die sie begleitenden Anmerkungen rühren von einem kenntnißreichen und mannigfach gebildeten jungen Manne her, dem Hr. John Bowring, welcher sich lange und bis ins Jahr 1819 in Spanien aufhielt; sie sind auszugsweise aus den Annales protestantes (1820. Livr. 5. et 6.) übersetzt, und es wäre überflüssig, zu bemerken, welchen erhöhten Werth die Ansichten des verständigen und unbefangenen Beobachters durch die seitherige Staatsumwälzung des darin nach einigen seiner wichtigsten Verhältnisse geschilderten Landes erhalten. U.

Den Berechnungen des Hrn. Antillon zufolge [1]) befinden sich in Spanien zweihunderttausend Geistliche. Der Einfluß dieser mit ungemein reichen Einkünften versehenen Geistlichkeit auf die Volksmasse ist unberechenbar groß; und obgleich derselbe allerdings von Tag zu Tag abnimmt, so ist hingegen das ganze Thun und Streben der Regierung dahin gerichtet, ihn zu erhalten und neu zu befestigen.

Es wäre ungerecht, wenn man die Weltgeistlichkeit Spaniens nicht von der Menge der Mönche unterscheiden wollte, von denen die Halbinsel wimmelt, die zum Theil in reich ausgestatteten, vieles Grundeigenthum und ein großes bewegliches Vermögen besitzenden Klöstern wohnen, zum Theil (die Bettelorden) sich vom Schweiße des Landbauers mästen und von der arbeitenden Klasse den Unterhalt ihres frommen Müßiggangs fordern. Die Weltgeistlichkeit, obgleich ebenfalls allzuzahlreich, ist zum größern Theil human und gebildet; ihre Glieder erzeigen sich in ihrem Kirchspiele wohlthätig und tröstend; manche unter ihnen sind auch Freunde der Wissenschaften und der Freiheit. Die Mönche hingegen, mit sehr wenigen, jedoch bemerkenswerthen Ausnahmen, [2]) sind eine störrige, unwissende und träge Menschenklasse. [3]) Sie leben, dem Ausdruck eines spanischen Dichters zufolge, zwischen Kirche und Refektorium in einem Zustand sinnlicher Genüsse, mit welchem verglichen alle andern Freuden nur ein Fegfeuer sind. [4]) Das Band, welches sie mit dem Glück und Wohl ihrer Mitmenschen verknüpfte, ist für allezeit zerrissen; sie kennen weder Familien- noch Freundschafts-Verhältnisse; ihre Macht gründet sich auf die Barbarei und Unwissenheit des Volks, und ihr großes Bestreben muß dahin gerichtet sein, sich allem dem zu widersetzen, was Kenntnisse und Freiheit befördern kann, die etwas früher oder später dem Lande ihre unnütze Last abnehmen werden. Eine Staatsgesellschaft, die ihren wahren Vortheil erkennt, wird niemals einen so zahlreichen Verein beibehalten, dessen Glieder ihr nutzloses Leben, auf Kosten der fleißigen und thätigen Staatsbürger, in Ueberfluß und sinnlichen Genüssen hinbringen, und die ausser dem Schmucke der eigenthümlichen Kleidung, dem langen Barte und dem geschornen Haupte, kein andres Verdienst

Digitized by Google

bestehen. Wie sehr auch Spaniens Zivilisation gegen andre Nationen sich noch im Rückstand befindet, und welche Rückschritte das Land unter der jetzt auf ihm lastenden Despotie machen mußte, so kann man sich dessenungeachtet nicht verhehlen, daß die Fortschritte der Aufklärung in der Nation, seit Anbeginn der letzten Staatsumwälzung, unermeßlich groß gewesen sind. [5])

Diese Staatsumwälzung hat bereits einen sehr günstigen Einfluß auf die Verfassung und die Verhältnisse der Geistlichkeit gehabt, und sie wird ihn noch weiterhin haben. Ohne der Zahl Priester und Mönche zu gedenken, welche während des Ueberfalls und der Besetzung des Landes von fremden Heerschaaren umgekommen sind, und abgesehen von den vielen nicht mehr vorhandenen Klöstern, von der Veräusserung von Kirchengütern und von den vielen, während der Unruhen und Wirren des Krieges minder bemerkten und minder auffallenden, freiwilligen Rücknahmen religiöser Gelübde, haben sich noch andere wichtigere Veränderungen ereignet. Der Beschluß der Cortes, dem zufolge keine Klosternovizen angenommen werden durften, [6]) hat dem Einfluß der Mönche einen tödtlichen Streich versetzt; die dadurch entstandene Lücke ist seit der Rückkehr des vormaligen Despotismus nicht mehr ausgefüllt worden, und sie dürfte es vermuthlich nie wieder werden. Mit Ausnahme der reichen Klöster, klagen die übrigen meist, daß sie wenige andere als solche Novizen erhalten, die den untersten Volksklassen angehören und nicht geeignet sind, den Einfluß und das Ansehen des Ordens zu erhalten. Höchst selten nur kommen noch Fälle von Söhnen vornehmer oder reicher Familien vor, die ins Kloster treten wollen und ihre Aufnahme durch Reichthümer und Ansehen zu erwiedern geneigt sind. Ein andrer Umstand, welcher, als Folge der Staatsumwälzung, den Einfluß der Ordensgeistlichkeit auf das gemeine Volk kräftig vermindern half, ist dieses, daß die Mönche sich gezwungen sahen, ihre Zellen vielfältig zu verlassen, sei es, um vor den feindlichen Bajonetten zu fliehen, oder weil sie ihre Klöster den kranken und verwundeten Kriegern einräumen mußten, und daß sie nun ausser den Ordenshäusern dem Volke ganz anders erschienen, als innerhalb ihrer Mauern. In dem Verhältniß, wie man sie näher kennen lernte, sank die Achtung, welche man für sie gehegt hatte, und das Vorurtheil der Menge, das ihnen so lange Zeit allgemeine Ehrfurcht gezollt hatte, verlor sich, sobald sie, ihrer äussern Unterscheidungszeichen beraubt, eben die Schwächen und die gleichen Thorheiten wie andere Menschen zu Tage legten. [7]) Derjenige, den man bei einer imposanten Prozession oder vor einem geschmückten und beleuchteten Altar für einen Heiligen oder Propheten genommen hatte, ward ungleich kleiner oder vollends zu nichts geworden, wenn er sich im gemeinen Leben, unverschleiert, dem unbefangenen Beobachter darstellte. Man überzeugte sich damals zum erstenmal, daß die Mönche für die Erhaltung der Religion keineswegs unentbehrlich seien. Die Messen wurden gelesen wie zuvor, die Hostie ward mit gewohnter Feier und Pomp durch die Straßen getragen, die rührenden Gebräuche, welche den Menschen, bei seinem Eintritt, wie bei seinem Ausgang dieses Thränenthals, empfangen und begleiten, wurden in der nämlichen Ordnung vollzogen, die frommen Gebete, welche den Segen des Himmels für die Arbeiten des Landmanns erflehen, wurden nicht vermißt,

Digitized by Google

und die reichen Aernten erfolgten wie zuvor. Inzwiſchen ward das Vaterland, ohne Zuthun der Mönche, von dem ſchmählichen Joche der Eroberung befreit; die Anſtrengungen der Spanier und ihrer Waffengefährten wurden mit Sieg und Ruhm gekrönt, und wenn die Verachtung, mit welcher dieſe letztern die ganze Horde der weißen, ſchwarzen und grauen Mönche behandelten ſich ihren katholiſchen Bundesgenoſſen nicht in gleichem Grad mittheilte, ſo iſt doch gewiß, daß auch bei ihnen die angewöhnte vormalige Achtung für die Kloſterbewohner einen mächtigen Stoß erlitt.

Wie gern man inzwiſchen auch dem Zeitpunkte nachdenkend voraneilt, wo die ſpaniſche Nation vom Mönchsjoche frei ſein wird, ſo darf man nicht vergeſſen, wie viele angenehme und dichteriſche Erinnerungen eben dieſer Einfluß in ihrer Phantaſie weckt. Ihre Feſte, ihre Romeria's,[8]) ihre ländlichen Vergnügungen, jede theure Erinnerung vermengt ſich mit demſelben und ſchließt ſich irgend einem zur Ehre eines Heiligen gefeierten Tage an. Mit einer Meſſe beginnt der Spanier jede ſeiner Erholungen, und eine Mönchs- oder Brüderſchafts-Prozeſſion iſt ein nothwendiger Beſtandtheil der Gemälde, bei denen ſein Gedächtniß gern verweilt. Aehnlichen und vielleicht noch ſtärkern Eindruck erzeugt in ſeinem Geiſt die in Spanien ſo allgemein herrſchende, enthuſiaſtiſche Vorliebe für die Tonkunſt.[9]) Der Spanier lebt und webt in einem Lande der Poeſie und der Dichtungen. Er hört mit immer gleichem Entzücken die Romanceros,[10]) welche die Feſttage ſeiner Helden feiern und ſeine Mönche und Einſiedler zum Range von Heiligen und Engeln erheben. Aufmerkſam horcht er auf die Geſchichten ihrer Großthaten, ihrer Leiden und ihres Martyrthums, und dieſe mit den Reizen des Versbaues geſchmückten Erzählungen ſind ſeinem Geiſt angenehmer, als alle Schönheiten der heiligen Schriften. Der Vortrag der Mönche, welche die unbefleckte Jungfrau ihrer beſondern Gunſt würdigen ſoll, gilt dem Spanier als Orakel, und ihre Thaten für Wunder. Ihnen verdankt das Land die Gunſt, der zufolge es unter dem beſondern Schutze der Engelskönigin und Gottesmutter ſteht; in jedem Kloſter findet der Spanier die Protokolle, welche die durch das Mittel ihrer frommen Bewohner vielfältig erprobte mächtige Dazwiſchenkunft des Himmels bezeugen. Die Altäre ſind mit den Opfergaben derer beladen, welche durch des Kloſters fromme Verwendung von Krankheiten genaſen oder aus Gefahren errettet wurden. Der Spanier hält ſich, vor allen andern Gläubigen aus, für ein devotrechtetes Volk. Unſre hilfreiche Mutter (del Amparo) lächelt ihm freundlich zu, und die Jungfrau vom Karmel neigt ihr gnadenreiches Haupt ihm entgegen.[11]) Zehntauſend Glanzſtrahlen bilden die Glorie ſeines Schutzengels; was die begeiſterte Stimme ſeines Karmelitermönchs verkündet, das ermuntert und beruhigt ihn; durch ſein Skapulier, wenn jener es geſegnet hat, glaubt er ſich vor allen Gefahren ſicher; eine päpſtliche Ablaßbulle ſchmückt ſein Haus, ein Gefäß mit Weihwaſſer hängt über ſeinem Kopfkiſſen: was ſollte ihm noch fehlen und welche Gefahr könnte ihm weiterhin drohen? Sein Geiſt überläßt ſich unbedingt dem vertrauensvollen Glauben, der ihn beruhigt und ihm keine Freiheit des Unterſcheidens mehr übrig läßt. In dieſem Glauben beſteht alle ſeine Religion und ſein

Digitized by Google

ganzes Chriſtenthum. Wie ſchwer muß ihm dann nicht die Unterſcheidung des Guten und Böſen werden, wenn er einmal dazu gelangen mag? Welche Feſtungswerke müßten erſt umgeworfen werden, wenn Vernunft und Wahrheit nur einige Schritte vorwärts machen ſollen? Wie mögen ſo ſüße Träume, ſo lebhafte Erinnerungen, ſo entzückende Hoffnungen vergeſſen werden? Wer darf ſich berechtigt halten, dem Spanier einen ihm ſo köſtlichen Wahn zu entreiſſen? Kann dieſe Unwiſſenheit nicht ſogar auch für wohlthätig geachtet werden? Iſt es nicht Thorheit, dieſelbe gegen Weisheit austauſchen zu wollen?

Noch aber haben wir leider nur eine Ecke des Vorhangs gelüftet. Wie gefällig das Bild der mit ſich ſelbſt vergnügten Unwiſſenheit die Phantaſie immerhin auch darſtellen mag, ſo muß ſich dingegen der ſittliche Einfluß eines ſolchen Syſtems iederzeit als der Vernunft höchſt verderblich erzeigen. Jeder Irrthum iſt als ein Uebel zu betrachten, und derjenige, welcher die äuſſern Formen des Kultus an die Stelle des Einfluſſes bringt, den die Religion auf das Gemüth ausüben ſoll, iſt ein unermeßlich großes Uebel. In Spanien ſehen wir eine Religion, wenn ſie anders ſo genannt werden kann, die auf ausſchließlichen Zeremoniendienſt beſchränkt iſt. Die Pflichten des täglichen Lebens, welche ſie auflegt, beſtehen hier zu Land in feinen frommen und liebreichen Geſinnungen; ſie beſtehen im Meſſehören, im Herſagen des Paternoſters und des Ave Maria, im Opfern für die Seelen im Fegfeuer und in tauſend kindiſchen Gebräuchen, die ſich in Lebensart und Karakter überall wieder abſpiegeln. Der Spanier bringt ſeine Zeit in der Kirche zu, um ein Meßamt in einer ihm unbekannten Sprache zu hören; [12]) er biegt ſeine Knie oder ſchlägt ſich auf die Bruſt, wenn er gewiſſe, ſeinem Ohr vertraute, übrigens ihm unbekannte Konſonnanzen hört; er geht zur Beichte und zum Abendmahl, mit einer Regelmäßigkeit, von der er nie abweicht, [13]) und die Predigt, die er im beredſamen Vortrag der ſchönen Sprache ſeines Vaterlandes anhört, belehrt ihn keineswegs über die ſittlichen Gebote ſeiner Religion, ſondern ſie beſchäftigt ſich mit Verherrlichung der Tugenden und mit Erzählung der Wunder irgend eines Heiligen oder Martyrers, deſſen Feſt gefeiert wird. Seine Religionspflichten lieſet er nicht in der Bibel, ſondern in einem Kalender, und dieſer Kalender iſt anders nichts, als eine Art chriſtlicher Götterlehre. Wenn die Zahl ſeiner Heiligen größer iſt, als die der Gottheiten des Pantheons, [14]) ſo kommen, die Wahrheit zu geſtehen, darunter ſolche vor, die den letztern nicht zur Seite ſtehen dürfen.

Man ſagt dem Spanier, es ſtelle ſein Land den ſchönſten Triumph chriſtlicher Rechtgläubigkeit dar; die Schismatiker und die Ketzer ſeien, wo nicht vertilgt, doch verſtummt. Wenn nebenbei durch ganz Spanien menſchliches Elend überall zur Schau liegt; wenn die Spitäler gänzlich vernachläſſigt oder eigennützigen und feilen Menſchen anvertraut, wenn die Gefängniſſe mit Verbrechern aller Art, und mit Unſchuldigen zugleich in der kläglichſten Vereinbarung, angefüllt ſind — was liegt daran? Spanien, das katholiſche Spanien, hat ſeinen Glauben unverletzt und rein erhalten; ſeine Prieſter bezeugen uns, ein Irrthum des Glaubens ſei viel gefährlicher, oder, um mich ihres milden Ausdrucks zu bedienen, viel verdammlicher,

Digitized by Google

als eine Menge Verirrungen des Betragens. [15]) Ein verdorbenes Herz kann Gnade finden, der irrende Geiſt hingegen niemals. Dies iſt das eigentliche Verhältniß des verderblichen Grundſatzes, deſſen Gift ſich über das ganze genau zuſammenhängende Syſtem verbreitet. Ihm müſſen alle Verkehrtheiten, Verirrungen und Verbrechen, deren Schauplatz Spanien iſt, zugerechnet werden. Dieſer Grundſatz iſts, der die Dominics und Torquemada's erzeugt hat.

Mit einem Wort, die Unduldſamkeit, in ihrem vollendeten und verderblichſten Umfange, iſt die Grundlage von Spaniens kirchlichen Einrichtungen. Sie ward die Grundſäule der Verfaſſung genannt, und ſie hat ſich mit den Gewohnheiten und Vorurtheilen der Nation dermaßen vereinbart, daß die Cortes, bei all' ihrem Freiſinn, die Ausübung keiner andern Religion, auſſer der römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen (catholica apostolica romana unica verdadera) erlauben durften. [16]) Das Geſchrei über Neuerung wäre im Spanien, wie an ſo viel andern Orten mehr, ein furchtbares Schwert in der Hand derer geworden, die dafür halten, der Irrthum werde durch ſeine lange Dauer geheiligt. Unſtreitig, wenn durch langen Beſtand das Böſe gut werden könnte, ſo müßte die Verfolgung auf jedem Blatte der Geſchichte Spaniens, von der Zeit an, wo der Gothenkönig Recaredo den Arianismus aufgab, ihre Rechtfertigung finden; als einzige Ausnahme ſtellt ſich der duldſame und unglückliche Witiza dar. Lange vor der Zeit, in welcher die Inquiſition ihre furchtbaren Strafurtheile dem Syſteme beigeſellte und ihr blutiges Schwert geltend machte, lebte und wirkte ihr Geiſt bereits ſchon in Spanien. Tauſende von Juden und Mauren waren Schlachtopfer deſſelben, und die Stifter des Inſtituts haben anders nichts gethan, als durch Abſolution des Papſtes und der Könige Mordthaten für geſetzlich erklärt, die wahrſcheinlich ein von Mönchen und aufrühriſchen Prieſtern aufgereizter, barbariſcher und fanatiſcher Pöbel ohnedies verübt hätte.

Die Fortſchritte der Zeit und der Denkart haben allerdings die Inquiſition gar viel menſchlicher gemacht; um in einem aufgeklärtern und ans Forſchen und Prüfen gewöhnten Zeitalter ſich Einfluß zu ſichern, mußte ſie Männer von höherm Talent aufſuchen; dieſe haben ihre Härte gemildert und der Verkehrtheit ſowohl als den Bedrückungen ihrer untergeordneten Werkzeuge einen Damm entgegengeſetzt. Wenn gleich ihre Strenge und ihre Verfolgungen noch fortdauern, ſo wagt ſie doch keine Scheiterhaufen mehr zu errichten. Gegenwärtig iſt der Eifer der Inquiſition vorzüglich gegen die Freimaurer gekehrt, deren eine Menge in ihren Kerkern und Schlöſſern verwahrt werden. Ich habe mit vielen aus ihren Gefängniſſen entlaſſenen Perſonen geſprochen, welche mich einſtimmig verſicherten, die Tortur werde nicht mehr angewandt. [17]) Hingegen iſt die Herrſchaft der Inquiſition über Literatur und Büchermeſſen vielleicht größer als jemals. Obgleich Spanien an vorzüglichen Schriftſtellern gegenwärtig keineswegs Mangel leidet, ſo waren die Druckerpreſſen doch zu keiner Zeit weniger beſchäftigt. Der Deſpotismus, welchem Verfaſſer [18]) und Herausgeber ſich unterziehen müſſen, iſt ſo unerträglich, daß nur Wenige den Muth haben, ihn freiwillig zu erdulden. Nicht ſelten wird, nachdem die Bekanntmachung eines Werkes bewilligt war, daſſelbe dennoch unterdrückt und die ganze Auflage

Digitized by Google

verbrannt, ohne daß jemals den so empfindlich Geschädigten irgend ein Ersatz zu Theil würde. Die Anmaßung der Inquisitoren, welche Alles verurtheilen, was sie nicht verstehen,[19]) ihre Haussuchungen, ihre willkührlichen Befehle, gegen die weder Schutz noch eine weitere Berufung statt findet, machen aus ihnen eben so furchtbare Feinde, als unzuverlässige Freunde.

Die Schwierigkeit, der lange Verzug, die Kosten und die öftere Unmöglichkeit, für die Herausgabe eines guten Buches Erlaubniß zu erhalten, stehen im auffallenden Kontrast mit der Menge und dem Ueberfluß nichtswürdiger und lächerlicher Erzeugnisse, welche die spanischen Pressen emsig zu Tage fördern. Erzählungen der durch viele Muttergottesbilder bewirkten Wunder;[20]) Lebensgeschichten heiliggesprochener Mönche und Nonnen; Romanzen, welche irgend eine wunderbare Bekehrung besingen; Schmähschriften gegen die Juden,[21]) die Ketzer und die Freimaurer; Gespenstergeschichten und was dazu weiter gehört: dies sind die nicht etwa mit Bewilligung der Inquisitoren, sondern durch Veranlassung und mit Aufmunterung derselben, überall ausgegebenen Druckschriften.

Die Bemerkung ist gar nicht neu, daß die grausamsten und unduldsamsten Verfolger öfters Menschen waren, welche selbst keine religiösen Grundsätze hatten; Menschen, welche die Staatsreligion als ein Polizeisach ansahen und jede Abweichung von dem sogenannten Nationalglauben als eine Verletzung des Gesetzes, oder vollends als eine Art Hochverrath. Umsonst mag man sich auf ein Recht zur Prüfung, auf Gewissenszweifel, auf redliche Ueberzeugung berufen; ihr grimmiger und wüthender Zorn verlebt davon nichts und fordert unbedingte Selbstverläugnung und blinden Gehorsam. Dies ist im Allgemeinen der Karakter derer, welche die religiöse Unduldsamkeit am strengsten handhaben, und ihre Zahl ist groß in Spanien. Es gibt andere, die sich einbilden, aus dem Pomp und der Pracht des römischen Zeremoniendienstes gehe ein bewundernswerthes System von Täuschung hervor, das die unwissende Volksklasse blenden und sogar auch beglücken könne. Diese halten sich für Geschöpfe höherer Art; während sie selbst das Licht der Vernunft und des menschlichen Wissens gebrauchen und benutzen wollen, mögen sie den unwissenden Pöbel gern in der Finsterniß lassen und zu ihren Füßen erniedrigt sehen. Warum sollten sie ihre Perlen vor die Schweine werfen? Was sollen, meinen sie, Wahrheit und Tugend denen, welche in Laster und Irrthum versunken sind?

Eine bedeutendere Klasse, welche die Mehrheit des gebildeten Klerus von Spanien begreift, besteht aus Menschen, deren vernünftige Meinungen sich einigermaßen zur Ketzerei und zum Unglauben hinneigen. Leider sind die Interessen dieser Klasse mit dem wirklichen Bestand der Dinge so genau verknüpft, daß ihnen kein Sinn daran kommt, jene Vortheile höhern Rücksichten des Rechts und der Wahrheit zum Opfer zu bringen. Sie sehen in dem vorhandenen System einen ehrenvollen und einträglichen Aberglauben. Wenn sie sich vollends noch bereden können, daß er ganz unschuldig sei, so sind sie gänzlich zufrieden. Sie gehen noch weiter; sie sagen, es sei dieser Aberglaube eine Wohlthat, und sie haben das so oft wiederholt, daß sie es am Ende selbst glauben. Wollten sie um sich her blicken, so könnten ihnen die beklagenswerthen

Digitized by Google

Folgen, welche der Aberglaube und die Unduldsamkeit in ihrem unglücklichen Vaterlande erzeugt haben, nicht verborgen bleiben. Was ist aus Sevilla, der Königin der Städte, mit ihren hundert fünfundzwanzig Kirchen und Klöstern geworden? eine Zufluchtstätte und ein Heiligthum der Unwissenheit, in welchem die Charte der spanischen Freiheiten, unter dem aus tausend Kehlen wiederhallenden Ausruf: Hoch leben König und Inquisition! Verderben der Konstitution! mit Füßen getreten ward; und Cordova, die Stadt, welche lange Zeit eine Wiege der Künste und ein Tempel der Weisheit genannt werden konnte, ist zur Wohnstätte des Lasters und der Barbarei geworden. Die Druckerpressen, welche während der nur allzukurzen Herrschaft der Freiheit hier frei gewesen waren, wurden durch einen fanatischen Pöbel zertrümmert, der, von Mönchen aufgereizt, durch die Straßen lief und Jedem Tod drohte, dessen Name in irgend einer Verbindung mit der Sache der Freiheit gestanden hatte. Wie viel einst berühmte Städte sind untergegangen? [22]) Was ist von ihrem vormaligen Ruhme übrig geblieben? Trümmer der Häuser, Werkstätten, Manufakturen und Paläste; neben diesen aber Kirchen, Klöster und Spitäler, die aufrecht stehen und das Elend überlebt haben, welches durch ihre Bewohner ist verschuldet worden. [23])

(Der Schluß folgt im nächsten Heft.)

Noten und Belege.

1) Ich kann diesen berühmten Namen nicht vorbeigehen, dem, welchem er angehörte, verdienten Dank und Bewunderung zu zollen. Ein den Wissenschaften und der Tugend geweihtes Leben, ein unerschütterlicher Muth in Vertheidigung bürgerlicher und religiöser Freiheit, und zum Lohn dafür der Dolch eines gedungenen Mörders: solche Verdienste und ein solches Schicksal müssen wohl dauernde Erinnerungen in den Herzen zurücklassen.

2) Niemand bezweifelt, daß die Einsamkeit der Klöster dem Nachdenken und wissenschaftlichen Beschäftigungen dermaßen günstig sei, daß allerdings die Litteratur ihnen in früherer und späterer Zeit Vieles zu danken hatte. Ein flüchtiger Blick auf die Spalten von Nicolas Antonio's biographischem Wörterbuch kann davon den überzeugenden Beweis liefern.

3) In manchen Klöstern trifft man keine andern Bücher an, als Meßbücher und solche, welche die Statuten des Ordens enthalten. In andern finden sich vortreffliche Bibliotheken, deren Werth die Ordensleute nicht kennen. Im Kloster St. Michael de Los-Reyes bei Valenzia sah ich manche sehr merkwürdige Handschriften, die unter der Obsorge einer höchst unwissenden Brüderschaft von Geronimiten stehen. Der Bibliothekar wollte mir eine berühmte Handschrift des Romans von der Rose (roman de la Rose) nicht zeigen, weil der Verfasser ein Ketzer sein solle. Er habe, sagte er, auf das Titelblatt des Buchs einige Verse geschrieben, die jeden Neugierigen, der dasselbe zufällig aufschlagen würde, zu schrecken geeignet wären. Er hatte eine prächtige Handschrift der divina comedia mit kolorirten Zeichnungen den Flammen

Digitized by Google

geopfert, weil, sagte er, der verwegene Dichter sogar auch Päpste in die Hölle zu senden sich erfrecht habe.

4) „Alle Glückseligkeit, die man genießen kann, ist nur ein Fegfeuer, wenn sie mit derjenigen verglichen wird, welche die Mönche zwischen dem Chor und dem Refektorium genießen.“ Montalvan, Principe persequido.

5) Man hat die Rückkehr der Jesuiten gefürchtet. Sie erfolgte; aber es waren nicht mehr die vormaligen gelehrten und berühmten Väter. Statt ihrer erschien eine Handvoll unwissender Greise, kraftloser, zum Guten und — wie zu hoffen steht — auch zum Bösen unfähiger Leute. Der Pater Juan André ist zu Rom im Jahr 1817 verstorben.

6) Die Pflicht aller Jünglinge, für die Vertheidigung des Vaterlands die Waffen zu tragen, diente zu Begründung oder zum Vorwand des Beschlusses. Die Mönche selbst konnten dawider nichts einwenden.

7) An Beispielen von Mönchen, welche die abscheulichsten Verbrechen auf dem Schafforte büßten, fehlt es nicht, und leicht könnte ich eine Menge Betrügereien, Gewaltsamkeiten und Mordthaten, welche durch Mönche seit der Rückkehr des Königs verübt wurden, und die an Gräßlichkeit ihres Gleichen kaum finden, hier aufzählen.

8) Romerias: nächtliche Stell-dich-ein bei einem Heiligenbild. Jedermann weiß, wie leicht solche Andachtsübungen überall Unordnungen aller Art veranlassen. Calderon selbst bezeugt ihre Gefahren. In seinem Theaterstück: A Maria el Corazon drückt er sich also aus:

„Diese Versammlungen haben anfangs fromme Zwecke der Andacht; nachher werden daraus Lustpartien; zunächst findet sich die muntere Freude ein, dann kommen Mahlzeiten hinzu, zuletzt Spiel und Tanz, und an all' diesen Klippen scheitert die Andacht.“ — Ein spanisches Sprichwort sagt: „Wer viel andächtigen Stell-dich-ein nachläuft, der wird spät oder gar nicht fromm.“

9) Die römisch-katholische Kirche hat ein rühmliches Bündniß mit den schönen Künsten geschlossen; jede derselben half ihre Zwecke befördern, und hat durch sie hinwieder die eigenen Fortschritte gesichert erhalten. Die Dichtkunst, die Malerei und die Tonkunst haben große Verpflichtungen gegen den römischen Kultus, der sich aus ihnen seine reiche Ausstattung bildete, eingegangen.

10) Hier folgen zwei kleine Proben der Schreibart der romanceros. Die erste aus einer Hymne zum Preis der Jungfrau.

„Du Königin der Himmel, allmächtige Gebieterin, Quelle der Liebe und Milde, Strom der Güte und Gnaden, aller Vollkommenheit Ozean, stilles Meer der Hulden, der Herzensheiterkeit Regenbogen, der Morgenstern und Pol, der den Himmel leitet.“

Saint Onufre.

Die zweite ist einem Gedicht auf das Kreuz von Grao enthoben, und man wird finden, daß auch die eifrigste Andacht die Höhe eines solchen Styls nicht erreichen mag.

Digitized by Google

„Die Bewegung aller Himmel, Luft, Feuer, Erde und Waſſer, ſtehen ſtille vor dem Kreuze von Graz; die Sonne, der Mond, die Sterne, die Planeten und die Morgenröthe bleiben nicht minder vor ihm ſtehen, während meine Feder die himmliſche Verfahrt ſeines Standortes beſingt.“

11) Die Karmelitermönche behaupten, der Prophet Elias (welchen Thomas Waldenſe die Königin der Jungfrauen unter den Männern nennt, wie Maria es unter den Weibern iſt) habe der Mutter Gottes auf dem Berge Karmel, neunhundert Jahre vor ihrer Geburt, einen Tempel geweiht. Wer die erſtaunlichen Wunder der Jungfrau vom Karmel kennen zu lernen wünſcht, der kann davon eine, von dem Mönche Jean Serrer bekannt gemachte, reiche Sammlung zu Rathe ziehen; jedes einzelne derſelben iſt von Prieſtern, Notaren, Magiſtratsperſonen und Ordensleuten beglaubigt.

12) Nebenbei iſt auch noch zu bemerken, daß viele Spanier von dem durch Weltprieſter bedienten Gottesdienſt durch die ſchimmernden Vorrichtungen abgezogen werden, womit die Mönche die Andächtigen nach ihrer Kloſterkapelle locken.

13) Spanien liefert auffallende Beweiſe vom Einfluß der Beichte auf die öffentliche Sittlichkeit, und es iſt nur allzugewiß, daß alle Arten der Ausgelaſſenheit in dieſem Lande mächtig durch dieſelbe ſind befördert worden.

14) Der Benediktinermönch Feijoo verſichert, ſein Orden zähle fünftauſend kanoniſirte Heilige.

15) Unter dem Raubgeſindel, das in Spanien jederzeit zahlreich war, dürfte ſich nicht leicht Einer finden, der nicht allen bei den Katholiken verpflichtend erachteten Zeremoniendienſt regelmäßig erfüllt.

16) Daß die Aufnahme einer ſo ungereimten Verfügung in die Staatsverfaſſung von den einſichtsvollen Männern, die das Werk zu Stande brachten, zugelaſſen ward, iſt im höchſten Grade karakteriſtiſch. Man glaubt, die Abſicht ſei geweſen, jedem Zweifel über ihre Rechtgläubigkeit einſtweilen auszuweichen, um ſpäterhin mit deſto beſſerm Erfolg die Plane der Kirchenreform vorzunehmen.

17) Die Tortur iſt ſeit mehrern Jahren in Spanien abgeſchafft, und dennoch trug E . . . kein Bedenken, davon Gebrauch zu machen.

18) Don Gonzalez Carbajal, ein Dichter von ausgezeichnetem Talent, deſſen Arbeiten denen von Luis de Leon mit Recht ſind verglichen worden, iſt gegenwärtig mit der Ausgabe einer Ueberſetzung der Pſalmen beſchäftigt. Die Handſchrift ward den Zenſoren der Inquiſition mitgetheilt, welche antworteten: ſie hätten zwar nichts gegen die Bekanntmachung des Buches einzuwenden, fänden jedoch ſehr befremdlich, daß darin des Papſtes nirgends gedacht werde!

19) Von vielen Zügen, die ich hier anführen könnte, will ich eines einzigen erwähnen. Weil ich gern alles vermied, was mir von der Inquiſition her Unannehmlichkeiten zuziehen konnte, ſo führte ich auf meiner Reiſe kein engliſches Buch bei mir, auſſer einer kleinen Anthologie.

Digitized by Google

In Miranda del Ebro, einer Stadt, wo eine ſehr ſtrenge Bücherzenſur ſtatt findet, ward das Buch von den Inquiſitoren erhaſcht. Sie rathſchlagten lange, ob es verboten ſei oder nicht, bis einem aus ihnen ein Wort auffiel, das dem Namen einer ſpaniſchen Stadt glich. „Es iſt ein Reiſebuch," ſagte jetzt der gelehrte Herr, und gab es mir zurück.

20) Es hält ſchwer zu ſagen, welchem der vielen Muttergottes-Bilder, denen die andächtigen Spanier huldigen, in der öffentlichen Meinung der erſte Rang gebühret; jeder trifft ſeine eigene Wahl; es ſind aber, wie ich glaube, unſere liebe Frau von Mont-Serrat in Katalonien und unſere liebe Frau zur Säule in Saragoſſa, die den Mönchen, welchen ihre Obhut anvertraut iſt, die meiſten Opfer zugebracht und die reichſten Ernten geſammelt haben.

21) Als Probe der Falſchheit, der Lüge und des Unverſtandes, womit die untern Volksklaſſen bearbeitet werden, gedenke ich, aus viel andern ähnlichen Schriften, der Centinela contra judios, eines volksthümlichen Buches, worin zuerſt die Inquiſition geprieſen wird, und hernach die Verbrechen und Beſtrafungen der zwölf Stämme des jüdiſchen Volkes folgendermaßen aufgezählt ſind:

„Der Stamm Juda hat den Herrn verrätheriſcher Weiſe ausgeliefert: dreißig ſeiner Glieder müſſen alljährlich durch Verrätherei ſterben. Der Stamm Ruben hat den Herrn im Garten ergriffen: darum bleibt all' ſeine Ausſaat unfruchtbar und keine Blume entfaltet ſich über ſeinen Gräbern. Der Stamm Gad hat dem Herrn die Dornenkrone aufgeſetzt: ſo oft der 25. März wiederkehrt, öffnen ſich blutende Wunden an denen, die ihm angehören. Die Kinder Aſſers haben den Herrn Chriſtus auf den Mund geſchlagen: ihre rechte Hand bleibt allezeit kürzer als die linke. Der Stamm Nephtali hat den Herrn wegen einer Schweinheerde verſpottet: ſeine Kinder kommen mit Hauern zur Welt und haben eine ſchweinigte Geſtalt. Der Stamm Manaſſe hat ausgerufen: „Sein Blut komme über uns und unſre Kinder!" Bei jedem Neumond werden die Söhne Manaſſe mit blutigen Geſchwüren überdeckt. Der Stamm Simeon hat unſern Herrn ans Kreuz geſchlagen: jeden 25. März zeigen ſich an Händen und Füßen aller Juden dieſes Stammes vier tiefe und ſchreckliche Wunden. Die Kinder Levi haben unſerm Herrn ins Angeſicht geſpieen: was ſie ausſpeien, das treibt der Wind ihnen ins Geſicht zurück, ſo daß ſie beſtändig mit Unflath überdeckt ſind. Der Stamm Iſaſchar hat den Herrn gegeiſſelt: am 23. März rieſelt Blut von den Schultern der Juden dieſes Stammes ab. Der Stamm Zabulon hat über ſeine Kleider das Loos gezogen: am nämlichen Tage wird ihr Gaumen von ſchmerzhaften Geſchwüren wund. Der Stamm Joſeph hat die Nägel zur Kreuzigung Chriſti geſchmiedet, und, um ſeine Schmerzen zu vermehren, ihre Spitzen abgeſtumpft: ſeither leiden alle Kinder Joſephs an blutig zerriſſenen Händen und Füßen. Die Söhne Benjamins haben dem Herrn Eſſig gereicht: darum ſind ſie alle ſcheelaugig und lahm; ihr Mund iſt mit ekelhaftem Ungeziefer ausgefüllt; und die gleiche Strafe wird allen Jüdinnen, die über fünfundzwanzig Jahre alt ſind, zugetheilt, weil es ein jüdiſches

Digitized by Google

Weib war, das dem Stamme Joseph gerathen hat, die Nägel zur Kreuzigung des Herrn nicht spitz zu machen.“ Dies ist ein treues Muster vom Inhalt des Buches, das zweihundert und zwanzig Seiten hat.

22) Sevilla, Cordova, Santiago, Burgos, Toledo, mit einem Wort, alle Städte, in denen die geistliche Herrschaft am thätigsten ist, waren auch die, welche der bürgerlichen Freiheit, um nicht zu sagen, der religiösen Freiheit, den eifrigsten Widerstand entgegensetzten. In ganz Spanien sieht es nirgends finsterer aus, als gerade in diesen Städten. Was die Geistlichkeit von Santiago gethan hat, um die Bemühungen des großherzigen Porlier, für die Wiederherstellung der Verfassung, zu vereiteln, ist bekannt.

23) In ganz Spanien stößt man überall auf Dinge, welche traurige Erinnerungen wecken. Als ich in Alcala de Henares das Haus besuchen wollte, worin Cervantes zur Welt kam, war es kurz zuvor niedergerissen worden, um den Gemüsegarten eines Klosters zu vergrößern; ich erkundigte mich, wo die berühmte Handschrift Ximenes Cisneros zu finden sei; man hatte sie zur Fütterung der Raketen bei einem Feuerwerk gebraucht!

Aus Persien.

Die Stadt Theheran und ihre Umgebungen. *)

Theheran, gegenwärtig die Hauptstadt von Irak-Adschemi und von ganz Persien, liegt im Hintergrunde einer großen, zwischen zwei, der Provinz Masenderan zur Grenze dienenden Gebirgsketten eingeschlossenen Ebene, und lehnt sich auf der Mitternachtseite gleichsam an den Berg Elvend an, der sie von dem Gebiete von Guilan abtrennt, und eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihr und den Nordwinden errichtet zu haben scheint. Eine fast immer mit Schnee bedeckte Spitze, Demavend genannt, krönt, in einer Entfernung von etwa zehn Stunden von der Stadt, die Gebirge in Osten. Gegen Norden hin zieht die Ebene sich immer näher zusammen. Sie ist hier und da fruchtbar, doch auch, einem nicht kleinen Theile nach, sandig und dürr. Die Stadt Theheran liegt dreißig Meilen südwärts vom kaspischen Meere, hundert Meilen nördlich von Ispahan, sechshundert südöstlich von Konstantinopel, und ungefähr zwölfhundert von Paris. Noch vor dreißig Jahren war sie nichts weiter als ein wenig bekannter Marktflecken, dessen, mit Ausnahme Peters della Valle, welchen Olivier anführt, kein Reisender der letztverflossenen Jahrhunderte Erwähnung thut. Erst unter dem Eunuchen Aga-Muhammed-Khan, dem Oheim des jetzt regierenden Königs, fing sie an

*) Aus den so eben erschienenen Lettres sur la Perse et la Turquie d'Asie par *J. M. Tancoigne*, attaché à la dernière Ambassade de France en Perse et depuis interprète et chancelier du consulat de la Canée (Ile de Candie). Paris 1819. 2 Vol. 8. fig. Der Verfasser hatte in den Jahren 1807 und 1808 den General Gardanne auf seiner Gesandtschaftsreise nach Persien begleitet. Aus einer im Jahre 1818 von ihm zu Tage geförderten: Reise nach Smyrna u. s. w. haben ebenfalls einige Auszüge in diesen Blättern gestanden.

Digitized by Google

die königliche Residenz zu werden. Dieser Monarch verschönerte und befestigte sie und ließ in derselben einen weitläufigen Palast aufführen, den er mit Gräben und hohen Mauern umzog, und der nun, mitten in der Stadt selbst, eine zweite Stadt bildet. Seit dieser Zeit hat Theheran sich immerfort vergrößert, und gegenwärtig wird ihre Bevölkerung auf 45—50,000 Seelen geschätzt. Für die Hauptstadt eines großen Reichs ist freilich diese Bevölkerung sehr gering. Ispahan, in den schönsten Zeiten der Regierung der Sephis, zählte bis auf 600,000 Einwohner. Damals war aber Persien glücklicher, ruhiger und noch nicht durch blutige Revolutionen entvölkert. Bei der Verlegung der königlichen Residenz nach Theheran ging die Absicht des Aga-Muhammed-Khan hauptsächlich dahin, näher bei seiner Heimath, Mazenderan, zu sein, wo er sich einen bedeutenden Anhang wußte und wohin er, als nach seinem künftigen, auf den Fall, daß das Glück ihm untreu werden sollte, hierzu bereits angeordneten Zufluchtsorte, bald alle Tage einen Theil seiner Schätze bringen ließ. Seine Neffe, der jetzige König Feth-Ali-Schach, hat zwar die Residenz auch nicht nach Ispahan zurückverlegt; dürfte aber lange nicht soviel zu befürchten haben; vielmehr scheint ihm seine milde und billige Regierung den Thron, dessen er seiner rühmlichen Eigenschaften wegen würdig ist, auf lange Jahre zuzusichern. *)

Theheran hat keine andern Befestigungen, als eine Einfassung von erdenen Wällen. Dazu ist jedes seiner Thore durch einen kleinen, mit etwas Artillerie versehenen Thurm geschützt. Diese Thore, sechs an der Zahl, werden von einer Anzahl von Füsilieren und Mauthbeamten bewacht. Die Stadt bietet, rücksichtlich auf Gebäude, öffentliche sowohl als Privathäuser, was das Aeussere betrifft, nichts dar, das einer besondern Aufmerksamkeit werth wäre. Die Straßen sind ungepflastert, mit Mauern von Erde eingefaßt, und gleichen eher Dorfgassen, als den Straßen einer Hauptstadt. Kein Hauptgebäude, ja nicht einmal ein Fenster, geht auf die

*) Diesen jetzt regierenden König von Persien schildert Hr. Tancoigne, der ihn mehrmals ganz in der Nähe zu sehen und zu beobachten Anlaß gehabt, mit folgenden Zügen. Feth-Ali-Schach ist gegenwärtig (1808) vierzig bis funfundvierzig Jahre alt. Er hat ein schönes und majestätisches Aussehen. Seine Augen sind groß, schwarz und mit dichten Augenbraunen eingefaßt; seine Physiognomie aber hat nicht das Mindeste von jenem Ausdrucke der Wildheit und Rohheit, den man in dem Gesichte eines asiatischen Monarchen glaubt suchen zu müssen. Sein langer Bart fällt bis auf den Gürtel herab. Er beschützt und ermuntert durch seine Freigebigkeit die Gelehrten, und vor allen die Dichter, in deren Gebiet er selbst nicht fremd ist. Seiner Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe hat Persien das Glück und die Ruhe, deren es, nach langwierigen Stürmen, seit mehrern Jahren genießt, zu verdanken. Der König hat zweiundvierzig Söhne, und die Zahl seiner Töchter soll sich über hundert belaufen, was jedoch, ausser den Frauen des Königs und seinen Verschnittenen, niemand genau wissen kann, indem alles, was im Innern des Harems vorgeht, in den Schleier des undurchdringlichsten Geheimnisses gehüllt ist. (Hr. Tancoigne spricht hier vom Jahre 1808. Seit dieser Zeit soll sich die Zahl der königlichen Prinzen bedeutend vermehrt haben, und Mir-Dawoud-Jadour, der im Jahr 1816 mit Aufträgen des Königs von Persien nach Frankreich kam, hat versichert, es habe sich bei seiner Abreise aus Persien die Zahl der Schach-Jades auf mehr als sechzig belaufen.

Digitized by Google

öffentliche Straße hinaus, und der Ankömmling aus der Fremde, durch den Anblick der vielen hohen Thürme getäuscht, würde in Versuchung gerathen, eine geraume Zeit mitten in der Stadt selbst die Stadt zu suchen, wenn er sich nicht bereits in andern Provinzen Persiens unvermerkt an ein ähnliches Schauspiel gewöhnt hätte. Oft erblickt man in einer beträchtlichen Weite nichts als Häuser, die durch die Gewalt der Erdbeben zusammengestürzt sind; dann kommt man zu öffentlichen Plätzen und Bädern, oder zu Moscheen und Kirchhöfen; weiterhin folgt etwa ein Garten oder ein angebautes Feld. Dies alles zusammengenommen, macht, daß die Bevölkerung eines solchen Bezirks ungleich geringer ist, als sich aus seinem Umfange sollte vermuthen lassen.

Aller Aufwand wird zu Theheran auf das Innere der Häuser verwandt; wer übrigens ein einziges derselben gesehen hat, der kennt sie alle. Die Eintheilung der Zimmer ist im Palaste des Königs und in der bescheidensten Hütte des geringsten seiner Unterthanen dieselbe, und der ganze Unterschied besteht darin, daß die Gemächer größer oder kleiner, mehr oder weniger reich verziert, mit dem einen Hause mehr, mit dem andern weniger Gärten und Höfe verbunden sind.

Die gewöhnliche Eintheilung eines persischen Hauses ist folgende. Der in der Regel gewölbte Haupteingang führt allernächst in einen geräumigen Hof, dessen Umkreis mit auf die schmale Seite eingelegten Ziegelsteinen gepflastert ist. Die zwei dem Mittelpunkt am nächsten liegenden Räume bilden ein mit Jasmin, Rosensträuchen und Platanen bepflanztes Parterre, und der Hof selbst wird durch ein ablanges, mit einigen kleinen Springbrunnen versehenes Bassin in zwei gleiche Theile getheilt. Im Hintergrunde dieses Hofes findet sich das Hauptgebäude, welches gewöhnlich aus drei Zimmern im Erdgeschosse und zwei Kabinetten im ersten Stockwerke besteht. Das mittlere Gemach, von allen das geräumigste, heißt Divan-Khane, ist bei den Großen das Audienz- und Gesellschaftszimmer, hat kein Fenster und wird nicht anders verschlossen, als vermittelst eines großen Vorhanges, der mit Hilfe von Rollen und Stricken nach Belieben aufgezogen und heruntergelassen werden kann. Die beiden Nebenzimmer sind klein, manchmal aber reich verziert. Die Fenster sind von sehr fein geschnitzter Tischlerarbeit, und die Scheiben, welche nie über vier Quadratzoll halten, von verschiedenen Farben, wie in alten christlichen Kirchen. In den Häusern der Minderbegüterten werden die Glasscheiben mit weißem Papier oder leichtem auf einen Blindrahmen aufgeleimtem Wachstuche ersetzt. Die drei übrigen Seiten des Hofes bieten bloß eine Mauer dar, in welcher kleine Zimmer für die Dienerschaft angebracht sind. In einem zweiten oder dritten, jenem ersten vollkommen ähnlichen Hofe befindet sich der Harem oder das Frauenzimmer. Das Innere eines persischen Zimmers enthält keine andern Geräthschaften, als einen der bei uns so sehr geschätzten, schönen Teppiche und drei sehr feine Filze, von denen die zwei schmälern der ganzen Länge des Zimmers nach auf den Fußboden gelegt sind, der breiteste aber neben dem Fenster den Ehrenplatz bezeichnet. Andre Sitze haben die Perser nicht. Ihre gewöhnlichste Stellung, in der sie einen sehr beträchtlichen Theil ihres Lebens verbringen, ist, auf den Fersen zu kauern und mit dem Rücken sich

Digitized by Google

an die Mauer zu lehnen. Der Gebrauch der Seſſel, Lehnſtühle, ja ſelbſt der türkiſchen Sopha's iſt ihnen gänzlich unbekannt.

Bei den Vornehmern iſt die Gipsverkleidung mit allerlei ſehr feinen Fresko-Arbeiten von Blumen und Vögeln übermalt. Hin und wieder ſind Vertiefungen von einem halben Fuß angebracht, in welche man Portraits oder andere Gemälde hineinſtellt. Die Zimmer der Bedienten oder minderreichen Partikularen ſind mit Kalk geweißt, oder auch bloß mit einem erdenen, mit gehacktem Stroh vermiſchten Kitte beworfen. Die Kamine ſind ſelten; ſie haben die Geſtalt von Thronhimmeln und dienen einzig zur Zimmerverzierung. Ueberhaupt wärmt man ſich hier, wie in der Türkei, bloß mit Kohlen, die in eiſernen, kupfernen oder erdenen Glutpfannen angezündet werden. Jede Behauſung geht in eine, mit zuſammengeſchlagener Erde bekleidete, nicht ſelten ſich in eine kleine Kuppel zurundende Terraſſe aus.

In ganz Theheran iſt eigentlich nicht mehr als ein Platz, der dieſen Namen verdient, nämlich der Meidan. Er befindet ſich gegenüber dem königlichen Palaſte, hat die Form eines Parallelogrammes und iſt ſo lang und breit, als der Carouſſel-Platz zu Paris. Der königliche Palaſt iſt einer ganzen Seite nach mit Wällen und Gräben, auf den drei übrigen mit einer zuſammenhängenden, erdenen Mauer, mit einer weißen Randleiſte, umgeben. In dieſer Mauer ſind mehrere Quartiere für Leute, die zum Hauſe des Königs gehören, angebracht. Der königliche Platz iſt mit einigen Raſenplätzen und kleinen Bäumen verziert. Von einem auf demſelben aufgerichteten Maſte wird bei Hinrichtungen Gebrauch gemacht. Den Platz durchfließt ſeiner ganzen Länge nach ein kleiner Bach, an deſſen Ufern die öffentlichen Barbiere ihre Niederlage haben. Hier ſcheeren ſie den Vorübergehenden den Kopf, laſſen Ader, und nehmen, als die einzigen Chirurgen des Landes, auch noch andre Operationen vor. Auf den Meidan führen zwei Thore, deren eins nahe bei den Bazars ſteht, die ſehr weitläufig, aber nicht ſo ſchön ſind, als die von Kasbin, welcher Ort überhaupt einen ungleich angenehmern Aufenthalt, als Theheran, gewähren würde. In eben dieſem Revier wird eine prächtig fein ſollende Moſchee erbaut, an deren bereits beendigter Kuppel jedoch jene Kühnheit und Leichtigkeit, die man an den ältern perſiſchen Denkmälern und an ähnlichen Gebäuden bei den Türken ſo ſehr bewundert, vermißt wird.

Die Gebirge und Ebenen in der Nähe von Theheran liefern einen Ueberfluß an mancherlei Gattungen von Geflügel und Wildpret. In Menge finden ſich Rebhüner, Faſanen, Gazellen, wilde Schweine, Haſen, und wilde Ziegen und Eſel. Das Fleiſch des wilden Eſels lieben die Perſer; es hat, obwohl es etwas feſt iſt, einen nicht unangenehmen Wildpretgeſchmack. Deſto ſeltener ſind in der Hauptſtadt Perſiens die Fiſche. Die wenigen, welche es gibt, werden in einem kleinen, nicht weit von der Stadt ſich vorbeiziehenden Fluſſe und aus moraſtigen Kanälen, die dieſer mit Waſſer verſieht, gefangen. Sie riechen nach dem Schlamme und werden nicht häufig gegeſſen. Was von Meerfiſchen zu Markte gebracht wird, iſt alles geſalzen oder getrocknet, und kommt aus dem kaſpiſchen Meere.

Digitized by Google

Nicht ohne Mühe — erzählt Hr. Tancoigne — konnten wir erhalten, daß man einmal einen Ochsen für uns abschlachtete. In die perſiſche Küche kommt kein Rindfleiſch. Die Ochſen werden einzig zum Feldbau gebraucht; auch hat ihr Fleiſch einen ſo äuſſerſt faden Geſchmack, daß wir bald auf daſſelbe Verzicht thaten. Das Hammelfleiſch iſt ſo gut, als das von Konſtantinopel, und blieb das einzige Schlachtfleiſch, von welchem wir, während unſers Aufenthalts zu Theheran, für unſre Küche Gebrauch machten. Eine große Aushilfe waren uns die Tauben und Kaninchen.

Die thätigſte Klaſſe der Einwohner von Theheran und die, welche ſich, dem größern Theile nach, durch die Noth getrieben fühlt, den allen Theheranern gemeinen Hang zur Ruhe und zum Müßiggange zu verläugnen, ſind die Krämer und das gemeine Volk. Die erſtern begeben ſich bei guter Zeit an die zum Handel beſtimmten Oerter hin, ſchlieſſen aber ihre Buden während der heiſſeſten Stunden des Tages zu, um zu ſchlafen, und behalten ſie hinwieder bis neun oder zehn Uhr Abends offen, wo ſie dann nach Hauſe kehren. Von zwei bis fünf Uhr Nachmittags trifft man ſehr wenige Menſchen auf der Straſſe an; die Nacht hindurch herrſcht ebenfalls eine tiefe Stille. Die Reichern verbringen den Abend in ihren Männergeſellſchaften, welche nicht ſelten bis Mitternacht und noch länger dauern, und in denen Tabak geraucht, Thee und Kaffee getrunken, Sorbett geſchlürft und, bald in ernſthafterer, bald in leichterer, geiſtreicher Unterhaltung, abwechſelnd über religiöſe Gegenſtände, über Poeſie und Literatur, auf eine auch für Ausländer anziehende Weiſe geſprochen wird. Auch an koſtbaren Nachtmahlzeiten laſſen es die begüterten Theheraner nicht fehlen. Oft werden bei ſolchen Anläſſen, wo auch das Spiel der Muſikanten und Tänzer zur Erhöhung der Fröhlichkeit beiträgt, die Schranken der gewohnten perſiſchen Mäßigkeit, zumal von denen, die ſich erlauben, Wein oder Branntwein zu trinken, überſchritten. Letzterer, den ſie leidenſchaftlich lieben und der ſie nicht ſelten zu ſchrecklichen Ausſchweifungen verleitet, wird ihnen von Rußland geliefert und iſt ein ſchlechter Kornbranntwein, an dem höchſtens der Gaumen eines Koſaken Gefallen finden könnte.

Ungefähr eine Meile von Theheran liegt das kleine, dem königlichen Prinzen Abbas-Mirza zugehörige und von ſeinem Großvezier Mirza-Buruzk für ihn erbaute Luſtſchloß Nighiariſtan. Es iſt mit einer Mauer von Erde eingefaßt und wird auf der Morgenſeite von einem kleinen Thurme beſtrichen, von welchem, wohl mehr zum Schein, als weil ſolches Noth thäte, auf einer plumpen Laffette, eine lange eherne Feldſchlange herabſpielt. Nighiariſtan bedeutet einen Ort, von welchem aus man ſieht, eine Warte. Ohne Zweifel hat das Schloß ſeinen Namen von jenem Thurme erhalten, von deſſen Höhe ſich wirklich über die ganze Stadt und die umliegende Landſchaft eine ausgebreitete Fernſicht eröffnet, welche jedoch ungleich angenehmer und mannigfaltiger ſein würde, wenn die Umgegend von Theheran ſelbſt etwas anders als eine ganz unbebaute und dürre Ebene darböte.

Die Zimmer von Nighiariſtan ſind nicht ſehr geräumig. Von allem dem aſiatiſchen Aufwande, den man darin zu finden gewärtigt, iſt nichts vorhanden, und in ihrer äuſſerſten

Digitized by Google

Einfachheit legt ſich der Geſchmack ihres Beſitzers zu Tage. Sehr wohl unterhalten iſt der etwa ſechshundert Schritte lange und dreihundert Schritte breite Garten. Er bildet ein längliches Viereck, iſt mit Blumen geziert und mit noch ſehr jungen Pappeln bepflanzt. Seiner ganzen Länge nach wird er von einem drei Fuß breiten Kanale durchſchnitten, in deſſen mit allerlei ſchönen Steinen bekleidetem Bette ein vortrefflicher, aus einer Quelle, deren Tiefe wir nicht haben ergründen können, herkommendes Waſſer fließt. Dieſes Waſſer wallt mit großer Lebhaftigkeit hervor und verbreitet Kühlung und Friſche über ein Marmorpavillon, in welchem ſich ein Baſſin und ein Springbrunnen befindet. Der nämliche Kanal trägt ſeinen Tribut noch weiter fort, nach einem der nächſten Brunnen in der Stadt, deſſen Eigenthumsrecht der König ſeiner Perſon vorbehalten hat, und der, aus beſonderer Vergünſtigung ſeiner Hoheit, der franzöſiſchen Geſandtſchaft für die Zeit ihrer Anweſenheit zu beliebigem Gebrauche überlaſſen blieb.

Ueber Nighiariſtan hinaus, eine Parafange (anderthalb Meilen) weiter nordwärts von Theheran, liegt, amphitheatraliſch auf einen Felſen gebaut und am Fuße des die Ebene von dieſer Seite begrenzenden Gebirges, das königliche Luſtſchloß Kasri-Kadjar. Dieſes Gebäude, das ſeiner hohen Lage wegen aus einer weiten Entfernung in die Augen fällt, iſt ganz von weiß angeſtrichenen Backſteinen aufgeführt. Die Hauptpforte iſt von Erz. Nachdem man durch lange dunkle Korridors und neben Badegemächern, die links liegen und ganz mit Marmor bekleidet ſind, vorbeigegangen, tritt man in einen geräumigen, von ſchönen Platanen überſchatteten Hof ein. Hier iſt das Frauenquartier. Jedem andern Sterblichen, auſſer dem Könige und ſeinen Verſchnittenen, ganz unzugänglich, kann dieſer Ort höchſtens etwa zur Zeit der Abweſenheit ſeiner Bewohnerinnen in Augenſchein genommen werden. Man würde ſich ſehr irren, wenn man hier irgend etwas von Pracht oder Prunk zu finden glaubte. Die Gemächer der Frauen des Königs ſind kleine, viereckige Zellen. Im Hintergrunde jeder derſelben erhebt ſich ein kleiner, hölzerner Auftritt, der mit Matratzen belegt iſt. Die übrigen Zimmergeräthſchaften ſtehen mit der Einfachheit des Lokals in völligem Einklang. Am äuſſerſten Ende des Hofes erblickt man zwei große, al fresco reich ausgemalte Säle, die mit den Bildniſſen mehrerer perſiſcher Könige und Helden verziert ſind. Die Nacht hindurch bleiben die Frauen, zu fünfen hoch, in Kameradſchaften von einander abgeſondert und werden von ihren furchtbaren Hütern bewacht; den Tag über ſteht es ihnen frei, in dem Hofe zuſammen zu leben; auch iſt es ihnen geſtattet, ſich zum Zeitvertreibe in einem großen, den Hofraum in zwei gleiche Hälften theilenden Baſſin zu baden. In das Schlafgemach des Königs wird auf einer kleinen Treppe von zwölf bis fünfzehn Stufen hinaufgeſtiegen. In dieſem Zimmer, das von mehreren in den Hof des Haremś und nach den Gärten gehenden Fenſtern durchſchnitten iſt, herrſcht ein eigentlich aſiatiſcher Luxus. Die Wände ſind mit Spiegelglas bekleidet und mit vier weiblichen Bildniſſen in perſiſchem Geſchmacke verziert. Die Decke und einige andre Parthien machen ſich durch ſehr fein gearbeitete Fresco-Malereien bemerkbar, in denen jedoch die Richtigkeit der Zeichnung der Friſchheit des Kolorites bei weitem nicht gleich kommt. Was aber hier den

Digitized by Google

Blick des Beſchauers vor allem andern feſſelt, ſind zwei Thüren von eingelegter, prächtiger Arbeit. Ebenholz, Elfenbein, Perlmutter und mancherlei ſehr koſtbare Holzarten ſind an denſelben mit äußerſter Kunſt ineinandergemiſcht und verarbeitet, und bilden ein eigentliches Meiſterſtück, deſſen ſich die ſchönſten europäiſchen Paläſte keineswegs zu ſchämen hätten. Oft ſoll ſich der König, wenn er nach Kasri-Kadjar kommt, an die Fenſter dieſes Pavillons hinſetzen, alsdann ſeinen Frauen befehlen, ſich in dem großen Baſſin des Harems zu baden, und an dieſem Schauſpiele nicht wenig Vergnügen finden.

Unterhalb des Schloſſes, auf der entgegengeſetzten Seite des Harems, findet ſich eine ſchöne Terraſſe, welche von einem, unter einem Gewölbe durch, in mehrern Fällen bis in die Gärten hinabfließenden Kanale durchſchnitten wird. Eine bedeckte, ſehr ſteile Treppe führt auf eine zweite und dritte Terraſſe hinab, worauf man zu einem ſchönem Kiosk kommt, deſſen Inneres mit Malereien und Bildniſſen verziert iſt.

Hier — fährt Hr. Tancoigne in ſeiner Erzählung fort — genoſſen wir ein, auf Befehl des Königs für uns bereitetes Frühſtück. Von den Fenſtern dieſes Kiosks hat man die ganze Ebene von Theheran, nebſt den Gartenanlagen von Kasri-Kadjar vor Augen, und im Vorgrunde ein großes Waſſerſtück, auf welchem der König mit ſeinen Favoritinnen Luſtfahrten anſtellt. Eine letzte Treppe führte uns in die Gärten hinab. Dieſe Gärten ſind zwar nicht groß, aber wohl unterhalten. Es ſtehen in denſelben ſehr viele Obſtbäume, auch einige Zypreſſen. Eben der Kanal, der von den obern Terraſſen, die erwähnten Kaskaden bildend, herabkommt, ſetzt durch dieſelben, ihrer ganzen Länge nach, ſeinen Lauf fort und fließt auch durch ein Marmor-Kabinet, welches in eben dem Geſchmacke, wie jenes zu Nighiariſtan, gebaut, nur größer iſt. Der ganze Palaſt mit allen ſeinen Zuthaten iſt mit einer erdenen Mauer umgeben, die von mehrern Thürmen beſtrichen wird, und mit vier, insgeſammt mit Pavillons überbauten Eingängen verſehen iſt.

Anderthalb Meilen ſüdwärts von Theheran, auf der Straße nach Iſpahan, erblickt man die Ruinen der Stadt Rhages, auf welchen gegenwärtig ein armſeliges Dörfchen, Namens Rey, ſteht. Wie die in der Regel etwas übertreibenden Morgenländer behaupten, hätte Rhages, zur Zeit der Eroberung Perſiens durch Alexander, zwanzig Meilen im Umfange und mehrere Millionen Einwohner gehabt. Auf jeden Fall läßt der Raum, den die wenigen Trümmer der Stadt einnehmen, auf eine ſehr beträchtliche Größe ſchließen. Dieſe Ueberreſte beſtehen gegenwärtig einzig noch aus Höhlungen, die mit Backſteinen und zerſchlagenen, erdenen Gefäßen ausgefüllt ſind, aus einer großen Anzahl von Häuſer-Fundamenten und einigen Stücken Backſteingemäuer auf einem kleinen Hügel auf der Oſtſeite, wo vermuthlich eine Zitadelle geſtanden hat. Das Dorf Rey liegt am Ufer eines ſehr fiſchreichen Teiches. Das Recht des Fanges in dieſem Teiche kommt ausſchließlich dem Könige zu. Ganz nahe bei dem Dorfe ſteht, als ein etwas moderneres Denkmal, ein etwa ſechzig Fuß hoher Thurm von wohl zuſammengeſtürzten Backſteinen. Er iſt vermuthlich aus der Zeit der Dynaſtie der

Digitized by Google

Seldjeuciden, von runder Form und ſtützt ſich auf vierundzwanzig dreieckige Rippen, deren Feſtigkeit ihm noch eine lange Dauer zuzuſichern ſcheint. Rings um den Kranz geht eine Inſchrift in Kufiſcher Schrift. Eine Achtelsmeile weiter hinaus iſt auch noch der Burgflecken Chah-Abdul-Azun bemerkenswerth. Es iſt dies ein geheiligter Ort, nach welchem der König und der Hof öfters zum Grabe eines Imams-Zade wallfahrten. Dies Grabmal liegt mitten in einem Garten und nahe bei einer Moſchee, über welcher ſich mehrere Kuppeln wölben. Eine Menge Bettler ſtehen hier dem Wallfahrtenden zu Wege und nehmen im Namen des Heiligen ſeine Mildthätigkeit in Anſpruch. Auch abgeſehen von dieſem Wallfahrtsplatze iſt Chah-Abdul-Azun eine der bedeutendſten Ortſchaften in der Nähe von Theheran und ein Hauptſitz der Mollahs oder perſiſchen Prieſter. H.

Bibliographiſche Anekdote.

Bei der Verſteigerung der Bibliothek des Herzogs von Roxburgh, von welcher 1812 zu London ein gedruckter Katalog erſchienen iſt, wurde unter andern ein Decamerone di Boccaccio, Valdarfer 1471, von dem Marquis von Blanford, dermaligem Herzog von Marlborough, zu dem unglaublichen Preiſe von 2260 Pf. Sterl., und zwar, wie es hieß, in der Abſicht erſtanden, um aus demſelben fünf oder ſechs Blätter, zur Ergänzung eben ſo vieler fehlender oder verdorbener in einem ſchönern Exemplare, das die Blanfordiſche Familie beinahe ſeit hundert Jahren beſeſſen hatte, herauszunehmen. Zum Gedächtniſſe dieſes in den Jahrbüchern der Bibliomanie ſo denkwürdigen Ereigniſſes haben britiſche Liebhaber unter dem Namen des Roxburghe-Kluds eine Geſellſchaft geſtiftet, in welcher ſie ſich ausſchließlich von ſolchen Gegenſtänden unterhalten, die auf Bücher, auf ſchöne Typographie, bibliographiſche Seltenheiten, innere und äuſſere Verzierungen der Bücher Bezug haben, oder überhaupt dem Gebiete der Bibliomanie angehören. Alljährlich am 17. Juni feiern ſie mit einer Mahlzeit den Jahrestag des Verkaufs jenes Boccaccio. Einer der wichtigſten Punkte ihres geſellſchaftlichen Vertrags iſt die Verpflichtung, welche jedes Mitglied über ſich nimmt, ſo wie die jährliche Reihenfolge es mit ſich bringt, eine alte, ſeltene Schrift neu gedruckt und ausſchließlich für die Mitglieder des Kluds, deren nicht über einunddreißig ſein dürfen, in einer Auflage von genau einunddreißig Exemplaren zu liefern. Bereits ſind mehrere dieſer neu aufgelegten ſeltenen Drucke, jedoch nicht gerade nach der preiswürdigſten Auswahl, unter die ſämmtlichen Geſellſchafter ausgetheilt worden. H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Von den Ursachen und Wirkungen der Volksbewegungen in England. S. 193
Mannigfaltiges. Aus der Schweiz: Landwirthschaftliche Armenschule im Kanton Zürich. — 215
Aus Spanien: Zustand der Religion und der Wissenschaften im Jahr 1819. — 223
Aus Persien: Die Stadt Teheran und ihre Umgebungen. — 233
Bibliographische Anekdote. — 240

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1820.

Juni-Heft.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Napoleon Bonaparte, nach seiner Wiederkehr von Elba, als Mensch und im häuslichen Leben dargestellt.

Als Vorwort.

Die Heimkehr eines verbannten ehemaligen Kaisers von seinem Felsen im Mittelmeer zum alten Thron, von dem herab er viele Jahre, ein Donnerer Zeus, die Welt beherrscht oder geschreckt hatte, — die Flucht eines Königs vor dieser Gespenstererscheinung, eines Königs, der kaum das Zepter seiner Altvordern wieder empfangen hatte, und einen Tag über Millionen gebot, den andern ohne Heer, ohne Volk, ohne Land war, — der Aufstand Europens gegen den einzigen Mann, dessen Name mehr als ein großes Heer galt, — der kurze, doch blutige Heldenkampf vom Rhein bis unter die stolzen Mauern von Paris, — — dies in seiner Art einzige, weltgeschichtliche Ereigniß ist in seinen Ursachen und Wirkungen schon vielfach beschrieben. Aber in der Verkettung aller der ungeheuern Begebenheiten, wie glänzend, wie furchtbar und lehrreich sie sein mochten, bleibt doch der Mann selbst, welcher sie plötzlich hervorrief, weitaus der anziehendste Gegenstand. Die Welt mag ihn verabscheuen oder bewundern, wer aber möchte den außerordentlichen Mann nicht während jener letzten hundert Tage seiner Herrschaft in der Nähe gesehen und durch das Spiel seiner Worte und Mienen einen Blick in das Innere seines Gemüths geworfen haben?

Von Allen, die in jener Zeit um Napoleon Bonaparte waren, hat ihn kaum Einer näher beobachten können, wenigstens Keiner genauer gezeichnet, als sein ehemaliger Geheimschreiber Baron Fleury de Chaboulon, ein junger, geistreicher Mann, der jetzt in England lebt. Wenn er schon in seinen so eben erschienenen Mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée du retour et du regne de Napoléon en 1815. (Londres 1819, 1820. 2 tomes.) nicht die Achtung verläugnet, welche er dem ehemaligen Herrn noch gern zollt, strebt er doch unverkennbar, treu und wahrhaft zur Welt und Nachwelt zu reden. Er gibt manche neue Aufklärung über die damaligen Begebenheiten. Andre mögen sie prüfen. Wir nehmen hier keine Rücksicht auf Aktenstücke, Proklamationen, Gang der Kriegsschicksale und Staatshändel, von denen die Denkschrift redet, sondern wollen versuchen, aus den vereinzelten Zügen ein Gemälde vom Sein und Leben Napoleons während seines ungeheuern Abentheuers zusammenzustellen.

Napoleon auf Elba. — Was ihn zur Rückkehr nach Frankreich bewog.

König Ludwig XVIII war mit den Bourbonen und allen Ausgewanderten nach Frankreich zurückgekommen. Auch einem Fürsten von seltenem Herrschergeiste wäre hier und damals ein

Digitized by Google

schweres Spiel geworden. Die Heimgekehrten nahmen es als Leichtes. Sie verwechselten allzugeläufig Hoheit der Stellung mit Höhe des Geistes, und Befehlen mit Herrschen. Die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts sahen diese Ausgewanderten des achtzehnten Jahrhunderts wie Fremdlinge unter sich. Sie hatten derselben ehemaliges Leben und Treiben vergessen. Nicht so die Ausgewanderten. Sie hatten noch nichts vergessen, aber auch, wie Napoleon nachher von ihnen treffend bemerkte, nichts gelernt.

Jedermann weiß, welchen Gang der Hof nahm und welchen die öffentliche Meinung. Schöne Verheißungen waren gegeben und die königliche Karte dazu. Man hatte Vergessenheit des Vergangenen, man hatte den Beamten Beibehaltung ihrer Stellen, den tapfern Kriegern Bewahrung ihrer Ehren verheißen. Bald aber stellte sich der alte Adel stolz dem neuen gegenüber, die Geburt dem Verdienst, und statt der beendeten Staatsumwälzung bereitete sich eine Gegenumwälzung vor. Man demüthigte auf mancherlei Art die alten Bonapartischen Krieger und erbitterte sie; man setzte den Werth der Ehrenlegion herab und belohnte die Ebouans, ja adelte selbst das Geschlecht jenes Georges, der einst an Napoleon Meuchelmord hatte üben wollen; man verbannte die, welche einst für den Tod Ludwigs XVI gestimmt hatten; hob Söhne des alten Adels in die ersten Plätze und verdrängte die erfahrnern Amtleute; man erhob Zweifel gegen Rechtmäßigkeit des Verkaufs der Nationalgüter und sprach von Rückerstattung derselben, was das Verderben von neun bis zehn Millionen Menschen werden mußte, die jene Güter durch Tausch, Kauf und Erbschaft als ihr Gut betrachtet hatten; man sah, wie den Adel, so die Geistlichkeit, begierig nach ihren ehemaligen Triumphen und Vorrechten zurückstreben; man wollte ein Frankreich wiederschaffen, wie man es vor dem Jahre 1789 gesehen, aber die Franzosen von 1814 waren nicht mehr die von 1789. — Als nun die Eigenthümer ihr Eigenthum, die Krieger ihre Ehre, die Beamten ihre Stellen, alle Stände ihre Rechte und Freiheiten unsicher sahen, hatte die Regierung hinlänglich dem verbannten Napoleon den Weg zur Rückkunft angebahnt.

Dieser lebte zu Elba in ruhiger Beschauung, anfangs freilich, wie er nachher selbst gestand, unbehaglich, weil er, aus dem Ozean von Geschäften gerissen, sich gleichsam in einem widernatürlichen Zustande befand. Elba war nichts weniger als streng von Schiffen bewacht; nur eine einzige englische Korvette, unter Befehl des Kapitän Campbell, schien das Meer zu beobachten; das heißt, sie fuhr unablässig von Porto Ferrajo, dem Hafen von Elba, nach Livorno, und wiederum von Livorno nach Porto Ferrajo. Der Geschäftslose musterte und übte aus Langeweile seine sechs- bis achthundert Soldaten fleißig, die ihm aus Frankreich gefolgt waren, machte Baupläne, las Zeitungen, ritt umher, schrieb, und dachte nicht mehr an Rückkehr nach Frankreich. Er, dessen Machtwort einst über die Hälfte Europens gebot, befehligte jetzt über eine Insel, deren Bevölkerung kaum der Volkszahl einer mäßigen französischen Stadt gleich kam, und er, den man einst im Palast der Cäsarn mit bedecktem Haupte thronen sah, während acht Könige ehrfurchtsvoll und den Hut in der Hand um ihn herstanden,

Digitized by Google

wohnte in einem niedrigen, ſtillen Hauſe, ohne andre Huldigungen, als die ſeiner nächſten Umgebungen.

Er hätte vielleicht noch nicht an das Wagſtück eines Zuges nach Frankreich zur Wiedereroberung des verlornen Throns gedacht, wenn er nicht aus den Zeitungen den traurigen und verkehrten Geſchäftsgang, die Reibungen der Parteien, die Anmaßungen der zurückgekommenen Ausgewanderten erfahren hätte. Ein Zufall, wenn wirs ſo nennen wollen, bewirkte, daß der dunkle Gedanke in ihm klar und zum Entſchluß ward.

Ein franzöſiſcher Offizier, der mißvergnügt in Frankreich ſeine Entlaſſung gegeben hatte, begab ſich verkleidet nach Elba, um bei Napoleon, dem er noch immer ſehr anhänglich war, Dienſte zu ſuchen. Er hatte bei drei angeſehenen Perſonen zu Paris, die ehemals des Kaiſers ganzes Vertrauen beſaßen und die ihm im Herzen noch immer ergeben waren, um Empfehlungen und Aufträge angeſucht. Zwei derſelben bezeugten viele Theilnahme, aber wagten nicht, etwas Schriftliches auszuſtellen. Die dritte Perſon theilte ihm eine kurze Note mit, die an ſich ganz unverfänglich war und nur als auffällige Urkunde ihres Zutrauens zu dem Reiſenden gelten konnte. Aber eben dieſe Perſon regte in dem Offizier zuerſt den Gedanken an, daß er vielleicht den Kaiſer durch die Nachrichten von der Stimmung Frankreichs zur Rückkehr bewegen könne. Dieſer Gedanke begeiſterte den Offizier. Er kam nach Elba, wandte ſich an den General Bertrand, um dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, und wurde zur Thür des Gartens beſchieden, wo der Kaiſer luſtwandle.

Napoleon, von ſeinen Offizieren begleitet, ging da, die Hände nach ſeiner Gewohnheit auf dem Rücken, auf und ab, mehrmals an dem Ankömmling vorüber, ohne ihn anzublicken, ſtellte ſich dann, als würde er ſeiner von ungefähr gewahr, und fragte ihn italieniſch, weß Landes er ſei. Der Offizier erwiederte auf franzöſiſch: »Ich bin Pariſer; Geſchäfte riefen mich nach Italien, und ich konnte der Sehnſucht nicht widerſtehen, meinen alten Souverain zu ſehen.« — »Schön, erzählen Sie mir etwas von Paris und Frankreich!« ſagte der Kaiſer, ſetzte ſeinen Spaziergang fort, that allerlei unbedeutende Fragen und ließ den Antwortenden endlich zu ſich ins Zimmer treten, wo er mit ihm allein blieb. Der Offizier mußte ſich zu ihm ſetzen.

»Der Großmarſchall hat mir gemeldet, Sie kämen aus Frankreich!« ſagte der Kaiſer mit einer kalten, gleichgültigen Miene.

— Ja, Sire.

»Was wollen Sie hier thun?«

— Ihnen meine Dienſte anbieten, Sire; mein Betragen im Jahr 1814 . . . .

Der Kaiſer ließ ihn nicht ausreden: »Ich zweifle nicht, daß Sie ein guter Offizier ſind; aber ich habe der Offiziere ſchon ſo viele bei mir, daß ich ſchwerlich für Sie etwas thun kann. Doch, wir wollen ſehen. Sie kennen, ſcheint es, den Hrn. F.« (Hier nannte Napoleon die

Digitized by Google

Perſon, welche dem Offizier in Paris zuletzt den Gedanken an des Kaiſers Zurückführung eingegeben hatte.)

— Ja, Sire.

„Hat er Ihnen einen Brief für mich gegeben?“

— Nein, Sire.

„Ich ſehe wohl, er hat mich vergeſſen, ſo gut wie es die Andern thun. Seit ich hier bin, höre ich von Niemandem mehr reden.“

— Er iſt Ew. Maj. noch eben ſo innig ergeben, wie alle rechtſchaffene Franzoſen es ſind.

„Was? ſo denkt man doch meiner noch in Frankreich?“

— Man wird Sie da nie vergeſſen können.

„Nie? das will viel ſagen. Die Franzoſen haben jetzt einen andern Souverain, und ihre Pflicht und ihre Ruhe gebieten, nur an ihn zu denken. Aber was urtheilt man von mir?“

— Man beklagt Ew. Majeſtät.

„Ja, und macht auch auf meine Rechnung allerlei Fabeln und Geſchichtchen; bald ſoll ich närriſch, bald krank geworden ſein, und Sie ſehen nun ſelbſt (indem er ſeine Wohlbeleibtheit betrachtete), wie es um mich ſteht. Man ſagt auch, ich ſolle nach St. Helena oder Malta geführt werden. Ich rathe nicht, den Verſuch dazu zu machen. Ich habe auf ſechs Monate Lebensmittel, Kanonen und Tapfere zur Vertheidigung. Der ſchändliche Verſuch käme ihnen gewiß theuer zu ſtehen. Aber ich kanns nicht glauben, daß Europa ſich entehren und gegen einen einzigen Mann ins Feld ziehen will, der weder ſchaden will noch kann. Kaiſer Alexander achtet die Nachwelt zu ſehr, um in ſolchen Schandſtreich zu willigen. Sie haben mir die Souverainetät von Elba durch feierlichen Vertrag geſichert. Ich bin nun hier zu Hauſe. Und ſo lange ich keine Händel mit meinen Nachbarn ſuche, hat Niemand Recht, mich zu beunruhigen.“ Plötzlich brach er bei dieſen Worten ab und fragte den Offizier, wo er gedient, bei welchen Gelegenheiten er ſich ausgezeichnet u. ſ. w., kam dann wieder auf Frankreichs Lage und auf die alte Frage zurück, ob der Offizier keinen Brief für ihn mitgebracht habe. Als dieſer nun durch Erzählung kleiner Umſtände, die er von obengenanntem Hrn. X... in Paris erfahren, ſeine Vertrautheit mit dieſem erwieſen hatte, dann von den Fehlern der jetzigen Regierung, von der Sehnſucht der Nation nach Napoleons Wiederkehr ſprach, unterbrach er ihn, ſtand auf, ging mit großen Schritten her und hin und ſchien ſehr bewegt.

„Ich glaubte auch, als ich abdankte,“ ſagte er, „die Bourbonen würden, durch Unglück belehrt und gebeſſert, nicht wieder in den Fehler fallen, der ſie im Jahr 1789 geſtürzt hat. Ich hoffte, der König werde als ein lieber, guter Mann regieren, das einzige Mittel, um euch Andern vergeſſen zu machen, daß ihr ihn von den Fremden bekamt. Aber ſeit die Menſchen da den Fuß wieder auf franzöſiſchen Boden geſetzt haben, machten ſie einen verkehrten Streich um den andern. Ihr Vertrag vom 23. April hat mich empört; mit einem einzigen Federzug brachten ſie Frankreich um Belgien und alles, was es ſeit der Revolution gehabt, um Zeughäuſer,

Digitized by Google

Flotten, Schiffswerften, Artillerie und Material, die ich in Feſtungen und Häfen angehäuft hatte. Talleyrand hat an der ganzen Schmach Schuld. Man wird ihm wohl Geld gegeben haben. Ja, auf die Art iſts leicht Friede ſchlieſſen. Hätt' ich, wie die da, Frankreichs Ruin unterzeichnen wollen, ſie ſäßen nicht auf meinem Thron! (heftig) aber lieber hätt' ich mir die Hand wegbauen laſſen! Lieber wollt' ich auf den Thron verzichten, als ihn auf Unkoſten meines Ruhms und der Ehre Frankreichs behalten — — eine entehrte Krone iſt eine ſchreckliche Laſt — — meine Feinde haben überall ausgeſtreut, ich hätte hartnäckig den Frieden verweigert; ſie haben mich wie einen Narren, nach Blut und Metzelei gierig, geſchildert. Sie mußtens wohl. Will man ſeinen Hund tödten, ſo muß man ihn für wüthend ausgeben. Aber Europa ſoll noch die Wahrheit erfahren, erfahren, was alles geſagt worden und was zu Chatillon vorging. Ich will mit ſtarker Hand die Engländer, die Ruſſen, die Oeſterreicher entlarven. Wäre ich ſo von Kriegswuth beſeſſen geweſen, ich hätte mich ja nur hinter die Loire zurückziehen und recht nach Herzensluſt im Gebirgskrieg ſchwelgen können. Aber ich wollte nicht. Ich war der Metzeleien müde. Mein Name und meine Tapfern, die mir treu geblieben, machten die Verbündeten noch in der Hauptſtadt zittern. Sie boten mir, als Entſchädigung für Frankreich, Italien an. Ich ſchlugs aus. Wenn man Frankreich beherrſcht hat, muß man nicht mehr anderswo herrſchen. Ich wählte bloß die Inſel Elba; ſie waren allzuglücklich, damit abzukommen. Aber die Stellung eben ſagte mir zu. Ich konnte über Frankreich und die Bourbonen wachen. Alles, was ich gethan, immer geſchah es nur für Frankreich. Nur für dies, nicht für mich, wollte ich das franzöſiſche Volk zum Erſten des Erdbodens machen. Mein Ruhm iſt gemacht. Mein Name wird leben, wie der Name Gottes. Hätte ich nur an meine Perſon denken wollen, würde ich, den Thron verlaſſend, in den Privatſtand zurückgetreten ſein; aber ich mußte den Kaiſertitel erhalten, für meine Familie, für meinen Sohn — — mein Sohn iſt mir, nächſt Frankreich, in der Welt das Liebſte."

Während dieſer Reden ging der Kaiſer immer ſtark auf und ab. Er ſchwieg einige Augenblicke, dann hob er wieder an: „Sie wiſſens wohl, die heimgekommenen Ausgewanderten, daß ich hier bin; ſie möchten mich gern meuchelmorden laſſen. Sie haben einen von Georges Dolchrittern nach Korſika geſchickt, einen Elenden, den die engliſchen Blätter ſelbſt als einen Meuchler und Blutbund öffentlich bezeichneten. Aber der hüte ſich; verfehlt er mich, ich verfehle ihn nicht. Ich laſſe ihn durch meine Grenadiere holen und füſilliren, Andern zur Warnung."

Nach einer kurzen Pauſe ſagte er wieder: „Gehen meine Generale an Hof? Die müſſen da doch traurige Figur machen."

— Ja, Sire; aber ſie ſind auſſer ſich, immer die Ausgewanderten vorgezogen zu ſehen, die nie Pulver gerochen haben.

„Die Ausgewanderten werden immer die Gleichen bleiben. So lange es nur darum zu thun war, Kratzfüße in meinen Vorzimmern zu machen, hatte ich deren mehr, als ich mochte.

Digitized by Google

Kam es aber darauf an, ſich wie Männer zu zeigen, ſo zogen ſie ſich zurück, wie H.... Es war ein großer Fehler von mir, dieſe antinationale Menſchenrace nach Frankreich zurückzurufen; ohne mich wären ſie alle in fremden Ländern Hungers geſtorben. Aber ich hatte damals gute Gründe; ich wollte Europa mit uns ausſöhnen; die Revolution ſchlieſſen. Was ſagen denn die Soldaten von mir?"

— Sire, ſie reden immer nur noch von Ihren unſterblichen Siegen. Nie nennen ſie ohne Ehrfurcht, Bewunderung und Schmerz Ihren Namen. Wenn die Prinzen ihnen Geld geben, trinken ſie zu Ihrer Geſundheit, und nöthigt man ſie zu rufen: Es lebe der König! ſetzen ſie leiſe hinzu: von Rom!

„Sie haben mich doch alſo noch lieb?" ſagte der Kaiſer lächelnd.

— Ja, Sire, und ich darf ſagen, mehr, denn je.

„Und was ſagen ſie von unſern Unfällen?"

— Sie betrachten ſie als Frucht von Verrätherei; behaupten, ſie wären nie beſiegt, hätte man nicht Frankreich den Feinden verkauft. Beſonders ſind ſie gegen die Kapitulation von Paris erbittert.

„Sie haben Recht. Ohne den Abfall des Herzogs von Ragusa waren die Verbündeten verloren. Ich war ihnen ſchon im Rücken Meiſter und Meiſter von allen Hilfsmitteln zum Krieg. Nicht ein einziger wäre davongekommen. Sie hätten auch noch das neunundzwanzigſte Bulletin bekommen. Marmont iſt ein Elender; er hat ſein Vaterland unglücklich gemacht und ſeinen Fürſten ausgeliefert. Seine Konvention mit Schwarzenberg ſchon iſt hinlänglich, ihn zu entehren. Wenn er nicht gewußt hätte, daß er, als er ſich ergab, meine Perſon und mein Heer bloßſtellte, er hätte nicht nöthig gehabt, für meine Freiheit und mein Leben Sicherheit auszubedingen. Das aber iſt nicht die einzige Verrätherei. Er hat mit Talleyrand Umtriebe gemacht, um der Kaiſerin die Regentſchaft und meinem Sohn die Krone zu rauben. Er hat auf eine ſchändliche Art den Caulincourt, Macdonald und die andern Marſchälle betrogen und hintergangen. All' ſein Blut reicht nicht hin, um das Uebel auszuſühnen, was er über Frankreich gebracht hat. Ich weihe ſeinen Namen dem Fluch der Nachkommenſchaft. Es freut mich aber, daß mein Heer das Gefühl der eignen Ueberlegenheit bewahrt hat, und daß es unſre großen Unfälle auf die wahren Urheber derſelben wirft."

„Ich bemerke mit Zufriedenheit, nach Allem, was Sie mir geſagt haben, daß die Vorſtellung, die ich mir von Frankreichs Lage machte, richtig ſei. Die Race der Bourbonen iſt nicht mehr fähig, einen Staat zu verwalten. Das iſt gute Verwaltung für Prieſter, Edelleute und alte Gräfinnen von Ehemals, aber nicht für das heutige Geſchlecht."

„Das Volk hat ſich durch die Staatsumwälzung gewöhnt, im Staat für etwas gezählt zu werden. Nie gibt es wieder zu, in ſeine alte Nichtigkeit zurückzuſinken und das Laſtthier des Adels und der Kirche zu werden. Das Heer wird nie den Bourbonen angehören. Zwiſchen ihm und mir haben Siege und Niederlagen ein unzerſtörbares Band befeſtigt; nur mit mir iſt Nach-

Digitized by Google

Macht und Ruhm finden; mit den Bourbonen ſtößt es bloß auf Schmach und Schläge. Die Könige halten ſich bloß durch Liebe der Völker aufrecht oder durch Schrecken. Die Bourbonen aber ſind weder gefürchtet noch geliebt; ſie werden ſich am Ende ſelbſt vom Thron herabwerfen, können aber noch eine gute Weile ſich droben behaupten; denn die Franzoſen verſtehen ſich nicht auf Verſchwörungen.“

Während der Kaiſer ſo ſprach, ging er haſtig auf und ab und mit den Händen die Worte begleitend, als wenn er mit ſich ſelbſt und nicht mit jemand Anderm ſpräche. „Was meint Hr. X...“ fuhr er fort und warf einen Seitenblick zum Offizier; „werden die Menſchen ſich noch lange halten können?“

— Sire, er denkt, wie jeder in Frankreich, die Regierung eilt ihrem Verderben entgegen. Prieſter und Ausgewanderte ſind die einzigen Anhänger derſelben; alle Männer von Herz und Vaterlandsſinn ſind gegen ſie.“

„Ja,“ rief er mit Nachdruck: „ſie muß jeden zum Gegner haben, dem franzöſiſches Blut in den Adern rollt. Wie ſoll das aber enden? Meint man, es gebe wieder eine neue Staatsumwälzung?“

— Sire, die Gemüther ſind ſo gereizt und verſtimmt, daß die geringſte theilweiſe Bewegung irgendwo nothwendig den allgemeinen Aufſtand zur Folge haben und kein Menſch erſtaunen würde, wenn er nächſter Tage ausbräche.

„Aber was würdet ihr thun, wenn ihr die Bourbonen wieder wegjagtet? Würdet ihr wieder die Republik herſtellen?“

— Republik, Sire? daran denkt Niemand. Vielleicht würde man eine Regentſchaft errichten.

„Regentſchaft?“ rief der Kaiſer beſtürzt und heftig; „wozu das? Bin ich ſchon todt?“

— Aber, Sire, Ihre Abweſendeit . . .

„Meine Abweſenheit iſt nichts. Wenn mich die Nation riefe, wäre ich binnen zwei Tagen in Frankreich. Was denken Sie? Thäte ich wohl daran, wenn ich hinkäme?“ — Indem der Kaiſer dies ſagte, wandte er die Augen weg und man merkte, daß er mehr Wichtigkeit auf die Frage ſetzte, als es das Anſehen haben ſollte. Auch ſchien er mit Aengſtlichkeit der Antwort entgegen zu horchen.

— Sire — ſagte der Offizier — ich für meine Perſon wage kaum eine Frage, wie dieſe, zu entſcheiden, aber . . .

„Das verlange ich nicht zu wiſſen!“ rief er haſtig. „Antworten Sie mir Ja oder Nein.“

— Nun denn, Sire, ja!

„Wirklich? glauben Sie?“ ſagte Napoleon im Innern bewegt.

— Ja, Sire, ich bin überzeugt, Volk und Heer würden Sie mit Begeiſterung als Befreier empfangen und für Ihre Sache aufſtehn?

„Alſo auch Hr. X... iſt der Meinung, ich ſolle zurückkommen?“

Digitized by Google

— Wir hatten vorausgeſehen, daß Ew. Majeſtät mich über den Punkt fragen würde, und hier iſt buchſtäblich, was er mir auftrug: melden Sie, hat er geſagt, dem Kaiſer, daß ichs nicht auf mich nehme, eine ſo wichtige Frage zu entſcheiden, aber daß es unwiderſprechliche Thatſache ſei, die Regierung habe ſich beim Volk und Heer ſchon zu Grunde gerichtet; die Unzufriedenheit ſei ſo groß, daß man Ueberzeugung habe, die Regierung werde nicht mehr lange gegen den allgemeinen Unmuth ankämpfen können. Setzen ſie hinzu, der Kaiſer ſei der Gegenſtand des Leidweſens und Wunſches bei Volk und Heer. Der Kaiſer möge in ſeiner Weisheit entſcheiden, was zu thun ſei.

Der Kaiſer ſchwieg nachdenkend. Endlich, nach langem Ueberlegen, ſagte er: „Ich will mich beſinnen. Ich behalte Sie bei mir. Kommen Sie morgen um 11 Uhr.“ Beim Hinausgehen ſtieß der Offizier auf den General Bertrand, der ſich über die lange Unterredung des Kaiſers mit ihm verwunderte, aber beſorgte, es könne Andern aufgefallen ſein. „Wir ſind von engliſchen Laureen umringt,“ ſagte der Großmarſchall: „die kleinſte Unſonnenheit könnte uns theuer zu ſtehen kommen. Beſuchen Sie mich auch morgen zum Frühſtück. Sie müſſen uns erzählen, wie es in Frankreich geht. Wir erfahren nichts, als unzuſammenhängendes, oft unbedeutendes Zeug dann und wann von Reiſenden oder aus Zeitungen, daß wir nie wiſſen, woran wir ſind.“

Der Großmarſchall wohnte mit ſeiner Gemahlin in einem Flügel des Maireriegebäudes. Man ſah in ſeinen Zimmern faſt nur die kahlen Wände. „Nicht ſo, Sie ſtutzen?“ ſagte er. „Man denkt in Europa, der Kaiſer habe unermeßliche Schätze mit ſich genommen. Er hat nichts behalten und behalten wollen, als ſein Feldhüllbettzeug, ſein Felddett und einige halbruinirte Pferde. Wie Saladin könnte er unſre Elendslappen vor der Thür zur Schau ſtellen und ſchreien: Sehet her, das iſt Alles, was Napoleon der Große, der Ueberwinder der Erde, von ſeinen Eroberungen ausgebeutet hat!“

Um elf Uhr begab ſich der Offizier zum Kaiſer. Er ward in einen Saal des Erdgeſchoſſes geführt, wo die Wandmalerei, in bunter Seidenart gemacht, bald verwiſcht und verblichen, der Fußteppich, die Fäden zeigend, hin und wieder geflickt war und die Stuhle ärmliche Ueberzüge hatten. Freilich gegen die ehemalige Pracht der kaiſerlichen Paläſte ein klägliches Seitenſtück.

Napoleon kam. Man las in ſeinen Augen, daß die äuſſere ruhige Haltung von ihm nur angenommen war. Er fing damit an, dem Offizier zu erklären, daß er ihn in ſeinen Dienſt treten laſſen wolle. „Ich hoffe,“ ſagte er, „Sie werden gegen mich die Pflichten eines guten, treuen Unterthanen erfüllen. Nicht wahr, Sie ſchwören mir das?“

— Ja, Sire, das ſchwöre ich.

„Gut denn. Was Frankreich betrifft, ſah ich dieſen Lauf der Dinge voraus, aber ich glaubte nicht, daß es damit ſchon ſo weit gekommen wäre. Ich war Willens, mich durchaus gar nicht mehr in Staatsſachen zu miſchen. Was Sie mir aber geſagt haben, ändert meinen

Digitized by Google

Entſchluß. Ich bin die Urſache von Frankreichs Unglück; an mir alſo iſts, es wieder gut zu machen. Ehe ich aber Parthie ergreife, muß ich die Lage der Dinge von Grund aus kennen. Wiederholen Sie mir, was Sie geſtern ſagten. Ich höre Sie gern."

Jetzt machte der Offizier ein lebhaftes Bild von Frankreichs Zuſtand. Der Kaiſer ward bewegt. Er warf Zweifel auf, bald ob der Erzähler nicht vielleicht ſich von ſeiner Einbildungskraft zu ſehr blenden lieſſe, bald, wenn er als Kaiſer in Frankreich lande, ob nicht Ausgewanderte und Chouans über die Patrioten ſogleich herfallen, ſie einkerkern, umbringen würden. — Der Offizier ſagte: „Sire, das Volk lieſſe es nicht zu." — „Möchten Sie," ſagte Napoleon, „ſich nicht irren! Uebrigens würde ich auch ſo wetterſchnell nach Paris kommen, daß ſie nicht Zeit hätten zum Beſinnen. Ich wäre ſo ſchnell dort, wie die Nachricht von meiner Landung." Der Kaiſer that einige Schritte und ſagte dann wieder: „Ja, ich bin entſchloſſen . . . Ich habe den Franzoſen die Bourbonen gegeben, ſo iſts an mir, ſie wieder von denſelben loszumachen. Ich will abreiſen . . . Die Unternehmung iſt groß, ſchwierig, gefahrreich, aber nicht über meine Kräfte. Das Glück hat mich noch nie bei großen Gelegenheiten verlaſſen. Ich werde nicht allein gehen. Ich will mich nicht von Gendarmen handfeſt machen laſſen. Ich gehe mit meinem Degen, meinen Polen, meinen Grenadieren . . . ganz Frankreich iſt für mich. Ich gehöre ihm. Ich will ihm mit Freuden meine Ruhe, mein Glück opfern!"

Hier ſchwieg der Kaiſer. In ſeinen Augen funkelten Hoffnung und hoher Geiſt; ſeine ganze Haltung ſprach Vertrauen, Kraft und Sieg aus. Er war in der That groß; er war ſchön; er war zum Bewundern. Dann fing er wieder an: „Glauben Sie, die Bourbonen werden ſich unterſtehen, mich zu erwarten?"

— Nein, Sire.

„Ich glaubs auch nicht. Wenn ſie meinen Namen donnern hören, werden ſie zittern müſſen und fühlen, daß ſie mir nur durch raſche Flucht entrinnen. Aber was wird die Nationalgarde thun? Glauben Sie, die werde ſich für ſie ſchlagen?"

— Ich denke, Sire, die wird ſich neutral halten.

„Das iſt ſchon viel. Und da ihre Leibgarden und rothen Kompagnien die fürchte ich nicht; das ſind Greiſe oder Knaben, die fürchten ſich vor den Schnurrbärten meiner Grenadiere. (Mit gehobener Stimme.) Aufpflanzen ſollen meine Grenadiere die Nationalkokarde. Ich will einen Aufruf an meine alten Kriegsleute machen. Ihrer Keiner wird die Stimme ihres alten Feldherrn verkennen. Das Heer, wahrhaftig, kann zwiſchen der weißen und der dreifarbigen Fahne, zwiſchen mir, der ſie mit Ruhm und Wohlthaten überhäufte, und den Bourbonen, die ſie entehren wollten, nicht wanken. . . . Und die Marſchälle, was werden die thun?"

— Die Marſchälle, Sire, mit Ehren und Reichthümern bedeckt, haben nichts mehr zu wünſchen, als Ruhe. Sie werden befürchten, wenn ſie eine noch zweifelhafte Parthie nehmen, ihr Glück aufs Spiel zu ſetzen. Vielleicht könnte auch Beſorgniß, Ew. Majeſtät möchte ſich

Digitized by Google

rächen wollen, weil Sie von ihnen im J. 1811 verlassen und verrathen wurden, viele bewegen, sich zum König zu schlagen.

„Ich werde deswegen Keinen strafen. Verstehen Sie? Sagen Sie das ja dem Hrn. X... Ich will Alles vergessen. Wir haben uns Alle Vorwürfe zu machen."

— Ich werde es ihm gewiß freudig sagen, Sire, denn mit dieser Zusicherung vollenden Sie die Eroberung aller Gemüther. Und gewiß, Sire, selbst unter Ihren Anhängern sind Männer, die Ihre Rückkunft nur deswegen scheuen, weil sie fürchten, Sie würden Rache üben wollen.

„Ich weiß wohl, man hält mich für rachsüchtig und sogar für blutdürstig; man sieht mich für eine Art Währwolf und Menschenfresser an. Man ist irre. Ich will nur, Jeder soll seine Schuldigkeit thun, mir geborchen; das ist Alles. Ein schwacher Fürst ist für sein Land eine wahre Plage. Sobald er Verräthern und Bösewichtern den Glauben gibt, er wisse nicht zu strafen, sind Staat und Bürger unsicher. Strenge beugt mehr Bösem vor, als sie unterdrückt. Herrscht man, muß man mit dem Kopf herrschen, nicht mit dem Herzen. Sagen Sie inzwischen doch dem Hrn. X..., daß ich von der allgemeinen Verzeihung den Talleyrand, Augereau und Herzog von Ragusa ausnehme; die haben alles Unheil gestiftet; das Vaterland muß gerächt werden."

— Aber, Sire, warum diese ausschliessen? Dürfte eine solche Ausnahme Ihnen nicht die Freude aller übrigen Huld rauben, und wegen der Aufrichtigkeit Ihres Sinns für die Zukunft Zweifel wecken?

„Der Zweifel wären gewiß noch mehr, wenn ich denen verziehe."

— Allein, Sire...

„Mischen Sie sich darein nicht... Wie stark ist die Kriegsmacht jetzt?"

— Ich weiß es nicht, wohl aber, sie ist durch Ausreisser und Urlaube beträchtlich geschwächt, so daß die meisten Regimenter kaum noch drei Kompagnien haben.

„Desto besser; die schlechten Soldaten sind fort, die bessern sind geblieben. Wissen Sie die Namen der Offiziere, die an der Küste und in der achten Division befehligen?"

— Nein, Sire.

„Wie? Und X... läßt mir das nicht einmal melden?"

— Er, wie ich, Sire, waren weit entfernt, zu vermuthen, Ew. Majestät würde so auf der Stelle den edeln Entschluß fassen, in Frankreich wieder zu erscheinen. Er konnte übrigens auch glauben, dem allgemeinen Gerücht trauend, die Agenten Ew. Majestät würden Sie von Allem, was Sie etwa wissen möchten, unterrichtet haben.

„Ich weiß wohl, die Zeitungen behaupteten wirklich, daß ich meine Agenten habe... das ist Mährchen. Es ist wahr, ich habe ein paar Leute nach Frankreich geschickt, um zu wissen, was vorginge. Aber die haben mir das Geld abgestohlen und mich mit Lumpereien unterhalten. C... war hier, aber der wußte nichts. Sie sind der Erste, der mir die Lage Frankreichs und der Bourbonen gegen einander unter großen Gesichtspunkten darstellt. Ohne Sie hätte ich nur

Digitized by Google

nicht gewußt, daß die Stunde zur Rückkehr für mich schon geschlagen habe; ohne Sie hätte man mich hier in meinem Garten Beete umgraben laſſen. Man hat mir zwar, ohne genau zu wiſſen, von woher, angezeigt, es wären Meuchelmörder gegen mich gedungen; ein oder zwei Briefe ohne Unterſchrift und von derſelben Hand, ſagten mir, ich ſolle mich nur ſtill halten, die Stickereien fingen an wieder Mode zu werden, und andere dergleichen Narrenpoſſen. Aber das war auch Alles. Und mit ſolchem Zeug macht man ſich nicht gleich an einen Umſturz der Dinge. Nun, und was denken Sie, wie werden die Fremden meine Rückkehr nehmen? Das iſt ein wichtiger Punkt!"

— Die Fremden, Sire, waren einſt durch Ew. Majeſtät genöthigt, ſich gegen uns zu vereinigen, um, erlauben Sie mir es zu ſagen ....

„Nur zu! nur zu!"

— Um ſich den Wirkungen Ihrer Ehrbegier und dem Mißbrauch Ihrer Gewalt zu entziehen. Heute, da Europa wieder unabhängig und Frankreich nicht mehr furchtbar iſt, werden die Fremden wahrſcheinlich nicht wohl das Wagſtück eines neuen Kriegs wollen, der uns über ſie wieder ein neues Meiſterthum geben könnte.

„Wären die Souveräne in ihren Hauptſtädten, ſo würden ſie ſich gewiß zweimal beſinnen, ehe ſie wieder Krieg begönnen. Aber in Wien ſind ſie noch einander Geſicht im Geſicht, und es iſt zu beſorgen, ſie machen aus dem Kriege eine Angelegenheit ihrer Eigenliebe. Glauben Sie, es ſei an dem, daß ſie unter ſich etwas mißhellig ſind?"

— Ja, Sire, es ſcheint, im Kongreß herrſchen Mißverſtändniſſe und daß ſich jede der großen Mächte den beſten Theil aus der Beute zueignen möchte.

„Es ſcheint auch, die Völker ſind nicht ganz zufrieden. Nicht wahr?"

— Allerdings, Sire, Könige und Völker ſcheinen zu unſern Gunſten thätig zu ſein. Sachſen, Genueſen, Belgen, Rheinländer und Polen wollen die neuen Herren nicht, die man ihnen geben will.

Und ſo machte der Offizier eine Schilderung von Europa, die im Ganzen viel Gutes verſprach, nur England ausgenommen. „Das iſt alles ganz ſchön und gut," ſagte Napoleon, indem er den Kopf ſchüttelte; „indeſſen denke ich doch, die Könige, die mir den Krieg gemacht haben, werden wohl jetzt nicht mehr dieſelbe Eintracht, dieſelben Anſichten, dieſelben Intereſſen haben." Er durchmuſterte nun flüchtig die verſchiedenen Mächte Europens; ſagte, wäre Alexander ſein Freund geblieben, hätte er ihn größer, als er je werden könne, gemacht; Oeſterreich habe nie offen gegen ihn gehandelt; auf Italien zähle er; Murat in Neapel habe zwar wenig Kopf, aber Arm und Herz und ſeine Frau wiſſe ihn zu leiten. „Indeſſen," fügte er hinzu, „die Fremden mögen Entſchlüſſe nehmen, welche ſie wollen, ſie haben keinen Einfluß auf die meinigen. Frankreich ſpricht, und das genügt. Im Jahr 1814 hatte ich ganz Europa bei mir, und es würde mir gewiß nicht das Geſetz gemacht haben, hätte mich Frankreich nicht ganz allein gegen die ganze Welt ſtreiten laſſen. Jetzt aber, nun Frankreich weiß, was ich gelte, nun

Digitized by Google

es ſeine Kraft und Vaterlandsliebe wiedergefunden hat, ſoll es, wenn man es angreift, über ſeine Feinde triumphiren, wie in den ſchönen Zeiten der Revolution. Die Erfahrung bezeugt, daß Armeen nicht immer hinreichen, eine Nation zu retten, während eine Nation, wenn ſie ſich ſelbſt vertheidigt, immer unüberwindlich iſt.“

Nach dieſem befahl er dem Offizier, ſich über Italien zurück nach Paris zu begeben, da dem Hrn. X... zu ſagen: er werde kommen, Allen verzeihen, die Vergrößerungsplane fahren laſſen, feſten Frieden herſtellen. Man müſſe inzwiſchen Volk und Heer im Guten beſtärken. Aber im Fall ſchon, ehe er lande, die Bourbonen vertrieben werden ſollten, verlange er durchaus, man ſolle nur eine proviſoriſche Regierung aus Gliedern, die er ſelbſt angab, beſtellen, ſich hingegen nichts von Regentſchaft oder dergleichen beifallen laſſen. Er verabredete darauf, wie der Reiſende ihm Briefe könne zuſenden, und gab ihm geheime Schriftzeichen dazu.

Beſonders empfahl er noch, daß man, im Fall das Volk früher aufſtände, als er lande, Alles verhüte, daß ſich das Volk nicht, vor ſeiner Ankunft, ſelbſt Genugthuung verſchaffe. „Eine ſolche vom Volk herausgehende Revolution“ ſagte er, „würde die fremden Mächte aufſchrecken. Sie fürchten das anſteckende Beiſpiel; ſie wiſſen, das Königthum hängt nur an einem Faden; iſt nicht mehr in den Ideen des Jahrhunderts. Sie würden lieber ſehen, daß ich mir den Thron eroberte, als daß ich ihn mir vom Volke geben lieſſe. Sie wollten eben beweiſen, die Rechte der Souveraine ſeien heilig, unveräußrbar; das ſollten die Nationen lernen; darum ſtellten ſie die Bourbonen wieder her. Sie machten einen albernen Streich. Sie hätten für die Legitimität mehr gethan, meinen Sohn zu laſſen, als Ludwig XVIII wieder einzuſetzen. Mein Herrſcherſtamm war ſchon anerkannt von Frankreich, von Europa, vom Papſt geweiht, man mußte ihn ehren. Wollten ſie ihren Sieg mißbrauchen, konnten ſie mir den Thron nehmen; aber ungerecht, gehäſſig, unklug war es, einen Sohn wegen des Vaters Fehler zu ſtrafen, ihn ſeiner Erbſchaft zu berauben. Ich war kein bloßer Uſurpator; wenn ſie es ſchon jetzt gern ſagen, man wird es ihnen nicht glauben. Die Engländer, die Italiener, die Deutſchen ſind heutiges Tags ſchon zu aufgeklärt, um ſich veraltete Ideen, alte Traditionen aufbinden zu laſſen. Der Souverain durch Wahl eines ganzen Volks wird in den Augen der Nationen immer der legitime Souverain ſein. Fürſten, die, nachdem ſie mir ehrfurchtvoll ihre feierlichen Geſandtſchaften ſchickten, mir eine Tochter von ihrer Race ins Bett gaben, mich ihren Bruder hießen, und mich hintennach einen Uſurpator genannt haben, ſpuckten ſich ſelbſt ins Geſicht, indem ſie mich anſpeien wollten. Sie haben die Majeſtät der Könige ſelbſt verächtlich gemacht und mit Koth beworfen. Und was iſt denn der Name eines Kaiſers mehr? Ein Wort, wie jedes andere. Hätte ich keinen andern Titel, als den, um mich der Nachwelt g lend zu machen, ſie würde mir ins Geſicht lachen. Aber meine Einrichtungen, meine Guttaten, meine Siege, — das ſind meine wahren Titel des Ruhms. Nenne man mich immerhin den Korſen, den Caporal, den Anmaßer — — daran liegt wenig; ich werde darum nicht minder Gegenſtand des Erſtaunens, vielleicht der Bewunderung für künftige Weltalter bleiben. Mein Name, wie neu er

auch sei, lebt von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, während der von all' diesen Königen, vom Vater und Sohn, schon wieder vergessen sein wird, ehe die Würmer Zeit hatten, ihre Leichname zu verdauen."

Der Offizier reiſete ab, über Neapel, Rom und Turin. Hier kaum angekommen, hörte er schon, Napoleon ſei in Frankreich gelandet. *)

Ueberfahrt nach Frankreich. — Zug nach Lyon.

Wirklich kurz nach der Abreiſe des Offiziers hatte Napoleon Alles zum Aufbruch veranſtaltet. Am 26. Februar 1815 um 1 Uhr erhielt alles Kriegsvolk auf Elba Befehl, ſich zur Reiſe zu rüſten. Jeder glaubte, der Kaiſer wolle nach Italien überſetzen; Keiner wußte recht wohin. Abends 8 Uhr gab ein Kanonenſchuß das Zeichen zum Einſchiffen. Die kleine Flotte beſtand aus der Brik, der Unbeſtändige benannt, ſechsundzwanzig Kanonen und vierhundert Grenadiere tragend, aus ſechs andern kleinen, leichten Fahrzeugen, mit zweihundert Mann Infanterie, zweihundert korſiſchen Jägern und ungefähr hundert polniſchen leichten Reitern beſetzt. Die Feluken und die Brik waren ſo eingerichtet, daß ſie keine Mannſchaft ſehen ließen, und nur den Schein von Kauffahrteifahrzeugen hatten.

Wie Napoleon in ſein Schiff ſtieg, rief er, wie Cäſar: das Loos iſt geworfen! — Er hatte ein ruhiges Geſicht, die Stirn heiter und ſchien weniger mit ſeinem großen Wagſtück, als mit den Mitteln beſchäftigt, nur ſchnell fortzukommen. Graf Bertrands Augen funkelten von Hoffnung und Freude; General Drouot war ernſt und nachdenkend; General Cambronne ſchien ſich weniger um die Zukunft, als um das Nöthige des gegenwärtigen Augenblicks zu bekümmern. Die alten Grenadiere hatten ihr kriegeriſches, trotziges Weſen wieder angenommen. Der Kaiſer plauderte und ſpaßte beſtändig mit ihnen, zupfte ſie bei den Ohren, bei den Schnurrbärten, und erinnerte ſie an die ehemaligen Gefahren, an ihren Ruhm, und flößte ihnen das ſtarke Vertrauen ein, deſſen er ſelbſt voll war.

Noch wußte aber Keiner, wohin es ging, und Keiner wagte zu fragen. So ſchwamm die Flotte dahin. Endlich brach der Kaiſer das Stillſchweigen und ſagte: „Grenadiere, wir gehen nach Frankreich, wir gehen nach Paris!" — Bei dieſen Worten hellten ſich alle Geſichter auf, und es ward allgemeines Jauchzen: Es lebe Frankreich!

In dem Augenblick, als man von Elba abgefahren war, befand ſich die engliſche Korvette mit dem Kapitän Kampbell zu Livorno. Von dieſem alſo war vor der Hand nichts zu beſorgen. Aber eine eintretende Windſtille erregte Beſorgniß; nicht minder, als man in der Entfernung von einigen Stunden Schiffe über das Meer ſchweben ſah. Man weiß indeſſen aus

---

*) Hr. Fleury de Chaboulon nennt dieſen Offizier nicht, ſondern bezeichnet ihn bloß mit dem Buchſtaben Z., und bemerkt, daß er ſeinen Tod nachher auf Mont St. Jean in der Schlacht, unter Napoleons Fahnen, fand.

Digitized by Google

der unterm 22. März bekannt gemachten amtlichen Nachricht (sie ist das Werk Napoleons selbst), wie außerordentlich glücklich die Fahrt vollbracht ward. Während derselben diktirte Napoleon seine beiden Proklamationen an die Armee und an das Volk von Frankreich (beide datirt vom 1. März 1815 im Golf Juan) in die Feder, verbesserte sie, ließ sie sich nieder vorlesen und dann von so vielen, als auf den Schiffen gut schreiben konnten, abschreiben.

Kaum war man fertig damit, sah man von fern die Küsten von Antibes. Sogleich begrüßten der Kaiser wie die Soldaten den vaterländischen Boden mit dem Ruf: „Es lebe Frankreich! Es leben die Franzosen!“ und steckten die dreifarbige Kokarde auf.

Am 1. März um drei Uhr fuhr man in den Golf Juan ein. General Drouot mit Offizieren und Soldaten auf einer Felukе kamen zuerst ans Land. Der Kaiser war auf der Brik noch weit zurück. In dem Augenblick zeigte sich von weitem rechts ein großes Schiff, das geradewegs auf die Brik zuzusegeln schien. Gleich warf man Gepäck, Kasten, Lavetten, Kanonen, Alles aus dem Fahrzeug ans Ufer auf den Sand, und Matrosen und Grenadiere ruderten nun aus Leibeskräften zur Brik. — Da hörten sie seitwärts rufen. Es war der Kaiser. Sei es aus Vorsicht oder Ungeduld, er war aus der Brik in ein einfaches Kanot gestiegen. Nun schwand die Bekümmerniß, und die Grenadiere, die Arme gegen ihn ausgestreckt, empfingen ihn unter den rührendsten Aeußerungen der Ergebenheit und Freude.

Um fünf Uhr trat er ans Land. Er gestand nachher, so eine tiefe Gemüthsbewegung hätte er nie, wie damals, gefühlt. Sein Zelt ward in einem von Oelbäumen umpflanzten Feld aufgeschlagen. „Sieh da,“ sagte er, „ein glückliches Vorzeichen; möchte es sich erwahren!“

Man erblickte einige Bauern. Der Kaiser ließ sie rufen und befragte sie. Einer derselben hatte ehemals unter seinen Befehlen gedient; er erkannte sogleich seinen alten General, und wollte ihn nicht wieder verlassen. Napoleon drehte sich lachend zum Großmarschall und sagte: „Wohlauf, Bertrand! da haben wir ja schon Verstärkung.“

Er verplauderte den ganzen Abend vertraulich mit seinen Generalen und Hausoffizieren. „Ich denke mir schon die Furcht, die die Bourbonen überfallen wird,“ sagte er, „und die Verlegenheit derer, die mir den Rücken gewandt haben.“ Dann, indem er fortfuhr, über den nämlichen Gegenstand Scherz zu treiben, bezeichnete er mit seiner gewöhnlichen Scharfsichtigkeit die Gemüthsart der Marschälle und der andern Vornehmen, die ihm sonst gedient hatten, und machte sich lustig, wie sie sich anstrengen würden, um „den Schein zu retten und klüglich den Augenblick abzuwarten, wo sie sich für die stärkere Parthie erklären könnten.“

Die Gefahren seines Wagstücks schienen ihn weniger, als die Gefahren seiner Anhänger und Freunde, die er bloß mit dem Namen Patrioten bezeichnete, zu beschäftigen. „Was wird aus den Patrioten werden, ehe ich nach Paris komme!“ wiederholte er vielmals. „Ich ängstige mich, die Vendeer, die Auswanderlinge morden sie früher. Wehe aber, wenn sie sie anrühren; ich werde ohne Erbarmen sein!“ (Wer aber mag entscheiden, ob er nicht auch unter diesen

Digitized by Google

Aeuſſerungen ſeiner zärtlichen Bekümmerniß den Beſorgniſſen um den Ausgang ſeines eigenen Wagſtücks verkappter Weiſe Luft machen wollte?)

Gleich nach der Landung hatte er einen Gardehauptmann mit fünfundzwanzig Mann nach Antibes geſchickt, die ſich da für Ausreiſſer von Elba ausgeben, die Stimmung der Beſatzung ausborchen, dann, wenn Alles günſtig wäre, ſie für Napoleon überreden ſollten. Aber dieſe Menſchen, voll wilder Unbeſonnenheit, traten in die Stadt mit dem Schreien: Es lebe der Kaiſer! — Der Befehlshaber ließ die Zugbrücke aufziehen und die Lärmer verhaften.

Da ſie nicht wieder kamen, ließ Napoleon einen bürgerlichen Beamten von der Garde rufen und ſagte zu ihm: „Sie begeben ſich auf der Stelle unter die Mauern von Antibes, übergeben dem General Corſin dieſen Brief, gehen aber nicht in die Stadt, weil man Sie feſthalten könnte, locken die Soldaten herbei, leſen ihnen meine Proklamationen vor und machen Anreden. Was? müſſen Sie ſagen: Wie? Ihr wißt alſo nicht, daß euer Kaiſer da iſt? daß ſich ſchon die Beſatzungen von Grenoble und Lyon im Sturmſchritt zu ihm begeben? Warum wartet ihr denn? Wollt ihr denn Andern die Ehre laſſen, daß ſie euch zuvorkommen? die Ehre, bei ſeinem Zug durch Frankreich den Vortrab zu bilden? Kommt, grüßt unſre Adler wieder, unſre dreifarbigen Fahnen! Kaiſer und Vaterland befehlen es; kommt!“

Aber auch dieſer Offizier kam unverrichteter Sache zurück. Die Thore waren geſchloſſen geweſen; er hatte den General Corſin nicht ſehen können. Napoleon ſchien ſich über die Widerwärtigkeit wenig zu beunruhigen. Eilf Uhr Nachts brach er auf, nahm vier Stück kleines Geſchütz mit; die Polen hatten wohl ihr Sattelzeug, aber nicht ihre Pferde von Elba mitnehmen können. Sie trugen jenes auf dem Nacken und gingen luſtiger Dinge voran. Napoleon ließ für ſie alle Pferde aufkaufen, wo ſich welche fanden, und machte ſo einen nach dem andern von ſeiner kleinen Reiterei beritten. Ueber Cannes und Graſſes kam er den zweiten des Abends ins Dorf Cerenon; überall mit Empfindungen begrüßt, die das Beſte weiſſagten. So hatte er den erſten Tag zwanzig Wegſtunden zurückgelegt. So rückte er den 3. nach Bareme vor, den 4. bis Digne, den 5. bis Gap. In dieſer Stadt ließ er das erſtemal ſeine Proklamationen drucken. Dieſe verbreiteten ſich von da mit der Schnelligkeit des Blitzes und entflammten die Köpfe. Ueberall ward er mit Begeiſterung empfangen. Seine Soldaten forderten nichts. Was ſie verlangten, ward bezahlt; keineswegs ward, wie von Räubern, geplündert, wie nach der zweiten Wiederherſtellung der Bourbonen in öffentlichen Schriften gelogen ward.

Der fernere Zug des Kaiſers iſt aus den gedruckten Amtsberichten bekannt. Hier wollen wir nur Einzelnes dabei anmerken, was dort nicht geſagt iſt. Als Napoleon am 6. März durch St. Bonnel kam, und die Leute da ſeine winzige Armee ſahen, wollten ſie Sturm läuten und alle Dorfſchaften vereinigen und in Maſſe mit ihm ziehen. „Nein, Kinder,“ ſagte er, „bleibt! Meine Soldaten werden nicht ſchlechter denken, als ihr, und ſoviel ich ihrer begegne, ſo viel werden ihrer zu mir ſtoßen.“

Digitized by Google

Als General Cambronne denſelben Tag, begleitet von vierzig Mann, die den Vortrab machten, in Mure einrückte, waren alle Beamte entflohen. Das Volk bot fröhlich Lebensmittel und Wohnung an. Indem rückte ein von Grenoble abgeſchicktes Bataillon an, um den Weg zu verſperren. Cambronne wollte Unterredung; man hörte ihn nicht an. Der Kaiſer, von dem Widerſtande benachrichtigt, begab ſich ſogleich ſelbſt dahin. Seine Garde, durch den langen Wanderzug über Schnee und Felswege bald zu Grunde gerichtet, konnte ihm nur zum Theil folgen. Die Soldaten aber halfen einander, unterſtützten die, deren Füße lahm und blutig waren, oder trugen ſie auf Bahren, von ihren eigenen Gewehren gemacht, mit ſich fort. So kamen ſie alle zum Ort der erſten Gefahr. Als der Kaiſer ſah, wie ſich die Muthigen heranſchleppten, drückte er ihnen die Hände und rief: „Mit euch, ihr meine Braven, fürchte ich zehntauſend nicht!“

Unterdeſſen hatten ſich die von Grenoble Gekommenen auf drei Stunden von Gorp zurückgezogen und Stellung bei einem Dorfe zwiſchen den Seen genommen. Der Kaiſer ließ ſie rekognoſciren. Es ſtanden ihm gegenüber ein Bataillon vom fünften Linienregiment, eine Kompagnie Sapeurs und eine Kompagnie Miniirer, in allem ſieben- bis achthundert Mann. Er ſchickte den Eskadronchef Roul an ſie ab; ſie wollten ihn nicht anhören. Napoleon wandte ſich zum Marſchall Bertrand und ſagte: „Z... (der Offizier in Elba) hat mich betrogen. Aber macht nichts! Vorwärts!“ Er ſtieg vom Pferde, ging geradeswegs auf das Detaſchement zu, gefolgt von ſeiner Garde, das Gewehr geſenkt. Da ſtellte er ſich hin und rief: „He, Freunde, wie? Kennt ihr mich nicht mehr? Ich bin euer Kaiſer! Iſt ein Soldat unter euch, der ſeinen General, ſeinen Kaiſer tödten will, — er kanns; da ſteh ich!“ und bot ſeine Bruſt dar. — Ein frohes, jubelndes: „Es lebe der Kaiſer!“ war die Antwort. Sie vereinigten ſich mit den Garden.

So ging der Zug nach Grenoble. Man weiß, wie dier General Marchand und der Präfekt Widerſtand leiſten wollten; wie hingegen Beſatzung, Volk, Nationalgarden ſich dem Kaiſer jauchzend hingaben, die geſchloſſenen Thore aufſprengten, ihn im Triumph hereinholten. Bald darauf unter Trompetenſtößen kamen die Bürger, brachten dem Kaiſer Trümmern des Stadtthors und ſagten: „Zu Ermanglung der Schlüſſel der guten Stadt Grenoble, die wir überreichen ſollten, — da, da ſind die Thore ſelbſt!“

Napoleon hatte nun einen feſten Stützpunkt, voller Munition, Waffen und Artillerie gewonnen. Er verbarg ſeine Freude nicht. „Jetzt iſt Alles entſchieden,“ ſagte er wiederholt zu den Offizieren: „Nun kommen wir ſicher nach Paris.“ Er fragte den Oberſt Labedoyere, der mit ſeinem Regiment ſchon vor Grenoble zu ihm übergegangen war, über Paris viel und über die allgemeine Lage Frankreichs. Dieſer junge Oberſt, voll edeln Sinns, drückte ſich mit einer Freimüthigkeit aus, die den Kaiſer manchmal ganz ſtumm und beſtürzt machte. „Sire,“ ſagte der Oberſt unter andern einmal: „die Franzoſen werden für Ew. Majeſtät Alles thun; aber Ew. Majeſtät muß auch für ſie alles thun. Keinen Ehrgeiz mehr, keinen Deſpotismus!

Digitized by Google

Wir wollen frei ſein und glücklich. Sie müſſen nun dem Machterweiterungs- und Eroberungsſyſtem abſchwören, Sire, das Sie und Frankreich unglücklich gemacht hat.“

„Wenns mir glückt,“ antwortete Napoleon, „ſo werde ich Alles thun, um die Erwartung der Nation zu befriedigen. Dieſer ihr Glück iſt mir theuer, als das meinige. Um ſie frei und glücklich zu machen, warf ich mich in ein zweifelhaftes Unternehmen, das mir hätte das Leben koſten können; aber wir hätten doch den Troſt dabei gehabt, auf vaterländiſcher Erde zu ſterben.“

— Und für ſeine Ehre und Freiheit zu ſterben! — ſetzte Labedoyere hinzu.

Der Kaiſer ließ die ganze Nacht in Grenoble Proklamationen drucken und nach allen Richtungen Ausgeſchickte gehen, die ſeine Ankunft in Grenoble verkündigen und ſagen mußten: Oeſterreich wäre einverſtanden mit ihm; der König von Neapel folge ihm ſchon mit 80,000 Mann. Alles, um durch Schrecken die Anhänger der königlichen Regierung einzuſchüchtern. Man mußte über ſeine Dreiſtigkeit und kecke Charlatanerie zuweilen, wenn man doch wußte, wie ſeine Sachen ſtanden, lächeln. So ſagte er, als er zu Grenoble am 8. März die verſchiedenen bürgerlichen und Kriegs-Behörden empfing, unter anderm: „Ich will weniger der Souverain von Frankreich, als vielmehr deſſen erſter und beſter Bürger ſein. Ich hätte die Bourbonen auch mit Schiffen und zahlreichen Flotten angreifen können. Allein ich mochte weder Murats noch Oeſterreichs Beiſtand. Ich kenne meine Mitbürger und die Vertheidiger des Vaterlandes; ich zähle auf ihren Patriotismus.“

Man ſieht ſchon aus dieſen Worten nebenbei, daß Bonaparte's Feinſinn ganz andre Luft in Frankreich witterte, als die zu ſeiner Kaiſerzeit geweht hatte. Geſchmeidig fügte er ſich dem etwas republikaniſchern Tone an, um ſeiner Leute ſicherer zu werden. Labedoyeres Worte; „Freiheit und Glück“ kamen ſeitdem viel aus ſeinem Munde. — Aber als ihm auch Lyon zugefallen war, ſeine Macht ſich verhundertfacht hatte, ſprach er ſchon wieder ganz ſelbſtherrſcheriſch, gebietend, wie ehemals, oder, wenn er es nicht geradezu wagte, dunkel, zweideutig. Er ſagte, eine recht nationale Verfaſſung wolle er Frankreich geben, und von der Zeit an war ihm das Maifeld in die Gedanken gekommen. Es iſt ſchwer zu ſagen, welche Wirkungen er ſich von ſolchen Maifeldsverſammlungen verſprach. Aber der edle Labedoyere hatte ihm Worte in die Seele geraunt, die nicht ſo leicht wieder zu vergeſſen waren.

Eben dieſer junge Oberſt ward, nach der zweiten Wiederherſtellung der Bourbonen, von dieſen vor ein Kriegsgericht geſtellt und wegen ſeines Uebergangs zu Napoleon füſilirt. Ganz anders betrug ſich Napoleon gegen die entſchiedenſten ſeiner Feinde unter den Anhängern der Bourbonen. Es iſt bekannt, wie Ludwig XVIII den Graf Artois abgeſchickt hatte, Lyon gegen Bonaparte zu ſchirmen, und wie zuletzt dieſer Artois, nur von einem einzigen Gendarmen begleitet, aus Lyon entwich, ungeachtet die Nationalgarde zu Pferde, meiſtens aus Adelichen zuſammengeſetzt, kurz vorher dem Prinzen Treue bis in den Tod geſchworen hatte. Dieſe Art, nicht National-, ſondern Nobelgarde, hatte den Prinzen, mit Ausnahme

Digitized by Google

eines einzigen Mannes, ſobald Napoleon vor Lyon ankam, verlaſſen, und wollte nun den Dienſt der Ehrenwache vor des Kaiſers Wohnung verrichten. Napoleon hatte Alles erfahren und wies ſie ab: »Ihr habt euch gegen Graf Artois ſchlecht betragen. Ich mag nichts von euch.« Hingegen den Einzigen lobte er öffentlich, der dem Prinzen treu geblieben war. Er ließ ihn rufen: »Ich ließ nie eine ſchöne That unbelohnt,« ſagte er, »ich ernenne Sie zum Mitglied der Ehrenlegion.«

Aufenthalt in Lyon.

Auch Hr. Fleury de Chaboulon befand ſich eben beim Einzug des Kaiſers ſchon in Lyon; und ſobald dieſer es erfahren, ließ er ihn zu ſich rufen, um bei ihm wieder die Stelle ſeines Kabinetsſekretärs einzunehmen. Bekanntlich pflegte der Kaiſer ſeinen Sekretären und Hausbeamten immer zu empfehlen, ſorgfältig Alles, was er bei beſondern Anläſſen und auf Reiſen ſprach, aufzuzeichnen. So mußte es auch Chaboulon thun. Dieſer aber gab nachher ſeine Noten nicht, wie die Andern, ab, und ward dadurch in Stand geſetzt, ſeine Memoires zu bilden, die wir hier benutzen.

Man kann ſich leicht denken, der Kaiſer war zu Lyon in einem wahren Ozean von Geſchäften verloren. Aber das hielt ihn nicht ab, wenn er einen alten Vertrauten wieder erſcheinen ſah, mit ihm ſich vergnügt abzuplaudern.

»Gelt, Chaboulon,« ſagte er lächelnd, als dieſer zu ihm hereintrat, »ſo bald hat man mich hier doch nicht erwartet?«

— Nein, Sire, Ueberraſchungen der Art kann nur Ew. Majeſtät geben.

»Was ſchwatzt man in Paris davon?«

— Ei nun, man freut ſich da gewiß auch der glücklichen Rückkehr Ew. Majeſtät.

»Und die öffentliche Stimmung? Wie iſts mit der?«

— Sire, ſtark geändert. Sonſt dachten wir an nichts, als den Ruhm; jetzt nur an Freiheit. Der ſtille Kampf der Nation gegen die Bourbonen hat uns wieder unſre Rechte zum Bewußtſein gebracht; hat in allen Köpfen einen Haufen freiſinniger Ideen geweckt, an die man zur Zeit Ihrer Majeſtät gar nicht dachte. Man fühlt, man erkennt das Bedürfniß, frei zu ſein; das ſicherſte Mittel, den Franzoſen zu gefallen, wäre, ihnen wahrhaft volksthümliche Geſetze zu verſprechen und zu geben.«

»Ich weiß ſchon, Diskuſſionen, dergleichen die Bourbonen haben aufkommen laſſen, haben die Macht oben geſchwächt und geſchmälert. Die freiſinnigen Begriffe haben ihr gerade wieder ſo viel Gebiet entriſſen, als ich ihr gewonnen hatte. Ich will es auch nicht zurückfordern. Man muß nie gegen eine Nation ankämpfen; das iſt der Eiſentopf gegen den irdenen Topf. Die Franzoſen ſollen mit mir zufrieden ſein. Ich fühle, es liegt Genuß und Ruhm darin, ein großes Volk glücklich und frei zu machen. Ich werde dem franzöſiſchen Staat ſichere Bürgſchaft geben; ich war für ihn nicht karg mit Ruhm, ich werde es auch nicht mit Freiheit ſein. Ich

Digitized by Google

will nicht mehr Macht für mich behalten, als hinlänglich, um regieren zu können. Macht von oben iſt nichts weniger, als mit Freiheit des Volks unverträglich; vielmehr die Freiheit iſt nie ſtärker, als wenn die Macht droben wohlgeordnet beſteht. Iſt dieſe ſchwach, wird ſie argwöhniſch; iſt ſie ſtark, ſchlummert ſie ruhig und läßt der Freiheit den Zaum auf dem Nacken hängen. Ich weiß, was den Franzoſen dient; das wird ſich machen; nur keine Zügelloſigkeit, keine Anarchie; denn Anarchie brächte uns wieder unter den Deſpotismus der Republikaner, der an Gewaltthaten der furchtbarſte iſt, weil ſich alle Welt hineinmengt. — — Glaubt man, wir werden uns ſchlagen müſſen?"

— Daran denkt Keiner. Die Regierung hat bei den Soldaten nie Zutrauen gehabt und machte ſich den Offizieren verhaßt. Soviel Truppen man Ew. Majeſtät entgegenſchickt, ſoviel Verſtärkungen für Sie.

„Ich denke es auch. Und die Marſchälle?"

— Sire, ſie werden beſorgen, Ew. Majeſtät erinnere ſich an Fontainebleau; vielleicht wäre angemeſſen, daß man ihnen einzeln perſönlich die Geſinnung Ew. Majeſtät bekannt machte, Alles vergeſſen zu wollen.

„Nein, ich ſchreibe keinem; ſie könnten es dann nehmen, als wäre ich ihnen verpflichtet; ich will keinem verbunden ſein. Die Truppen ſind gutgeſinnt; die Offiziere ſind gut, und wollten die Marſchälle ſie halten, würden ſie mit fortgeriſſen. — — Wo iſt meine Garde?"

— Zu Metz und Nancy glaube ich.

„Der bin ich ſicher. Die verderben ſie mir nicht. Was machen Augereau und Marmont?"

— Ich weiß nicht.

„Was macht Ney? Wie ſteht er mit dem König?"

— Bald gut, bald übel. Er hat, glaube ich, Verdruß am Hofe wegen ſeiner Frau gehabt.

„Seine Frau iſt eine Precieuſe, und die alten, vornehmen Mitfrauen werden ſich über ſie aufgehalten haben. Hat Ney ein Kommando?"

— Sire, ich glaube nicht.

„Gehört er uns an?"

— Sire, ſein Antheil bei Ihrer Thronentſagung . . . .

„Ja, ich habe das in Porto Ferrajo geleſen. Er hat ſich gerühmt, er habe mich mißhandelt, habe die Piſtolen auf meinen Tiſch gelegt. Iſt Alles falſch. Hätte er ſich unterſtanden, ſich gegen mich zu verfehlen, ich hätte ihn auf der Stelle füſiliren laſſen. Man hat einen Schwall von Geſchichtchen über meine Entſagung gemacht. Ich dankte ab, nicht auf empfangenen Rath hin, ſondern weil meine Armee den Schwindel hatte; und übrigens, ich mochte keinen Bürgerkrieg; der war nie nach meinem Geſchmack. Eben ſo hat man auch geſagt, Augereau habe mich, als ich ihm begegnete, mit Schimpfworten überhäuft, — Alles gelogen. Keiner meiner Generale hats gewagt, in meiner Gegenwart zu vergeſſen, was er mir ſchuldig war. Hätte ich damals ſeine Proklamation ſchon geleſen gehabt, ich hätte ihn fortgejagt aus

Digitized by Google

meiner Nähe; nur Niederträchtige, Feige bieten dem Unglücklichen noch Hohn. Seine Proklamation, die ich bei der Zusammenkunft mit ihm schon in der Tasche gehabt haben soll, wo ich ihn noch so freundlich empfing, ward mir erst nachher bekannt. General Koller brachte sie mir. Aber lassen wir das Pöbelmährchen. Was hat man aus den Tuilerien gemacht?"

— Nichts verändert, Sire. Sogar die Adler sind noch nicht abgenommen.

(Lachend.) „Sie haben wittern mögen, ich würde sie bald wieder aufstellen."

— Vermuthlich. Man sagt, der Graf Artois habe gleich nach seiner Ankunft alle Zimmer durchlaufen und sie nicht genug bewundern können.

„Ich glaube gern. Was ist aus meinen Gemälden geworden?"

— Einige sind weggethan, aber das von der Schlacht bei Austerlitz steht noch im Rathssaal.

„Und das Theater?"

— Man hat es nicht angerührt und braucht es gar nicht.

„Was macht Talma?"

— Ei nun, Sire, der hat und verdient noch immer den alten Beifall.

„Ich freue mich, ihn wiederzusehen. Waren Sie am Hofe?"

— Ja, Sire, ich bin vorgestellt worden.

„Es heißt, sie haben alle die Miene von neuen Emporkömmlingen; wissen kein Wort, keinen Schritt rechter Art zu machen. Haben Sie sie in großer Zeremonie gesehen?"

— Nein, Sire; allein ich kann Ew. Majestät versichern, man ist bei sich zu Hause nicht freier, als dort; man geht da in bespritzten Stiefeln, im Frack und runden Hut ohne Umstände.

„Das muß einen majestätischen Anblick gewähren! Aber die alten Krüppel (vieilles ganaches), wie verthun sie denn ihr Geld? Denn man hat ihnen ja alles wiedergegeben."

— Aber, Sire, wenn sie nun gern ihre alten Röcke abtragen wollen?

„Armes Frankreich, in was für Hände hast du dich stecken lassen? Und der König, was hat er für eine Miene?"

— Er hat einen ziemlich schönen Kopf.

„Ist seine Münze hübsch?"

— Ew. Majestät kann selbst urtheilen; hier ist ein Zwanzigfrankenstück.

„Wie, nicht einmal die von Ludwig her wieder vorgenommen? Das wundert mich sehr. (Indem er die Münze hin- und wiederkehrt.) Der sieht nicht aus, als ließ er sich Hungers sterben. Aber sieh doch, da haben sie Dieu protège la France weggelassen, um ihr Domine, salvum fac regem hinzusetzen. So machten sie's beständig. Alles bloß für sie, und nichts für Frankreich. Wo ist Caulaincourt, Lavalette, Fouché?"

— Alle zu Paris.

„Und Molé?"

— Desgleichen. Ich sah ihn neulich bei der Königin.

„Gibts vielleicht hier in der Gegend herum Personen, die bei mir sonst nahe standen?"

Digitized by Google

— Ich wüßte nicht.

„Man muß sich erkundigen und sie kommen lassen. Ich bin froh, den Geist des Tages recht auf den Grund kennen zu lernen und wieder ein wenig mit dem Stand der Geschäfte vertraut zu werden. Was macht Hortense?“

— Sire, ihr Haus ist noch immer der Sammelplatz Aller, die Sinn für Anmuth und Geist haben. Und die Königin, obgleich ohne Thron, empfängt nichts desto weniger Huldigungen von ganz Paris.

„Sie hat einen linkischen Streich gemacht, sich vor Gerichtshöfen zur Schau zu geben. Die ihr das riethen, waren Dummköpfe. Warum auch den Herzogin-Titel begehren?“

— Sire, sie hat ihn aber nicht begehrt. Kaiser Alexander wars, der . . .

„Gleichviel. Weder begehren noch nehmen hätte sie ihn sollen. Frau Bonaparte hätte sie sich nennen müssen; der Name ist wohl so viel werth, wie jeder andre. Was für ein Recht übrigens hatte sie dazu, aus ihrem Sohne einen Herzog von St. Leu und einen Pair der Bourbonen zu machen? Ludwig that ganz recht, sich zu widersetzen; er fühlte, der Name seines Sohnes war zu schön, als daß er ihn verändern ließe. Hätte Josephine noch gelebt, sie hätte den saubern Narrenstreich wohl verbüßet. Hat man Josephinen sehr betrauert?“

— Allerdings, Sire. Ew. Majestät weiß, wie sehr sie von den Franzosen geliebt und geachtet war.

„Sie verdiente es auch. Es war ein herrliches Weib und von großem Sinn! Ich habe sie sehr beklagt, und gewiß, der Tag, da ich ihren Tod erfuhr, war einer meiner unglücklichsten. Hat man öffentlich Trauer angelegt?“

— Nein, Sire. Ich vermuthe selbst, man hätte ihr die ihrem Range gebührenden Ehren verweigert, wenn Kaiser Alexander sie nicht gefordert haben würde.

„Ich ließ es mir damals sagen, glaubte aber nicht daran. Das ging ihn nichts an.“

— Der Edelsinn Alexanders ließ sich durch nichts beschränken. Er ward Beschützer der Kaiserin, der Königin, des Prinzen Eugen, des Herzogs von Vicence, und einer Menge andrer ausgezeichneter Personen, die ohne ihn verfolgt und mißhandelt worden wären.

„Sie haben ihn lieb, scheints?

— Sire . . . .

„Ist die Pariser Nationalgarde von gutem Geist?“

— Versichern kann ichs nicht, aber ich bin wenigstens sicher, gegen Ew. Majestät wird sie nicht handeln.

„Ich hoffe es. Was glaubt man, daß die Fremden zu meiner Rückkehr sagen werden?“

— Man denkt, Oesterreich werde sich Ew. Majestät nähern und Rußland den Unfall der Bourbonen ohne Kummer sehen.

„Wie so?“

— Man behauptet, Sire, Alexander soll zu Paris mit den Prinzen nicht zufrieden gewesen

ſein; auch die Vorliebe des Königs von England und die Huldigung, welche er dem Prinz Regent mit ſeiner Krone erwies, habe ihm mißfallen.

„Gut, daß man es weiß. Hat er meinen Sohn geſehen?“

— Ja, Sire, man hat mich verſichert, er habe ihn mit recht väterlicher Zärtlichkeit umarmt und gerufen: O wie liebenswürdig! Wie man mich auch belogen hat!

„Was wollte er damit ſagen?“

— Man hatte ihm erzählt, der junge Prinz ſei rhachitiſch und habe blöden Verſtand.

„Die Elenden! Das Kind iſt zum Bewundern; es hat alle Kennzeichen, daß es einen Mann von Karakter gibt. Es wird ſeinem Jahrhundert Ehre machen. Iſt denn wahr, hat man Alexandern in Paris ſo gefeiert?“

— Ja, Sire, man ſah nur auf ihn; die andern Souveraine ſchienen nur ſeine Aides-de-Camp zu ſein.

„In der That, er hat viel für Paris gethan. Ohne ihn hätten es die Engländer zerſtört, die Preußen verbrannt. Er hat ſeine Rolle gut geſpielt, und (mit Lächeln) wäre ich nicht Napoleon, möchte ich vielleicht wohl Alexander ſein.“

Man kennt aus öffentlichen Blättern die Reden, die Napoleon in Lyon, wo er ſo ſehr vergöttert ward, bei verſchiedenen Anläſſen hielt. Jeder konnte leicht bemerken, daß Zeit, Ueberlegung und Unglück in ſeiner Sinnesart eine große Veränderung bewirkt hatten. Ehemals, wenn etwa unvorhergeſehene Hinderniſſe plötzlich gegen ſeine Pläne eintraten, wüthete ſeine Leidenſchaften, gewohnt, keine Schranken zu achten, wie ein wilder Sturm. Er ſprach, befahl, entſchied, wie wenn er der Herr der Erde und der Elemente wäre; ihm ſchien nichts unmöglich.

Seit ſeinen Unfällen hatte er in der ſtillen Einſamkeit und Betrachtung ſeinen Ungeſtüm meiſtern und ſich der Klugheit und Vernunft unterwerfen gelernt. Er hatte ſehr aufmerkſam die Schriften, Flugblätter und ſelbſt die Schmähſchriften gegen ſich geleſen, und mitten unter den Beſchimpfungen, Verleumdungen und Albernheiten, die ſie oft enthielten, nützliche Wahrheiten, richtige Bemerkungen, tiefe Blicke gefunden, aus denen er Vortheil ſchöpfte.

Den Tag vor ſeiner Abreiſe aus Lyon erfuhr der Kaiſer, daß Marſchall Ney ein Kommando vom König erhalten habe. Napoleon war ſehr zufrieden damit, nicht weil er mit Ney Einverſtändniß hatte, ſondern weil er deſſen Karakterſchwäche und Veränderlichkeit kannte. Er befahl dem Großmarſchall, ihm zu ſchreiben: „Melden Sie ihm, wie Alles, was gegen mich geſchickt wird, zu mir übergeht. Mit ſeinen Truppen werde er kein andres Schickſal haben, höchſtens den Sturz der Bourbonen nur um ein paar Tage verzögern. Sagen Sie ihm, er ſei gegen Frankreich und mich verantwortlich, wenn er Burgerblut vergieſſe. Sagen Sie ihm Artigkeiten, aber nicht zuviel Liebkoſungen, ſonſt könnte er glauben, ich fürchte ihn; und er ließe ſich nur länger bitten.

Digitized by Google

Einzug in die Hauptſtadt.

Am 13. März ging der Zug von Lyon ab. Es war von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf Triumphzug. In Macon hielt einer der Maire-Adjunkten ein langes Gewäſch von Rede an den Kaiſer. Als er fertig war, fragte Napoleon: „Sie waren alſo wohl nicht wenig erſtaunt, da Sie von meiner Landung hörten?“

— Ah, meiner Treu, das glaube ich! — ſagte der Redner — Wie ich vernahm, Sie wären gelandet- ſagte ichs aller Welt; der Mann muß ein Narr ſein; der kommt nicht wieder draus.

Napoleon konnte ſich des Lachens nicht enthalten. „Ich weiß es wohl,“ verſetzte der Kaiſer und lächelte dazu etwas boshaft; „Sie ſind dem Schreck ein wenig unterworfen; das beweiſen Sie beim letzten Feldzug. Sie hätten es machen ſollen, wie die von Chalons. Aber Sie haben die Ehre der Burgunder nicht gut emporgehalten.“ Einer der nebenſtehende Bürger antwortete: „Sire, unſer Fehler war das nicht; wir waren übel geleitet; Sie hatten uns einen elenden Maire gegeben!“ — „Das iſt wohl möglich,“ entgegnete Napoleon: „Wir haben insgeſammt uns nichts vorzuwerfen, man muß das vergeſſen. Glück und Heil Frankreichs, das ſoll jetzt unſer Aller Ziel ſein.“ Er entließ die Leute ſehr freundſchaftlich.

In Augerre kam Marſchall Ney zum Kaiſer. Sobald ihn Napoleon erblickte, ſagte er zu ihm: „Umarmen Sie mich, mein lieber Marſchall. Ich bedarf keiner Erklärung, keiner Rechtfertigung. Ich habe Sie jederzeit als den Braven der Braven geſchätzt.“

— Sire, die Tagblätter haben einen Haufen Lügen ausgeſtreut, die ich vernichten wollte. Ich habe mich immer als ein guter Soldat und als guter Franzoſe betragen.

„Ich weiß, und habe auch nie an ihrer Ergebenheit gezweifelt.“

— Sie hatten recht daran, Sire, Ew. Majeſtät kann ſtets auf mich zählen, wenns fürs Vaterland gilt. Fürs Vaterland habe ich mein Blut vergoſſen, und ich bin bereit, meinen letzten Blutstropfen dafür zu vergieſſen. Ich liebe Sie, Sire, aber das Vaterland vor Allem, vor Allem! . . . .

„Nun, und Vaterlandsliebe hat mich auch nach Frankreich zurückgebracht. Ich wußte, es war unglücklich; jetzt bin ich da, es von den Auswanderungen und von den Bourbonen zu befreien. Ich will ihm Alles gewähren, was es von mir erwartet.“

— Ew. Majeſtät kann ſicher ſein, wir werden Sie unterſtützen. Wenn man gerecht iſt, macht man aus den Franzoſen, was man will. Die Bourbonen haben ſich zu Grunde gerichtet, weil ſie Alles nach ihrem Kopf machen wollten und die Armee hinter ſich wegſtellten.

„Prinzen, die nie wußten, was ein blanker Säbel iſt, konnten keine Armee ehren; die mußten von deren Ruhm vielmehr gebeugt und voll Eiferſucht werden.“

— Ja, Sire, es war nur darauf abgeſehen, uns zu demüthigen. Ich ärgere mich noch immer, wenn ich daran denke, daß ein Marſchall von Frankreich, ein alter Kriegsmann, wie ich, vor ſo einem . . . . Herzog von B.. auf den Knien liegen mußte, um das Ludwigskreuz

Digitized by Google

zu empfangen. Das konnte nicht länger mehr so dauern; und wären Sie nicht gekommen, so hätten wir sie selbst fortgejagt.

„Wie sind Ihre Truppen gestimmt?“

— Sehr gut, Sire; ich glaubte, sie wollten mich vor Freude erwürgen, als ich ihnen ankündigte, wir gingen mit einander zu den Adlern.“

„Welche Generale haben Sie bei sich?“

— Lecourbe und Bourmont.

„Sind Sie ihrer sicher?“

— Für Lecourbe stehe ich gut; aber für Bourmont nicht so sehr. — — Das Gespräch verlor sich darauf ins Allgemeinere.

Sowohl aus aufgefangenen Briefen, als auch sonst, ergab es sich nur zu deutlich, daß man von Seiten der Königlichen Pläne schmiedete, um Bonaparten durch Meuchelmörderei aus der Welt zu schaffen. Die französische Regierung hatte ihn ja sogar vogelfrei erklärt. — Graf Bertrand, General Drouot, Baron Chabaulon und andre seines unmittelbaren Begleits wachten, als dies bekannt ward, nur um so ängstlicher über ihn. Der Kaiser wußte Alles, was man gegen ihn Verbrecherisches im Schilde führe, aber er schien sich eine rechte Lust daraus zu machen, den Mörderdolchen Trotz zu bieten. In den Städten, bei Musterungen, mengte er sich immer keck unter Volk und Soldaten, die sich zu ihm drängten, und seine Begleiter wurden mehrmals mit kräftigen Rippenstößen beseitigt. Wenn die nachher wieder zu ihm kamen und klagten, lachte er herzlich, und recht zu ihrer Plage warf er sich dann nur desto tiefer in die Volksmenge, wo ihn sein Gefolge aus den Augen verlor.

Inzwischen verdroß ihn doch die Niederträchtigkeit, mit der man von Seiten seiner Gegner wider ihn zu verfahren Lust hatte. „Ich kanns nur gar nicht begreifen,“ sagte er zum Chabaulon, wie Menschen, die nahe daran sind, in meine Hände zu fallen, unaufhörlich zum Meuchelmord gegen mich auffordern und einen Preis auf meinen Kopf setzen. Ich hätte ja so gut, wie sie, die Georges, Brulart und Maubreuils gegen sie finden können. Wohl zwanzig Mal, wenn ichs gewollt hätte, würde man mir sie an Händen und Füßen gebunden, lebendig oder todt gebracht haben; ich hatte aber immer den närrischen Stolz, ihre Wuth zu verachten, und ich verachte sie noch jetzt. Aber Gott sei ihnen und ihrer ganzen höllischen Bande gnädig, wenn sie sich erfrechen, an einen der Meinigen Hand zu legen! Das Blut kocht mir, wenn ich daran denke, daß sie im Angesicht der Nationen, ohne alles Gericht, Tausende von Franzosen, die mit uns zogen, ächten konnten. Weiß etwa die Armee davon?“

— Ja, Sire, — antwortete Baron Chabaulon — man hatte die Unklugheit, laut werden zu lassen, wir alle wären vogelfrei erklärt, und die königlichen Gardes du Corps und die Chouans wären schon unterwegs, um Sie zu meuchelmorden. Auch haben die Truppen geschworen, ihnen keinen Pardon zu geben. Zwei Spione wären beinahe unter meinen Augen niedergemacht worden.

Digitized by Google

„Desto schlimmer, desto schlimmer! Das soll nicht sein. Es soll kein Tropfen französisches Blut vergossen, keine Zündpfanne abgebrannt werden. Man muß dem Girard*) empfehlen, die Soldaten zusammenzuhalten. Schreiben Sie!“

Der Kaiser diktirte: „General Girard, man versichert mich, Ihre Truppen, bekannt mit den Dekreten von Paris, haben beschlossen, vermöge Gegenrechts, sich über die Royalisten herzumachen, die ihnen begegnen. Sie werden nur Franzosen begegnen; ich verbiete ihnen, einen einzigen Schuß zu thun. Beruhigen Sie die Soldaten; unterdrücken Sie die Gerüchte, die sie empören; sagen Sie Ihren Leuten, ich wolle an ihrer Spitze nicht in meine Hauptstadt einziehen, wenn Franzosenblut an ihrer Waffe wäre.“ — Einen ähnlichen Befehl hatte er früher auch schon an den General Cambronne ausgestellt, und denselben mit den Worten geschlossen: „Meine Krone soll keinem Franzosen einen Tropfen Blutes kosten.“

Der Kaiser ließ die ganze Nacht marschiren. Er wollte mit Tagesanbruch in Fontainebleau sein. Chaboulon machte ihm Vorstellungen, er möchte doch aus Vorsicht nicht im Schlosse schlafen. Er antwortete: „Sie sind ein Kind. Soll mir was begegnen, helfen alle Vorsichtsmaasregeln nichts. Unser Schicksal (indem er mit dem Finger zum Himmel zeigte) steht droben geschrieben!“ — Wirklich war der Kaiser nicht nur voll festen Glaubens an Vorherbestimmung, sondern auch dabei etwas abergläubig. Es gab nach seiner Meinung gewisse Glücks- und Unglückstage. Man wird über diese Schwäche bei ihm erstaunen, und doch hatte er sie, wie mancher große Mann alter und neuer Zeit sie hatte.

Chaboulon glaubte, der Anblick des Palastes von Fontainebleau, des Ortes, wo er einst den Thron verlassen mußte, und wo er jetzt als Sieger und Souverain wieder einkehrte, werde mächtigen Eindruck auf ihn machen; werde ihn an die Unzuverlässigkeit menschlicher Größe mahnen. Nichts weniger, als das. Chaboulon beobachtete ihn genau. Er schien nichts aus Allem zu machen, durchlief mit dem Baron den Garten und den Palast so vergnügt, so neugierig, als wenn er zum erstenmal davon Besitz nähme. Napoleon nahm für sich die kleinen Zimmer ein und machte dem Baron sehr gefällig die ausserordentliche Zierlichkeit derselben bemerkbar; führte ihn nachher in seine Bibliothek, und sagte auf dem Rückwege: „Es wird uns hier wohl behagen.“ — „Allerdings, Sire,“ erwiederte Chaboulon, „es behagt einem bei sich zu Hause immer am besten.“ — Er lächelte; die kleine Schmeichelei schien ihm wohl zu thun.

Das königliche Ministerium hatte in Paris sich noch immer mit erbärmlichen Lügen über Bonaparte's nahe Niederlage beholfen, und sich einzubilden, es handle gar klug und fein; bis das Lügen nichts mehr half und man gestehen mußte, Napoleon sei nur noch wenige Stunden von der Hauptstadt entfernt. Da floh Alles. Der König, den man lange getäuscht, und der nun sah, woran er war, hatte kaum Zeit genug, auf Flucht zu denken. Er zeigte in dieser schmerz-

*) Er hatte den Befehl über den Vortrab des Heeres empfangen.

Digitized by Google

lichen Lage einen Geistesmuth, über alles Lob erhaben. Sein Benehmen war nicht das eines kriegerischen Fürsten, der seine Hauptstadt Schritt um Schritt vertheidigt, und sie nur vor Wuth und Verzweiflung schnaubend verläßt, sondern es war das Benehmen eines herzguten Vaters, der sich nur mit Kummer von seinen Kindern und von dem Haus entfernt, das sie zur Welt kommen gesehen. Die Bonapartisten selbst, die einen großen Unterschied zwischen dem König und seiner Familie machten, blieben bei den Thränen des erlauchten und unglücklichen Fürsten nicht ungerührt.

Napoleon erfuhr kaum die Flucht des Hofes, so beschloß er, statt von Fontainebleau weg in Essonnes zu übernachten, geradewegs bis Paris zu eilen. Den 20. März um 2 Uhr Morgens machte er sich schon auf. Abends war er in Paris. Er setzte Werth darauf, daß er eben am Geburtstage seines Sohnes wieder in Paris ankam.

Die Hauptstadt war voller Erstaunen und Taumel; im Schloß der Tuilerien Alles bunt durch einander. Noch denselben Abend unterhielt sich Napoleon über die Lage Frankreichs mit dem Herzog von Otranto, mit den andern Großwürdenträgern; alle schienen trunken von Glück und von Hoffnung. Der Kaiser selbst konnte seine Freude nicht verbergen. Nie hatte man ihn so ausgelassen vor Vergnügen und so freigebig mit Ohrfeigen gesehen. (Denn die waren eine seiner Lieblingszärtlichkeiten. Je lieber er Einen hatte, je öfter gab er sie und je stärker.) Seine Reden sagten, was sein Inneres fühlte. Unaufhörlich kamen ihm dieselben Worte in den Mund. Man muß aber gestehen, gar schmeichelhaft für den Haufen der Höflinge und großen Herren, die ihn schon wieder umlagerten, waren sie eben nicht. — „Die Leute, die mich nach Paris zurückführten," sagte er, „waren Leute ohne Eigennutz und Absicht für sich. Es waren Unterlieutenants, es waren Soldaten. Dem Volk, der Armee, diesen allein bin ich Alles schuldig!"

Den folgenden Tag ernannte er seine Minister und ordnete den Staatsrath, die Zahl seiner Aides de Camp u. s. w. Auch den General Labedoyere versetzte er unter diese, um ihn für sein Betragen zu Grenoble zu belohnen. Labedoyere aber lehnte die Güte ab und sagte ganz laut: „Man soll nicht glauben von mir, daß ich mich aus Lüsternheit nach Belohnungen an den Kaiser angeschlossen habe. Ich ergriff seine Sache, weil sie Sache der Freiheit und des Vaterlandes war. Ist das, was ich gethan, meinem Vaterland nützlich, so genügt mir dies, ich verlange sonst nichts. Der Kaiser persönlich ist mir gar nichts schuldig." — Napoleon ließ nicht nach; es mußten mehrere Personen mit Labedoyere reden, und dieser mußte endlich nach drei Tagen kapituliren.

Das war Napoleons Art. Gern lohnte er ausgezeichnete Handlungen recht auszeichnend, recht öffentlich. Aber an demselben Tage, wo er Jemanden mit Lob überhäuft, mit Beweisen seiner Zufriedenheit beehrt hatte, konnte er zuweilen die nämliche Person mit Verachtung, mit Härte behandeln, damit sie nicht etwa zu viel aus ihrem eigenen Verdienst mache, oder sich einbilde, der Kaiser sei ihr bleibende Verbindlichkeiten schuldig. Immer wollte er, als Herrscher,

Digitized by Google

ganz mit freier Hand daſtehen, unbeengt. Er wollte Recht auf Alle, Keiner ſollte Recht auf ihn haben. Er war das volle Gegentheil andrer fürſtlichen Karaktere, die nichts für ſich, Alles durch Andre, daher ſchwach und ſchwankend und beherrſcht ſind. Ich weiß nicht, welche Art zu ſein an einem Fürſten, wie am Privatmanne, widerlicher, und welche für Freiheit und Wohlſein der Nationen nachtheiliger iſt. Napoleon war unſtreitig ein Mann von ſeltenen, aber doch von keinen ſchönen Anlagen. Er war Alles, was er durch Macht des Verſtandes und des Muthes werden konnte; ſonſt durchaus nichts mehr. Er war nie groß genug, einem reinen, tugendhaften Gemüth Ehrfurcht einzuflößen; nicht einmal groß genug, wie Alexander von Macedonien, Julius Cäſar, Karl Magnus oder Friedrich der Große, je den Gebieter in ſich vergeſſen zu laſſen, weil er, entkleidet von der Gewalt, fühlte, er ſei zu wenig liebenswürdig, um noch als Privatmann durch Eigenſchaften des Gemüths zu feſſeln. Daher er nur aus der Ferne Begeiſterung, in der nächſten Nähe aber Mißbehagen derer erregen mußte, die neben ihm bloß das Gefühl der Nichtigkeit und Knechtſchaft behielten.

Die erſten Tage in Paris. Napoleons Leben im Kabinet.

Sobald die dringendſten Verfügungen, Ernennungen, Heerſchauen u. ſ. w. abgethan waren, um den Lebensgang des Staats in der Gewalt zu haben, nahm der Kaiſer ſogleich die Arbeiten im Kabinet vor. Wie er in dies Kabinet trat, fand er Manches anders. Sein Schreibtiſch war mit myſtiſchen Andachts- und Erbauungs-Büchern bedeckt. An deren Stelle ließ er Karten und Heerpläne legen. „Das Kabinet eines franzöſiſchen Monarchen,“ ſagte er, „muß nicht wie eine Betſtube ausſehen, ſondern eher wie das Zelt eines Generals.“ Auf der Karte von Frankreich verweilten ſeine Augen bei den neuen Grenzen des Landes. „Armes Frankreich!“ rief er mit ſchmerzlichem Ton. Dann ſchwieg er einige Augenblicke und ſang ſich dann zwiſchen den Zähnen ſein gewöhnliches:

S'il est un tems pour la ſoße,
Il en est un pour la raison.

König Ludwig XVIII war ſo eilfertig abgereiſt, daß er nicht Zeit behalten hatte, ſeine perſönlichen Schriften mitzunehmen. Man fand in ſeinem Schreibtiſch ſeine Familienbriefe, darunter viele von der Herzogin Angouleme und einigen Prinzen. Napoleon durchging einige, gab das Portefeuille dem Baron Ehabouton und befahl es ſorgfältig zu bewahren. Er forderte Ehrfurcht für die Majeſtät des Königs und was die Perſon des Königs anging. — So befahl er auch, ein Tiſchchen, deſſen ſich der König gewöhnlich bedient hatte und das noch aus dem Exil von Hartwell in England mitgebracht war, auf die Seite zu thun und aufzubewahren, nachdem er ſelbſt einige Stunden darauf gearbeitet hatte. Der künſtliche Ruheſeſſel des Königs, der für Napoleons Geſundheit und Kraft ſehr überflüſſig war, mußte auch hinaus ins Hinterkabinet. Als einſt Jemand darauf ſaß in einem Augenblicke, da Niemand den Kaiſer erwartete, warf dieſer ihm im Vorbeigehen einen zornigen Blick zu, und der Ruheſeſſel ward fortgenommen.

Digitized by Google

Als eines Tages einer seiner Kammerdiener ihm recht den Hof zu machen glaubte, wenn er auf das Kamin für die Bourbonen beleidigende Karrikaturen stellte, warf sie der Kaiser ärgerlich ins Feuer und verbot für alle Zukunft ähnliche Frechheiten.

Gewöhnlich sechs Uhr Morgens ging Napoleon in sein Kabinet, und oft verließ er es vor Nachts nicht wieder. Ungeduld und Lebhaftigkeit sind sonst eben nicht mit pünktlicher Ordnungsliebe sehr verträglich. Der Kaiser, der gewöhnlichen Menschen selten glich, verband mit allem Feuer seines stürmischen Geistes eine Pünktlichkeit in seinen Sachen, die ans Kleinliche grenzte. Er selbst meistens ordnete seine vielen Papiere; Alles hatte seinen Platz. Da lag was das Kriegswesen anging, dort die Budgets und der tägliche Stand der Finanzen und des Schatzes, weiterhin Polizeiberichte, dann daneben geheimer Briefwechsel mit seinen besondern Agenten u. s. w. Alles that er, hatte er es gebraucht, wieder an seine Stelle.

Sein erstes Geschäft war, die über Nacht eingekommenen Briefschaften zu lesen; was ihm merkwürdig war, legte er auf die Seite; das Uebrige flog unter den Tisch, das nannte er sein „Geantwortet." — Dann durchging er die Abschriften von den auf der Post geöffneten Briefen und warf sie unmittelbar ins Feuer, als wollte er seinem Gewissen keinen Augenblick lang die Spuren vom verbrecherischen Mißbrauch der Gewalt zeigen, dessen er sich schuldig machte. — Dann durchflog er die neuesten Zeitungen. Manchmal sagte er: „Das ist ein trefflicher Artikel. Von wem ist der?" Denn er wollte Alles wissen. Bedeutende Artikel machte er für die Zeitungen selbst.

Dann gings ans Arbeiten, und da war er so einzig in seiner Art, wie an der Spitze seiner Heere. Weil er Alles, als Herrscher, selbst kennen, sich in Nichts ganz auf Andre verlassen wollte, kann man leicht denken, auf welche Masse der verschiedensten Dinge sich seine Aufmerksamkeit warf. Ungerechnet die Menge der Berichte von den sämmtlichen Ministerien, kamen täglich ausführliche Berichte vom Herzog von Bassano, dem Kommandanten der ersten Division von Paris, dem Polizeipräfekt, dem Generalinspekteur der Gendarmerie, dem Generalmajor der Garde, dem Großmarschall des Palastes, den Großbeamten der Krone, den Aides de Camp, den Ordonnanzoffizieren auf Sendung u. s. w. ein, die er las und auf der Stelle beantwortete. Denn es war ihm Grundsatz, nichts auf den andern Tag zu verschieben. Und man glaube nicht, daß er sich begnügte, nur oberflächlich zu mustern. Er las genau jeden Bericht und alle Belege dazu. Oft bemerkte er darin Irrthümer, Lücken, die den Augen der Minister entgangen sein konnten; dann berichtigte er ihre Arbeit, ja, machte sie oft von Anfang bis zu Ende neu, und das vierzehntägige Geschäft eines Ministeriums that er in wenigen Viertelsstunden ab.

Er saß selten, sondern diktirte gehend, wiederholte sein gesprochenes Wort nicht gern. Hatte man ihn nicht recht verstanden und fragte, so antwortete er ungeduldig: „Ich habe es gesagt!" und fuhr fort. Hatte er Gegenstände, seiner würdig, zu behandeln, ward seine Schreibart, sonst gedrängt und knapp, erhabener, majestätischer, reicher. Fehlte seinem Gedanken das ihn ganz bezeichnende Wort, schuf er wohl selbst das angemessenere. Er soll in seiner

Digitized by Google

Jugend eine Geſchichte Paoli's und des Freiheitskriegs geſchrieben haben. Möchte er auf St. Helena in der Verbannung jetzt die Geſchichte ſeiner Regierung ſchreiben. Sie würde ein Gegenſtück zu Cäſars Kommentarien.

Oft im Diktiren, vom Ungeſtüm hingeriſſen, nahm er ſich nicht Zeit, ſeine Worte, Begriffe und Willensmeinungen zu wägen. In ſolchen Fällen pflegten die Kabinetsſekretäre ihm die Ausfertigung erſt folgenden Tags vorzulegen. Da ward der Aufſatz dann gewöhnlich von ihm ſelbſt gemildert oder zerriſſen. Nie nahm er es übel, wenn man ihn ſo von Uebereilungen abhielt. Wenn er in gewiſſen Umſtänden einen unbeugſamen Willen zeigte, war er in hundert andern Fällen für Gegenvorſtellungen ſehr nachgiebig.

Er ſelbſt ſchrieb ſelten eigenhändig. Mehrſilbige Wörter langeweilten ihn; ungeduldig, ſie zu vollenden, verſtümmelte er ſie. Dieſe Gewohnheit und ſeine ſchlechten, flüchtigen Schriftzüge machten ſeine Hand ganz unleſerlich. Oft aus Sorgloſigkeit oder Zerſtreuung machte er wohl gar Schreibfehler. Er kannte die Rechtſchreibung ſehr gut.

In ſeinen öffentlichen Akten nahm er jetzt bloß das „Empereur des français“ an und ließ die etc. etc. weg; in ſeinen vertrauten Briefen mußte auch am Schluß das gewöhnliche „Ueberdies bitte ich Gott, daß er Sie in ſeinen heiligen Machtſchutz nehme,“ wegfallen. „Laßt dieſen alten Plünder fort!“ ſagte er; „der iſt für die Könige von Gottes Gnaden recht gut.“ Er wollte jetzt mit und im Geiſt des Volks gehen, denn er fühlte, daß nur darin die Macht der Herrſcher wohne. Darum gab er die Preſſe vollkommen frei. Daß der Censeur européen unterdrückt ward, geſchah, ohne ſein Vorwiſſen, durch Fouché. Er erfuhr es, befahl den Herausgebern ſogleich die konfiszirten Blätter zurückzuſtellen und ihnen freien Umlauf zu geben.

Es kamen nun von allen Seiten die gewöhnlichen Glückwunſchadreſſen ein, in denen die öffentlichen Beamten und Behörden, die kurz zuvor noch dem Himmel und dem König Ludwig ihre Wünſche zur Vertilgung des Korſen, des Anmaßers, des Tirannen offenbart hatten, nun den Kaiſer ihren legitimen Souverain, den Helden, den Befreier nannten. — Sein Zug durch Frankreich nach Paris war mit ſolcher Schnelligkeit geſchehen, daß noch, nach des Königs Abreiſe, viele jener Adreſſen an den König aus entfernten Departements einliefen neben den neuen an den Kaiſer. Baron Chaboulon machte ihn darauf aufmerkſam. Er erwiederte, mitleidig lächelnd: „So ſind die Menſchen!“

Der Kaiſer wollte zwar, daß die königliche Familie Frankreich verlaſſe, auf keinen Fall aber, daß man ſie unanſtändig behandle oder wohl gar verhafte. Er hatte einen Brief des Herzogs von Orleans an den Marſchall Mortier geleſen, worin der Herzog, bei der Abreiſe aus Frankreich, ſeine bisherige Befehlshaberſtelle in Lille dem Marſchall in aller Form und mit edelm Sinn übertrug. „Der da hat immer ein achtfranzöſiſches Herz gehabt!“ ſagte Napoleon. Er verlangte nachher auch Briefe von der Herzogin von Orleans zu leſen. Chaboulon gab ihm einen derſelben. Napoleon las ihn und ſagte: „Ihre Mutter ſoll mit aller Hochachtung, die ſie verdient, behandelt werden.“ Er befahl, weil die Güter der Herzogin unter Sequeſter lagen,

Digitized by Google

ihr aus dem öffentlichen Schatz jährlich 300,000 Franken Entſchädigung zu geben; zugleich bewilligte er der Herzogin von Bourbon eine von 150,000 Franken.

Nur der Herzog und die Herzogin von Angouleme, im Süden Frankreichs befindlich, verſuchten einen kurzen, ohnmächtigen Widerſtand gegen Napoleon. Man weiß, wie ſchnell das endete. Der Kaiſer bekam die Nachricht von der Abreiſe der Angoulemes, als er im Begriff war, über die Pariſer Nationalgarde das erſtemal Heerſchau zu halten. Das hatte er immer aufgeſchoben, weil er unaufhörlich die Muſterung der Linientruppen hatte vornehmen müſſen. Man fing ſchon an, ſein Zögern für Furcht zu halten. Wirklich hatten einige von den ehemaligen freiwilligen Grenadieren des Königs Flüche und Drohungen gegen ihn ausgeſtoßen. Mehr bedurfte es nicht, um am Hofe Beſorgniſſe zu haben. Der Kaiſer lachte dazu; man beſchwor ihn, aus Vorſicht einige Bataillons Garden unter die Pariſer zu ſtellen. Ob ers gleich durchaus verwarf, ließ man ihn doch durch zehn, zwölf Grenadiere zu Pferd begleiten, die ihn, ohne ſein Wiſſen, nie aus den Augen verlieren ſollten.

So lange er in den Reihen der Nationalgarden Schritt ritt, merkte er ſeine Begleiter gar nicht. Wie er ſich aber in Galopp ſetzte, und die Grenadiere mitgalopirten, hielt er an. „Was machſt du hier? Packe dich, du alter Brummbart!“ Den Namen gab er ſeinen alten Grenadieren gern und ſie hörten ihn gern. Der Brummbart aber, der wohl wußte, man ſei für das Leben des Kaiſers in Furcht, ſchien nicht Luſt zu haben, umzukehren. Da ſchüttelte ihn Napoleon beim Haar der Grenadiermütze und ſagte lachend: „Fort, ihr Alle! ich bin von ächten Franzoſen hier umgeben, und bei ihnen ſo ſicher, wie bei euch!“ — Das Wort elektriſirte die Menge. „Ja, ja, Sire,“ ſchrien ſie, „Sie haben Recht. Wir laſſen das Leben für Sie!“ — Durch ſeine Vertraulichkeit dreiſter, verlieſſen die Nationalgarden ihre Glieder, drängten ſich um ihn her, drückten ihm die Hände, küßten ſie, und bezeugten ihm unter dem anhaltenden Geſchrei: „Es lebe die Nation! Es lebe der Kaiſer!“ ihre Empfindungen.

Napoleon handelte immer nach eigenen Ueberzeugungen, weil er ſeine Geiſtesüberlegenheit fühlte. Daher kamen Belehrungen bei ihm ſelten zur rechten Zeit. Doch hatte er ſichs zum Geſetz gemacht, in Staatsangelegenheiten immer einige Räthe und Miniſter zu hören. Da wurden dann die Gegenſtände mit der größten Freimüthigkeit behandelt. Der Kaiſer, weit entfernt, ſich durch Widerſpruch gekränkt zu fühlen, hörte ihn gern und nahm ohne Widerſtand die Meinung ſeiner Gegner an, wenn ſie ihm beſſer als die ſeinige ſchien.

Noch von Elba her hatte er Zorn theils gegen einige Glieder der proviſoriſchen Regierung, theils gegen Agenten von der königlichen Partei gehegt, die ſchon vor ſeiner Thronentſagung an dem Umſturz der kaiſerlichen Regierung gearbeitet hatten; dahin gehörten der Prinz von Benevent, der Herzog von Ragusa, der Herzog d'Alberg u. a. m. Im April, zu Paris, diktirte er dem Baron Chabaulon das Dekret in die Feder, vermöge deſſen die erwähnten Perſonen vor Gericht gezogen und ihre Güter in Beſchlag genommen werden ſollten. Der Baron, ſobald das Dekret geſchrieben war, mußte es zum Graf Bertrand tragen, der die Gegenunterſchrift

Digitized by Google

machen ſollte. Der Marſchall las es, gab es dem Baron zurück und ſagte: „Das unterzeichne ich nie. Nicht das hat uns der Kaiſer verſprochen. Nur ſeine ärgſten Feinde konnten ihm das rathen. Ich werde ihn aber ſelbſt ſprechen. Chaboulon brachte dieſe feſte und muthige Antwort dem Kaiſer Silbe für Silbe. Der Baron mußte wieder zum Marſchall gehen, ihn zu bewegen ſuchen, und wenn er beharrte, ihn zum Kaiſer führen. Bertrand folgte dem Baron auf der Stelle in das Kabinet Napoleons.

„Es wundert mich doch,“ ſagte der Kaiſer trocken, „daß Sie ſoviel Schwierigkeiten machen. Dieſe Strenge, die ich üben muß, iſt zum Wohl des Staats nöthig.“

— Ich glaube nicht, Sire! — antwortete Bertrand.

„Aber ich! und das zu beurtheilen iſt meine Sache. Ich habe Ihnen keine Beiſtimmung, ſondern Ihre Unterſchrift verlangen laſſen, die bloße Formenſache iſt und Sie gar nicht kompromittirt.“

— Sire, ein Miniſter, der einen Akt ſeines Souverains mit der Gegenunterſchrift verſieht, iſt moraliſch verantwortlich, und ich glaubte gegen Ew. Majeſtät und vielleicht gegen mich zu fehlen, wenn ich meinen Namen zu Maasregeln der Art ſetzen würde. Will Ew. Majeſtät nach den Geſetzen regieren, ſo haben Sie kein Recht, willkührlich über Leben und Eigenthum Ihrer Unterthanen durch ein bloßes Dekret zu verfügen. Ew. Majeſtät hat durch eine Proklamation allgemeine Verzeihung verkündet; ich unterzeichnete die Proklamation von Herzen; jetzt kann ich keine Widerrufung unterſchreiben.

„Aber Sie wiſſen doch, ich habe immer geſagt, ich werde dem Marmont, Talleyrand und Augereau nimmermehr verzeihen; daß ich nur verſprochen habe, das zu vergeſſen, was ſeit meiner Entſagung auf den Thron geſchehen iſt. Beſſer muß ich doch, als Sie, verſtehen, was ich zu thun habe, um Wort zu halten und die Ruhe des Staats zu ſichern. Ich habe angefangen, bis zur Schwäche Nachſicht zu üben, und die Royaliſten, ſtatt meine Mäßigung zu würdigen, mißbrauchen ſie nur, wiegeln auf, verſchwören ſich, und ich ſoll und will ſie endlich zur Vernunft bringen. Ich will mit meinen Streichen lieber die Verräther, als die Verführten treffen. Uebrigens ſind alle im Dekret genannte Perſonen, nur nicht Augereau, auſſer Frankreich oder ſonſt verſteckt. Ich will ihrer gar nicht habhaft werden; ich will ihnen weniger Leid, als Furcht machen. (Mildern Tons.) Sie ſehen nun wohl, lieber Bertrand, Sie faſſen die Sache falſch auf. Unterzeichnen Sie mir das; es muß ſein.“

— Ich kann nicht, Sire. Erlauben Sie, daß ich meine Bemerkungen ſchriftlich einreiche.

„Mit dem Allem geht nur Zeit verloren, mein Lieber. Sie machen ſich hier ganz unnützerweiſe Grillen, ich verſichere Sie. Unterzeichnen Sie, ſage ich; ich bitte Sie, Sie thun mir einen Gefallen.“

— Erlauben Sie mir, Sire, zu warten, bis Ew. Majeſtät meine Bemerkungen geleſen haben.

Der Marſchall ging fort. Dieſer Widerſtand beleidigte den Kaiſer gar nicht, ſo wie niemals die Sprache der Ehre und Wahrheit, wenn ſie aus einem reinen Herzen kam. Bertrand

Digitized by Google

gab seine Bemerkungen ein; sie bewirkten keine Aenderung des Entschlusses, sondern nur dem Dekret eine gesetzmäßigere Form. Das auf die Art neu abgefaßte Dekret ward dem Marschall gar nicht vorgelegt und erschien ohne Gegenunterzeichnung. Die Wirkung, nachdem es erschienen war, rechtfertigte die Ansichten des Großmarschalls. Man sah es als ein Werk der Rache und des Despotismus an; als einen ersten Bruch der gegebenen Verheißungen. Das öffentliche Murren hallte bis in den kaiserlichen Palast wieder. Labedoyere sagte in einem Augenblick, da Napoleon eben vorbeiging, laut genug, um gehört zu werden: „Wenn das Reich der Proskriptionen und Sequestrirungen wieder beginnt, ists bald vorbei!“ — Der Kaiser aber, nach seiner Gewohnheit in solchen Fällen, nahm die Miene an, als wäre er mit sich recht wohl zufrieden, und schien sich wegen des Stürmens gar nicht zu beunruhigen.

Verwickelte Verhältnisse. Diplomatische Fechterstreiche.

Diesen Mann unter den Streichen eines finstern Schicksals stürzen zu sehen, ist für den Menschenbeobachter nicht minder lehrreich und anziehend, als ihn zu erblicken, wenn er mit Schlauheit oder Klugheit, Verwegenheit oder Kühnheit einem stolzen Ziel entgegeneilt, oder wenn er die ganze ausserordentliche Fülle seiner Geisteskraft im Sonnenschein des Glücks auseinanderfaltet. — Er scheint nicht derselbe Mensch zu sein. Wie ein geistvoller Schachspieler, wenn ihm die ersten Züge wider den gleichstarken Gegner geglückt sind, durch die Kraft des Vertrauens gestärkt wird, mit erhöhterm Scharfsinn, mit feinerer Vorberechnung spielt, und kühner durch des Gegners Erschrockenheit, vermessener durch dessen Verwirrung, keck mit einer augenblicklichen Gefahr tändelt, im rechten Augenblick zaudert, im rechten Augenblick wagt, blendet, überwältigt, zerrüttet, unüberwindlich scheint und es wirklich durch das freudigere, erhöhtere Leben seiner Seelenkräfte ist; — wie eben dieser, wenn ein übler Zufall plötzlich im Innern seines Spielplans Zerrüttung bringt, und er, im Siegerzug begriffen, sich nirgends gedeckt, überall bloßgestellt sieht, betäubt, verlegen wird, dann, der innern Zuversicht beraubt, Gefahr ahnet, wo keine ist, und wo sie ist, keine bemerkt, wie geblendet irre Züge thut, schlechter spielt, als ers vermöchte, und früher, als er sollte, „Schach“ und „Matt“ aus dem Munde des Gegners hören muß, — so Napoleon. — Das Herrscherleben war für ihn Schachspiel.

Allerdings, sein Flug vom Golf Juan zu den Tuilerien war Triumphfing gewesen. Allerdings, nicht das Heer nur, das ganze französische Volk empfing ihn mit Entzücken, mit großen Erwartungen. Denn die Handlungsweise der Bourbonen war zu wenig dem Tone und der Denkart der Nation, den hellern, freiern Begriffen des Jahrhunderts zusagend gewesen. Aber Napoleon fand die Nation nicht mehr, deren er sich einst, gleichsam wie willenloser Schachfiguren, zum großen Spiel bedienen konnte. Die Franzosen wollten Frieden und Freiheit. Sie haßten nicht minder die Bastillen, lettres de cachet, privilegirten Kasten, die geistlichen Hoheiten, die adelichen Anmaßungen der ehemaligen Bourbonenzeit, als den Napoleonischen

Digitized by Google

Militärdespotismus. Sie wollten Frieden, gesetzliche Ordnung, Freiheit. Dies erwarteten, dies forderten sie vom zurückkehrenden Kaiser. Er hörte diese ungewohnte Sprache; er mußte sie hören, mußte seinen Eigenwillen zum Opfer bringen, um des kaum bestiegenen Thrones sicher zu bleiben, der ihm eben so leicht von dem bewegten Volke, als von den fremden Mächten genommen werden konnte.

Er horchte die Stimmung der Nation, er horchte die Stimmung der fremden Mächte aus, um seine Maasregeln zu nehmen. Beide waren ihm gleich unbefriedigend und seinem Sinne widersprechig. In der Nation fand er wohl noch die alte Bewunderung, seine blinden Vergötterer, aber auch unter Adel und Geistlichkeit Gönner der Bourbonen, diese Gönner selbst unter seinen berühmtesten Waffengefährten, welche nun die Früchte ihres Ruhms und Glücks in Gemächlichkeit genieſſen wollten, in einer Gemächlichkeit, die sie eher unter den Bourbonen, als unter dem regsamen Napoleon zu erhalten hofften. Er fand noch eine gröſsere Menge von solchen Männern, die gleichgültig, ob ein Bourbon oder Napoleon an der Spitze stände, nur das Vaterland anfahen, nur eine festgeordnete, gesetzliche Freiheit unter dem Zepter eines beschränkten Monarchen begehrten. Er fand sogar Viele, die, abgeschreckt durch Napoleonische und Bourbonische Regierungsart, von keinem Könige oder Kaiser mehr Gutes hofften, sondern republikanische Verwaltung wünschten.

Hier allem Hader vorzubeugen, die Nation mit sich eins zu machen, hatte er eine neue, freiere, festere Staatsverfassung verheiſsen, welche für die Nation eine unzerstörbare Bürgschaft der bürgerlichen Freiheit in sich tragen sollte. Er hatte verheiſsen, diese Verfassung der freien Berathung aller Abgeordneten der Nation vorzulegen. — Statt dessen fühlte er sich, durch Kürze der Zeit, durch den Drang der Ereignisse, genöthigt, einstweilen die alten Konstitutionen bestehen zu lassen und sie nur mit Zusatzartikeln zu bereichern, welche die versprochene Bürgschaft enthielten. Zudem war er, vermöge jener alten Konstitutionen des Reichs, Herr der Krone von Frankreich geworden, und die Aufhebung jener Konstitutionen, Schöpfung einer neuen Verfassung gab den Schein, als finge er seine Regierung neu an. Aber das wollte er nicht. „O der menschlichen Schwachheit!“ ruft selbst Chabaulon aus; „Napoleon, der so gern Ludwigs XVIII als eines Königs von Hartwell spottete, wenn derselbe seine Regierungsjahre aus Zeiten zählte, da er nichts zu regieren hatte, war selbst geneigt, sich glauben zu machen, daſs seine eigene Regierung durch den Aufenthalt in Elba nicht unterbrochen gewesen sei!“

Daſs statt der verheiſsenen neuen Staatsverfassung nur Zusatzartikel zu den alten kaiserlichen Konstitutionen erschienen, mißfiel allgemein; schwächte die Zuversicht der Nation. Man hatte eine Verfassung auf der Grundlage bürgerlicher Rechtsgleichheit erwartet, so hatte sie Napoleon versprochen, und nun erschien sogar im vollen Widerspruch dagegen die Wiederaufstellung einer Pairskammer, die von den Bourbonen aus England mitgebracht worden war. — Da fiel der Geist der Nation von Napoleon ab. — Statt der verheiſsenen, offenen Berathung der

Digitized by Google

Verfaſſung ward nun ſogleich zur Annahme-Erklärung der Zuſätze geſchritten, und die unter Anregung hoher Erwartungen berufene Verſammlung aller Deputirten auf dem ſogenannten Maifelde ward zur gemeinen, faden, kalten Zeremonie. Napoleon war unausbleiblich verloren, denn die Nation gehörte ihm ſchon jetzt nicht mehr. Das wußte er nicht; das glaubte er nicht; das wußten und glaubten noch ſogar die wenigſten Franzoſen, weil, was einzeln in jeder Bruſt vorging, noch keinen Anlaß zur allgemeinen Offenbarung gefunden hatte. So können mancher Fürſt und manches Volk längſt ſchon von einander abgeſchieden ſein und noch ſcheinbar beiſammen leben, während ſie nur in den mürben, lockern Bändern des Hergebrachten zuſammenhängen, bis ſie ein Stoß trennt. Napoleon hatte Frankreich aus demſelben Grunde verloren, wie es die Bourbonen verloren hatten; weil das Volk die ewigen Geſetze des geſunden Menſchenverſtandes, die ewigen Gebote des Menſchenrechts, die ewige Würde des Menſchenthums höher, als den alten Kram widernatürlicher Satzungen und Kaſten, Privilegien, Unterſchiede der Geburt, Willkühren u. ſ. w. achtete; weil Napoleon und die Bourbonen hofften, die Nation müſſe ſich nach ihnen bequemen, mit ihnen zuſammenwachſen, ſtatt daß die Einzelnen leichter ſich in den Geiſt der Millionen fügen und demſelben zuwachſen können. Aber die da herrſchen, täuſchen ſich immer nur gar zu leicht, weil ſie gar zu leicht bloße Macht mit dem Recht verwechſeln, bloße äuſſere Würde für innere, und die Gaben des Glücks für Wirkungen eigener Klugheit halten.

Der Kaiſer fühlte das Fremdartige wohl, das ihm überall entgegentrat, aber er ſchmeichelte ſich theils, daß dies nur vorübergehende Wirkung der aufeinander gefolgten Thronveränderungen ſei, theils daß ſein Glück, ſein Name zuletzt Alles entſcheiden würde. „Wir haben dereinſt Zeit genug zu langen Diskuſſionen, aber nur jetzt nicht,“ ſagte er: „ſoll Frankreich gerettet werden, müſſen wir nicht Ueberlegungen, ſondern Thaten haben; nicht lange Erörterungen, ſondern Siege!“ — Er fühlte, daß er fähig ſei, Frankreich wieder zur vollen Eigenthümlichkeit herzuſtellen, aber nur er mußte die Macht haben, ſein Wille mußte als der einzige gelten. Die Nation zu nehmen, und zu begeiſtern und anzuwenden, wie ſie jetzt war, das wußte er nicht, und wenn er es erkannte, wollte er nicht. Das hatte er in Gewohnheit langer Alleingewalt verlernt.

Inzwiſchen hoffte er für ſich und die Nation das Beſte und mit der Zeit Alles leiſten zu können, wenn er nur erſt Sicherheit von Auſſen, das heißt, Anerkennung und Frieden von auswärtigen Mächten erhalten hätte. Allein dazu waren die Ausſichten dunkel. Schon war die Erklärung des Wiener Kongreſſes vom 13. März 1815 erſchienen, in welcher die verbündeten Mächte Europens ihren feſten Willen ausgeſprochen hatten, den Pariſer Vertrag vom 30. März 1814 gegen Napoleon Bonaparte aufrecht zu halten, den ſie nur als einen Feind und Friedensſtörer der Welt bezeichneten.

Der Kaiſer ſuchte umſonſt, während er ſich mit gewohnter Thätigkeit zu kriegeriſcher Vertheidigung rüſtete, noch den Weg der Unterhandlungen einzuſchlagen. Da ihm jeder Weg

Digitized by Google

verſperrt ward, zeigte ſich ihm durch Zufall einer, der, wenn auch nicht wegen des Erfolgs, doch wegen der ſeltſamen Art erwähnt zu werden verdient, mit der er entdeckt und benutzt ward.

Unter allen Miniſtern Napoleons war keiner, dem er, man möchte ſagen, blinder vertraute, und der hinwieder ihm feierlichere Verſicherungen der Ergebenheit geweiht hatte, als Fouché, Herzog von Otranto. Der Kaiſer erſtaunte daher nicht wenig, als er vom Herzog von Vicenza erfuhr, es ſei ein geheimer Agent des Hrn. von Metternich aus Wien in Paris angekommen, der mit Fouché Verkehr zu haben ſcheine. Der Agent ward verhaftet und erklärte, Hr. v. Metternich habe ihm einen Brief an Fouché mitgegeben, ein Baron Hr. v Werner, diplomatiſcher Agent, werde den erſten Mai in Baſel eintreffen, um Fouché's Antwort zu empfangen; eine Art Bordereau ſollte als Erkennungszeichen zwiſchen Hrn. Werner und demjenigen dienen, den Fouché ſenden würde. Das Bordereau war ebenfalls ſchon in Fouché's Händen, aber der Verhaftete mußte es aus dem Gedächtniß niederzeichnen. Der Kaiſer, um hinter die geheimen Umtriebe des Herzogs von Otranto zu kommen, ſchickte zur beſtimmten Zeit den Baron von Chaboulon nach Baſel, als wäre er Fouché's Mann, und verhinderte heimlich die Abſendung des wirklichen Agenten von Fouché.

Chaboulon fand Hrn. v. Werner zu Baſel im Gaſthof zu den drei Königen, ſah deſſen Bordereau, zeigte ihm das ſeinige, doch etwas aus der Ferne, und der Verkehr leitete ſich ſogleich ein. Chaboulon, der nicht wußte, wie weit Fouché ſchon mit dem Hrn. v. Metternich eingetreten war, und doch ausdorchen wollte, benahm ſich mit vieler Gewandtheit. Er ſah bald, die Frage ſei zu behandeln, wie man am ſchnellſten Bonaparte's losweerden und die Bourbonen wieder nach Frankreich zurückrufen könne. In Wien hoffte man, Hr. Fouché würde am leichteſten in Paris ſelbſt das Mittel finden, Frankreich zu befreien, ohne daß ein neuer Krieg und neues Elend der Völker nöthig würde. „Das wäre doch nur möglich auf zwei Wegen,“ ſagte Chaboulon lauernd: „entweder durch Meuchelmord gegen Napoleon, oder . . .“

— Meuchelmord! — ſchrie Hr. v. Werner mit Abſcheu — Nein, ein ſolcher Gedanke kam nie in die Seele des Hrn. v. Metternich!

„Oder Frankreich gegen Bonaparte aufzuwiegeln,“ fuhr Chaboulon fort, zufrieden, daß er wußte, es ſei nicht auf des Kaiſers Leben gemünzt. Und nun benutzte er dieſen Anlaß, um der Unterhandlung eine für Napoleon günſtige Wendung zu geben, indem er zeigte, wie verhaßt ſich die Bourbonen gemacht, wie theuer Napoleon den Franzoſen geworden, wie vergebens man ſtreben werde, die Franzoſen zur freiwilligen Wiederaufnahme der Bourbonen zu bewegen. Nun kamen nach einander, weil Werner verſicherte, die verbündeten Mächte hingen nicht ſo ſehr an den Bourbonen, als an dem Zweck, Napoleon dürfe nicht Inhaber des franzöſiſchen Thrones ſein, der Herzog von Orleans, der Sohn Napoleons unter Regentſchaft des Prinzen Eugen in Vorſchlag. Man beſchloß, ſich über das Weitere bei den Sendern zu erkundigen und binnen acht Tagen wieder in Baſel zuſammenzutreffen.

Unterdeſſen war dem Herzog von Otranto vermuthlich bange geworden, Napoleon könne

Digitized by Google

von seinem geheimen Verkehr mit Metternich erfahren; er hatte also dem Kaiser Alles bis auf die kleinsten Umstände darüber, selbst mitgetheilt, doch Alles, als wäre es Einleitung, zum Besten Napoleons Unterhandlungen mit Oesterreich anzuspinnen. Der Kaiser, nun wieder von der redlichen Absicht seines Staatsdieners überzeugt, machte ihm auch kein Geheimniß mehr aus der Absendung des Baron Chaboulon.

Sobald dieser von Basel zurückgekommen war, berichtete er dem Kaiser über Alles. „Ich dachte es mir leicht, daß Hr. v. Metternich keine Anschläge gegen mein Leben gehabt habe," sagte Napoleon; „er liebt mich nicht, allein er ist ein Mann von Ehre. Wenn Oesterreich wollte, Alles ließe sich ohne Mühe abthun; aber es hat eine immer erst abwartende Politik, die Alles verdiebt; es hat nie einen eigenen Entschluß fassen können. Der österreichische Kaiser ist übel berathen; er kennt Alexandern nicht; er weiß nicht, wie schlau und ehrgeizig zugleich die Russen sind. Würden die einmal Meister, wäre ganz Deutschland umgekehrt. Alexander ließe den guten Franz und alle kleine Könige, denen ich Kronen gegeben habe, „Kämmerchen-Vermiethen" spielen. Wenn ich nicht mehr bin, werden es die Russen dahin bringen, Herren der Welt zu sein. Europa wird erst begreifen, was ich taugte, wenn man mich zu Grunde gerichtet hat. Es war Niemand stark genug, als ich, um England zu zähmen und Rußland in Schranken zu halten. Ich will ihnen die Mühe ersparen, sich zu bedenken, wohin sie mich thun wollen. Wenn sie dürften, würden sie mich in einen eisernen Käfich sperren und mich, wie ein wildes Thier, ihren Pfauertretern zeigen. Aber sie sollen mich nicht bekommen. Sie sollen erfahren, daß der Löwe noch lebt und sich nicht anketten läßt. Sie kennen meine Stärke nicht! Wollte ich morgen die rothe Jakobinerkappe aufsetzen, sie wären allesammt verloren. Haben Sie durch Hrn. Werner Nachrichten von der Kaiserin und meinem Sohn gehabt?"

— Ja, Sire; er sagte mir, die Kaiserin befände sich wohl, und der junge Prinz sei äußerst liebenswürdig.

„Haben Sie," rief der Kaiser mit Heftigkeit, „haben Sie sich nicht beklagt, daß man in Rücksicht auf mich, das Recht der Völker, nein, die ersten Gesetze der Natur verletze? Haben Sie gesagt, wie grausam es sei, das Weib seinem Manne, den Sohn seinem Vater zu entziehen; daß eine Handlung der Art durchaus aller gesitteten Völker unwürdig sei?"

— Sire, — erwiederte Chaboulon — ich war nur Abgesandter des Hrn. Fouché.

Chaboulon selbst mußte nun dem Herzog von Otranto seine ganze Verhandlung mit Hrn. v. Werner erzählen und Instruktionen von ihm für die nächste Zusammenkunft in Basel begehren. Chaboulon bemerkte bald, ungeachtet der Verstellungskunst des Herzogs, daß dieser beiweitem so ein nicht sei, als der Kaiser wähnte; sagte ihm daher, damit er ihm nicht zuvorkomme, nicht den wahren Zeitpunkt der Zusammenkunft, sondern nannte ihm dazu den 1. Juni. Erst im Augenblick der Abreise nach Basel verlangte er, zur großen Ueberraschung Fouché's,

Digitized by Google

Instruktion von demselben und empfing zwei Briefe an den Hrn. v. Metternich. Der Kaiser las diese, fand sie unverdächtig und Chaboulon reisete ab.

Werner war schon in Basel und eröffnete: daß die verbündeten Souveräne von ihren Beschlüssen gegen Napoleon nicht abstehen würden, aber daß sie Verzicht darauf thäten, die Bourbonen auf den Thron zurückzuführen, und einwilligen wollten, ihn dem jungen Prinzen Napoleon zu bewilligen. — Darüber neue Unterhandlungen. Chaboulon suchte für Napoleons Beibehaltung zu stimmen. Man verabredete wieder einen Tag der Zusammenkunft. Napoleon faßte einige Hoffnungen; aber bald spürte er selbst, daß Fouché treulos gegen ihn sei. Als sich Chaboulon zum drittenmal nach Basel begeben wollte, sagte der Kaiser zu ihm: „Gehen Sie; aber Fouché hat ohne Zweifel den Hrn. v. Metternich schon benachrichtigt, und wahrscheinlich, daß sein Agent gar nicht mehr erscheint.“ — Der Kaiser hatte Recht. Chaboulon kam zur bestimmten Zeit in Basel an, aber Hr. v. Werner ließ sich nicht mehr sehen.

Niederlage, Sturz und Thronentsagung.

Es blieb nichts übrig; das Kriegsglück mußte entscheiden. Es entschied. Die Tapferkeit der Franzosen war fruchtlos; der Deutschen, Engländer und Russen Tapferkeit siegte. Die Heere Napoleons wurden zerschmettert in jenen blutigen Schlachten. Lange wußten selbst die Besiegten nicht, was aus dem Kaiser geworden sei.

Chaboulon und der Herzog von Bassano, unter den weit umher zersprengten Flüchtigen, vernahmen, Napoleon habe sich nach Philippeville gerettet. Sie fanden ihn auch da. Als Napoleon den Baron erblickte, streckte er ihm traurig und stumm die Hand entgegen, indem eine Thräne aus seinen Augen fiel. Er diktirte ihm sogleich Befehle an verschiedene Generale, sich in Eilmärschen nach dem neubefestigten Paris zu begeben, und zwei Briefe an den Prinzen Joseph. „Noch ist nicht Alles verloren,“ sagte er unter andern in einem derselben; „ziehe ich alle meine Streitkräfte zusammen, bleiben mir, denke ich, noch 150,000 Mann. Die Föderirten und Nationalgarden haben Muth und liefern mir 100,000; die Depotbataillons 50,000. Ich hätte also doch dem Feind 300,000 Mann entgegenzustellen. Ich lasse die Artillerie mit Luxuspferden bespannen; will 100,000 Konskribirte ausheben und sie mit den Gewehren der Royalisten und der übeldenkenden Nationalgarden bewaffnen. Ich will Dauphiné, das Lyonische, Burgund, Lothringen und die Champagne in Masse aufbieten. Ich will den Feind ermüden. Aber man muß mich kräftig unterstützen, mich nicht noch mehr verwirren.“

Es zeigten sich schon in der Gegend von Philippeville und Marienburg feindliche Schwarmhaufen. Man rüstete eilig eine elende Postchaise mit ein paar Bänken und Stroh zur Abreise für den Kaiser; da kamen ein paar dem Marschall Soult gehörige Wagen in das Städtchen hinein. Man nahm diese und fuhr davon. Zwei- bis dreihundert Flüchtlinge, die man aufsammelte, Soldaten von allerlei Uniformen, mußten Napoleons Eskorte sein. So ungefähr entrann einst Karl XII nach der Schlacht von Pultawa den Händen seiner Sieger. In Nocrop

Digitized by Google

hielt der Kaiſer an, um etwas Nahrung zu nehmen. Während man hier noch ſaß und berieth, kam Nachricht, die Feinde wären nur noch vier bis fünf Stunden weit. Man meldete es dem Marſchall Bertrand. Nur mit Mühe konnte man den Kaiſer, der im Geſpräch mit dem Herzog von Baſſano war, bewegen, ſich zu entfernen.

Zu Laon ſtieg er vor der Stadt aus. Man wußte hier ſchon von der Niederlage. Eine Abtheilung der Nationalgarde kam dem Kaiſer entgegen. „Unſre Kinder, unſre Brüder ſind in den feſten Plätzen,“ ſagte der befehlhabende Offizier, „aber, Sire, verfügen Sie über uns, wir wollen fröhlich für Sie ſterben!“ Der Kaiſer dankte mit Herzlichkeit. Einige Bauern ſtanden um den Zug her und ſtierten ihn an. Sie ſchrien mehrmals: „Es lebe der Kaiſer!“ aber dieſes Rufen war zum Uebelmachen. Im Glück gefällt es wohl, aber nach einer verlornen Schlacht zerreißt es das Herz.

Bald nach dieſem kamen ungefähr dreitauſend Mann Fußvolk und Reiterei an, die der Marſchall Soult, Prinz Hieronimus und andere Generale hatten zuſammenbringen können. „Jetzt bleibe ich in Laon,“ ſagte der Kaiſer, „bis ich den Reſt der Armee vereinigt habe. Ich habe Befehl gegeben, alle vereinzelte Soldaten auf Laon und Rheims zu ſchicken; Gendarmerie und Nationalgarden ſind aus, die Flüchtlinge zuſammenzuleſen. Damit halte ich den Feind ſo lange auf, daß General Grouchy Zeit gewinnt, heranzukommen, und die Nation Zeit, ſich vom Schreck zu erholen.“ — Nur mit den triftigſten Vorſtellungen redete man dem Kaiſer den verwegenen Vorſatz aus. „Nun denn,“ ſagte er, „weil ihr glaubt, es müſſe ſein, will ich zwar nach Paris gehen; aber mein wahrer Platz iſt hier.“ Er diktirte darauf dem Herzog von Baſſano und dem Baron Chaboulon einige Befehle und vollendete das Bulletin über die verlorne Schlacht. Er las es den bei ihm befindlichen Perſonen und Offizieren vor. „Da iſt,“ ſagte er, „das Bulletin von Mont St. Jean. Habe ich etwas Weſentliches darin vergeſſen, ſo mahnen Sie mich daran. Ich will nichts verhehlen. Die Nation muß, wie nach den Vorgängen von Moskwa, die reine Wahrheit kennen.“

Der Kaiſer begab ſich nach Paris und ſtieg im Palaſt Elyſee ab. Der Herzog von Vicenza, ſein ſtrenger Beurtheiler in guten, ſein Freund in böſen Tagen, empfing ihn. Napoleon ſchien der Ermattung und dem Schmerz zu erliegen. Seine Bruſt litt, ſein Odem war beengt. Nach einem tiefen Seufzer ſagte er zum Herzog: „Die Armee hatte Wunder gethan, aber ein paniſches Schrecken ergriff ſie, alles war verloren — — Ney hat ſich wie ein Narr benommen; hat meine Reiterei niedermehein laſſen — — Ich kann nicht mehr — — ich muß ein paar Stunden Ruhe haben (indem er die Hand aufs Herz legte) es erſtickt mich da.“

Er befahl ein Bad zu bereiten und ſagte dann nach einigen Augenblicken Schweigens: „Meine Abſicht iſt, beide Kammern in eine kaiſerliche Sitzung zu vereinigen. Ich werde ihnen die Unfälle des Heeres ſchildern, Mittel fordern, das Vaterland zu vertheidigen und dann abreiſen.“

„Sire,“ erwiedrete der Herzog von Vicenza, „man hat ſchon Wind von dem Unglück. Die Gemüther ſind ſehr beſtürzt; die Stimmung der Deputirten iſt feindſinniger, als je, gegen

Digitized by Google

Sie; und weil Ew. Majeſtät mich anzuhören geruht, muß ich Ihnen ſagen, daß zu beſorgen ſteht, die Kammer entſpreche Ihrem Antrage gar nicht. Es thut mir leid, Sire, Sie in Paris zu ſehen. Es wäre beſſer geweſen, Sie hätten ſich von der Armee nicht getrennt, denn die macht Ihre Stärke und Sicherheit aus."

„Aber ich habe keine Armee mehr!" verſetzte der Kaiſer: „nur Flüchtlinge noch. Ich werde endlich wohl Mannſchaft finden, aber womit ſie denn bewaffnen? Ich habe keine Gewehre. Indeſſen nur Eintracht, und es läßt ſich Allem helfen. Ich hoffe, die Deputirten laſſen mich nicht im Stich; ſie fühlen, welche Verantwortlichkeit ſie auf ſich nehmen; Sie beurtheilen ſie, glaube ich, falſch; die Mehrheit iſt gut, iſt franzöſiſch. Ich habe nur den Lafayette, Lanjuinais, Flaugergue und einige andere gegen mich. Sie mögen mich nicht; ich weiß es wohl. Sie möchten für ſich ſelbſt arbeiten — — ich laſſe ſie nicht ſchalten. Meine Gegenwart wird ſie in Schranken halten."

Die Ankunft der Prinzen Joſeph und Luzian unterbrach das Geſpräch. Sie beſtätigten aber vollkommen die Meinung des Herzogs von Vicenza. Während Napoleon im Bade war, kamen die Großen des Staats und die Miniſter ſchaarenweiſe ins Elyſee, beſtürmten die kaiſerlichen Aides de Camp mit Fragen über die verlorene Schlacht und erfuhren nun alle Umſtände der ungeheuern Niederlage. Da ſagte man ganz laut: Der Kaiſer iſt verloren! und ganz leiſe: Es bleibt zur Rettung des Landes nichts übrig, er muß abdanken.

Der Kaiſer kam geſtärkt aus dem Bade, verſammelte ſeinen Rath, ließ das Bulletin vorleſen und ſetzte hinzu: „Der Feind iſt in Frankreich. Soll ich das Vaterland retten, muß ich mit einer Diktatur für einige Zeit bekleidet ſein. Ich könnte ſie mir ſelbſt nehmen; aber es iſt nationaler und vortheilhafter, die Kammern geben ſie mir. Die Miniſter ſchlugen die Augen nieder und antworteten nicht. Einzeln befragt, gaben ſie einander widerſprechende Meinungen.

Indem kam von der Kammer der Repräſentanten eine Sendung an, die den Beſchluß überbrachte: die Kammer erkläre ſich permanent; jeder Verſuch, ſie aufzulöſen, ſolle auf der Stelle als Hochverrath beurtheilt werden; die Miniſter des Kriegsweſens, der auswärtigen und innern Angelegenheiten ſeien eingeladen, ſich auf der Stelle in der Verſammlung einzufinden. — Jeder Artikel des Beſchluſſes war ein Angriff gegen die Verfaſſung des Staats und die ſouveraine Hoheit. — „Dachte ichs doch," ſagte der Kaiſer verdroſſen, „ich hätte die Leute ſchon vor meiner Abreiſe beurlauben ſollen. Es iſt vorbei; die bringen Frankreich ins Verderben. Gut, und wenns ſein muß, danke ich ab." — Dies letztere, unbedachtſam hingeſprochene Wort ward ſogleich den Feinden Napoleons hinterbracht, verbreitet und mehrte die Kühnheit aller Gegner des Kaiſers.

Man kennt den Gang, welchen die Sachen nun in den Kammern nahmen. Prinz Luzian, der ſich ſelbſt dahin begeben hatte, verhehlte, als er zurückkam, dem Kaiſer nicht, daß ſich die Kammer viel zu ſtark gegen ihn ausgeſprochen habe, um daran zu denken, ſie auf andern Sinn

Digitized by Google

zu bringen. Der Kaiser müsse sich entweder entschließen, die Kammer ohne Verzug aufzulösen, oder seine Krone niederzulegen.

Nach manchem Hin- und Herreden sagte Napoleon, wie einst der Herzog von Guise: „Sie unterstehen sichs nicht.“ Inzwischen bemerkte man doch wohl, daß die Kammer auf ihn Eindruck mache, daß er seine Thronentsagung als unvermeidlich betrachte, und daß er nur suche, den Zeitpunkt der Katastrophe soweit als möglich zurückzuschieben, in der Hoffnung, es könne noch ein günstiges Ereigniß dazwischentreten.

Die Nachrichten vom Anzuge der Feinde vermehrten sich. Die Kammer der Repräsentanten ward stürmischer, drohte mit Entsetzung des Kaisers. Regnault de St. Jean d'Angely, sein Minister, der selbst von den Verhandlungen der Repräsentanten Zeuge gewesen war, hinterbrachte dem Kaiser Alles treu. Dieser aber, nicht gewohnt, sich vorschreiben zu lassen, ward zornig und sagte: „Weil es so ist, lege ich die Krone nicht nieder. Die Kammer besteht aus Jakobinern, Querköpfen und Ehrsüchtigen, die nur Unordnung und Stellen wollen. Ich hätte sie der Nation denunziren, sie fortjagen sollen; aber der verlorne Augenblick läßt sich wohl ersetzen“ . . . .

Er war in stürmischer Bewegung. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und stieß abgerissene Worte aus, die man unmöglich verstehen konnte. „Sire,“ sagte Regnault endlich zu ihm: „suchen Sie nicht, ich beschwöre Sie, länger gegen die Gewalt der Umstände zu streben. Lassen Sie der Kammer, der Nation nicht das Recht, Ihnen vorzuwerfen, Sie hätten verhindert, Friede zu schließen. Sie haben sich im J. 1814 für das Wohl Aller geopfert, erneuern Sie heute das große, das edelmüthige Opfer.“

Düster erwiederte der Kaiser: „Wir wollen sehen. Ich war nie gesinnet, die Thronentsagung zu verweigern. Ich war Soldat; ich will es wieder werden; aber ich will, man soll mich in Ruhe nachdenken lassen, was für Frankreichs und meines Sohnes Interesse gut sei. Sagen Sie das der Kammer.“

Die Kammer, nach heftigen Berathungen, gestattete dem Kaiser nur eine Stunde Zeit, seine Erklärung zu geben. Nun bestürmten die Umgebungen Napoleons ihn von neuem; auch die Prinzen Luzian und Joseph thaten es. „Nun denn,“ sagte Napoleon zum Herzog von Otranto mit ironischem Lächeln: „melden Sie den Herren, sie möchten sich nur still halten, es soll geschehen.“ — Darauf diktirte er dem Prinzen Luzian die bekannte „Erklärung an das französische Volk“ vom 22. Juni 1815, worin er sagt: „Mein politisches Leben ist zu Ende; ich proklamire meinen Sohn Napoleon II zum Kaiser der Franzosen.“

Bald darauf empfing er von den Kammern Deputationen, ihm für das dargebrachte Opfer zu danken. Er antwortete ihnen mit solcher Würde und Fassung, daß Alle bewegt wurden. Hr. Lanjuinais selbst, an der Spitze der Deputation, konnte sich der Thränen nicht enthalten.

Allein die Kammern trauten nicht, so lange Napoleon in der Nähe von Paris war. Sie wußten die Anhänglichkeit des Heeres an ihn, das Lebehoch-Geschrei der Föderirten und der

Digitized by Google

Bürger aller Art, die ſich täglich unter den Mauern ſeines Palaſtes verſammelten, und fürchteten, er könne leicht auf den Gedanken gerathen, noch einmal einen achtzehnten Brumaire zu verſuchen. Man trachtete ihn und die bei ihm waren, mit Gerüchten zu ſchrecken, als könne der Palaſt plötzlich einmal vom Pöbel geſtürmt werden. Deswegen aber ſchlief man im Elyſee ganz unbekümmert, wie leicht es auch geweſen wäre, den Kaiſer zu entführen oder umzubringen Denn ſein Palaſt, der zehn Tage zuvor noch mit Höflingen und Ehrgeizigen zum Uebermaas angefüllt war, ſtand jetzt wie eine Einöde da. Seine Garde war auf ein Paar alter Grenadiere beſchränkt, und eine einzige Schildwacht, kaum in Uniform, ſtand vor der Pforte deſſelben Napoleon, der einſt, ein König der Könige, unter ſeinen Fahnen Millionen Krieger zählte.

Napoleon fühlte jedoch ſelbſt, daß ſeine Gegenwart zu Paris und in einem kaiſerlichen Palaſt, den Verbündeten Zweifel gegen die Aufrichtigkeit ſeiner Thronentſagung verurſachen und der Herſtellung des Friedens ſchaden könne. Er reiſete alſo den 25. Juni Mittags nach Malmaiſon, wo ihn die Prinzeſſin Hortenſia empfing.

Aufenthalt in Malmaiſon.

Auch hier empfing er noch Beſuche derer, die ihn wegen des Opfers ſeiner Perſon beglückwünſchten und dankten. Zu einem derſelben ſagte er: „Die Verbündeten haben zwiel Intereſſe, euch, ſtatt meines Sohnes, die Bourbonen zu geben. Mein Sohn wird über Frankreich herrſchen; aber ſeine Stunde iſt noch nicht gekommen. Die Inſtruktion, die man den Bevollmächtigten ins feindliche Lager mitgab, iſt, ſagt man, zu Gunſten meines Stammes. Wenn das wahr iſt, hätte man ganz andre Leute wählen ſollen. Lafayette, Sebaſtiani, Pontécoulant, Benjamin Conſtant haben gegen mich Verſchwörung getrieben, ſind meine Feinde; und die Feinde des Vaters werden nie Freunde des Sohnes ſein. Uebrigens ſind die Kammern viel zu unkräftig, um unabhängigen Willen zu haben. Sie gehorchen dem Fouché. Hätten ſie mir das Alles gewährt, was ſie dem an den Kopf werfen, ich würde Frankreich ohne andere gerettet haben. Meine Gegenwart allein, an der Spitze eines Heeres, hätte mehr als all' ihr Unterhandeln bewirkt. Ich hätte meinen Sohn zum Preis meiner Abdankung erhalten; jetzt bekommt ihr ihn nicht. Fouché iſt nicht redlichen Sinnes. Er iſt dem Herzog von Orleans verkauft. Er prellt die Kammern; die Verbündeten prellen ihn und ihr bekommt Ludwig XVIII wieder. Fouché meint, er könne Alles nach Herzensluſt leiten. Er betrügt ſich. Er wird ſchon ſehen, daß es einer ganz andern Hand, als der ſeinigen, bedarf, um die Zügel einer Nation zu halten, zumal wenn der Feind im Lande ſteht ... Die Kammer der Pairs hat ihre Schuldigkeit nicht gethan. Sie führte ſich auf wie ein beregnetes Huhn. Sie ließ meinen Bruder Lucian beſchimpfen und meinen Sohn entthronen. Hätte ſie Stand gehalten, ſie würde die Armee für ſich gehabt haben; meine Generale hätten ſie ihr gegeben. Ihre Tagsordnung war Frankreichs

Digitized by Google

Verderben und gab euch an die Bourbonen zurück. Ich allein könnte noch Alles wieder gut machen, aber eure Leiter und Meister geben es nicht zu: lieber lassen sie sich vom Abgrunde verschlingen, als daß sie sich mit mir vereinigen, um ihn zu schließen."

Napoleon hatte schon seit dem Tage, da er der Krone entsagte, daran gedacht, ins Ausland zu gehen und dort irgend eine Zufluchtstätte zu suchen. Es war die Frage, ob nach England, — denn, zwar feind dem politischen System der britischen Regierung, ehrte er doch das britische Volk — oder nach Nordamerika. Er berieth sich darüber lange mit den Herzogen von Bassano und Vicenza. Ersterer war nicht für England.

Mehrere in Paris befindliche Amerikaner schrieben und empfahlen ihm aus eigener Bewegung ihre Dienste und versicherten im Namen ihrer Mitbürger, er würde in Washington mit aller Hochachtung und Bewunderung aufgenommen werden, die ihm gebührte. Napoleon schlug die Anerbietungen aus. Er fing an, für besser zu halten, den französischen Boden nicht eher zu verlassen, falls man es nicht ausdrücklich verlangen würde, bis Frankreich ganz außer Gefahr sein würde.

Indessen ließ ihm die Regierung wirklich wissen, daß es gut wäre, wenn er wegen seiner Entfernung aus Frankreich einen Entschluß fassen möchte. Der Kaiser erklärte darauf, er wolle sich mit seiner Familie nach Amerika begeben, sobald ihm zwei Fregatten zur Verfügung angewiesen wären. Der Seeminister ward sogleich bevollmächtigt, diese zwei Fregatten auszurüsten, und Lord Wellington um die nöthigen Pässe zur sichern Ueberfahrt angesucht. Während dessen schickte die Regierung den General Becker nach Malmaison, „um für die Beschirmung der Person Napoleons und der ihm gebührenden Ehrfurcht Sorge zu tragen, wie auch zu verhüten, daß sich nicht Uebelgesinnte seines Namens bedienen möchten, um Unruhen zu erregen." Im Grunde war es nur, um ihn zu beobachten und zu bewachen. Anfangs glaubten Alle in Malmaison, man wolle ihn verhaften und seinen Feinden ausliefern. General Becker betrug sich inzwischen auf ungemein edle Weise.

Fouché und die Seinigen blieben dabei nicht stehen. Sie fürchteten noch immer, der Kaiser könne ihnen irgend ein böses Spiel machen. Sie riefen unter mancherlei Vorwänden bald den Einen, bald den Andern der bisher in seinem Dienst Gestandenen von ihm hinweg, auf deren Ergebenheit er zählen konnte. So ward auch Chaboulon von Malmaison nach Paris gerufen. Die Nachrichten, welche er nach diesem Augenblick über Napoleon mittheilt, sind daher meistens von den Lippen der Augen- und Ohrenzeugen empfangen.

In Malmaison bestand der ehemals so glänzende Hofstaat des Kaisers zuletzt nur noch aus dem Herzog von Bassano, Graf Lavalette, General Flahault, und denjenigen Personen, die mit ihm reisen sollten, wie General Gourgaud, der Herzog von Rovigo, die Grafen Montholon und Lascases. In Malmaison war bald kein Bleibens mehr. Der Seeminister meldete dem Kaiser, im Namen der Regierung: die Feinde ständen schon zu Compiegne; erlasse ihm, auf Geleitsbriefe zu warten, und wünsche, er möge incognito abreisen.

Digitized by Google

Napoleon verſprach dies zu thun. Als er aber von fern den erſten Kanonenſchuß hörte, gerieth er in Wallung und klagte mit dem Tone der Verzweiflung ſein Geſchick an, ſo weit vom Schlachtfelde bleiben zu müſſen. Er ließ den General Becker rufen.

„Der Feind,“ ſagte er zu ihm, „iſt zu Compiegne, zu Senlis. Morgen wird er vor den Thoren von Paris ſtehen. Ich begreife die Verblendung der Regierung nicht. Man muß verrückt ſein, oder Verräther, wenn man noch länger an der Falſchheit der Fremden zweifelt.“

General Becker machte mit dem Kopf eine Bewegung, die Napoleon für ein Zeichen der Zuſtimmung nahm und deswegen hinzufügte: „Nicht wahr, es iſt Alles verloren? Nun denn, in dem Fall mache man mich doch zum General; ich will die Armee kommandiren.“ — Plötzlich nahm Napoleon den Herrſcherton an: „General, ich werde den Antrag dazu thun. Sie werden meinen Brief überbringen. Reiſen Sie ſogleich ab; ein Wagen erwartet Sie. Sagen Sie ihnen, ich denke keineswegs daran, mir die alte Macht wieder zuzueignen. Ich will den Feind ſchlagen, vernichten, durch Siege unſern Unterhandlungen beſſern Gang geben, und iſt das erreicht, ſehe ich meinen Weg fort. Vorwärts, General, ich zähle auf Sie. Sie werden mich nicht verlaſſen.“

Beſiegt von der Ueberlegenheit ſeines Gefangenen, reiſete General Becker auf der Stelle ab. Der Brief Napoleons enthielt ſeinen Antrag.

Der Herzog von Otranto las den Brief mit lauter Stimme ab und ſchrie darauf: „Macht er ſich über uns etwa luſtig?“ — Carnot hingegen ſchien geneigt, den Kaiſer an die Spitze der Armee zu ſtellen. Der Herzog aber erwiederte: Napoleon hätte der Regierung die Sorge ſparen können; wahrſcheinlich habe er ſich des Generals Becker nur entledigen wollen und harangire jetzt ſchon die Soldaten und muſtere ſie. — Becker machte ſich zum Bürgen, daß Napoleon ſeine Rückkunft abwarte. Am Ende beſchloſſen die Glieder der Kommiſſion zu antworten: Ihre Pflicht gegen das Vaterland und die von den Bevollmächtigten ſchon gegen die fremden Mächte eingegangenen Verbindlichkeiten erlaubten keineswegs, ſein Anerbieten anzunehmen. Und Carnot ward beauftragt, ſich nach Malmaiſon zu begeben, um den Kaiſer über ſeine eigene Stellung, ſo wie über die Lage Frankreichs aufzuklären und ihn zu beſchwören, nicht Unglück über ſich und Frankreich zu bringen.

Als Becker wieder nach Malmaiſon zurückkam, ſtanden Napoleons Schlachtroſſe ſchon ſeit drei Stunden geſattelt bereit. Sobald der Kaiſer aber die Antwort der Kommiſſion flüchtig durchleſen hatte, rief er: „Das dachte ich. Die Leute haben keine Kraft. Nun denn, General, weil es ſo iſt, wollen wir fort! fort!“ Er ſchickte ſogleich den Hrn. von Flahault nach Paris, um mit der Regierungskommiſſion wegen ſeiner Abreiſe und Einſchiffung Abreden zu nehmen.

Prinz Eckmühl (Davouſt) befand ſich gerade in den Tuilerien, als Flahault ankam. Er ſah in der Sendung dieſes Generals nur einen Winkelzug des Kaiſers, um die Abreiſe zu verzögern. „Ihr Bonaparte,“ ſagte Davouſt voll Zorn und Verachtung, „will nicht weg, aber

Digitized by Google

er muß. Seine Gegenwart iſt uns beengend und läſtig. Sie iſt unſern Unterhandlungen ſchädlich. Wenn er denkt, wir möchten ihn wohl wieder nehmen, ſo irrt er ſich. Wir wollen nichts von ihm. Sagen Sie ihm meinerſeits, er ſolle ſich fortmachen, und wenn er nicht den Augenblick ginge, ließ ich ihn verhaften, ja, ich verhafte ihn ſelbſt!"

Flahault ergrimmte von Unwillen und entgegnete: „Herr Marſchall, ich hätte nie geglaubt, daß ein Mann, der noch vor acht Tagen zu Napoleons Füßen lag, heute eine ſolche Sprache führen könnte. Ich habe allzuviel Achtung für mich und für die Perſon und das Unglück des Kaiſers, um ihm Ihre Reden zu hinterbringen. Gehen Sie, Herr Marſchall, ſagen Sie ihm das ſelbſt. Es ſteht Ihnen beſſer an."

Der Prinz Eckmühl, beleidigt, erinnerte ihn, daß er Kriegsminiſter, daß er Oberbefehlshaber der Armee ſei, und befahl ihm, ſich nach Fontainebleau zu verfügen, wo er weitere Befehle zu erwarten habe.

„Nein," erwiderte Graf Flahault lebhaft: „ich werde nicht dahin gehen; ich werde den Kaiſer nicht verlaſſen; ich will ihm bis zum letzten Augenblick die Treue halten, die ihm ſoviel Andre geſchworen hatten!"

— Ich werde Ihren Ungehorſam beſtrafen laſſen! — ſagte Davouſt wild.

„Dazu ſoll Ihnen das Recht fehlen. Ich gebe von dieſem Augenblick an meine Entlaſſung. Ich könnte unter Ihrem Befehl nicht dienen, ohne meine Epauletten zu entehren."

Damit entfernte ſich Flahault. Als er dem Kaiſer Alles wieder erzählen mußte, ſchien dieſer durch die Rohheiten ſeines ehemaligen Dieners weder gekränkt, noch betroffen zu ſein. „Er ſoll nur kommen," ſagte er, „wenn er will, bin ich bereit, ihm meinen Hals darzuhalten."

Ehe Napoleon Malmaiſon verließ, beſuchte ihn der Baron Chaboulon noch einmal.

— Ew. Majeſtät iſt alſo entſchloſſen, abzureiſen? — ſagte der Baron zu ihm.

„Was ſoll ich länger hier treiben?"

— Ew. Majeſtät hat Recht; allein . . .

„Nun was denn? Wollten Sie denn, ich bliebe hier?"

— Sire, ich muß ſterben, nur mit Grauſen ſehe ich Ew. Majeſtät abreiſen.

„In der That, der Weg iſt ſchwierig; aber guter Wind und gutes Glück . . ."

— Ach, Glück, Sire! Das Glück gehört uns nicht mehr. Und wohin übrigens will Ew. Majeſtät?"

„Ich begebe mich in die vereinigten Staaten. Man wird mir Land anweiſen, oder ich kaufe mirs und wir bauen uns an. Ich werde da endigen, wo der Menſch angefangen hat; ich werde von der Frucht meiner Felder, von der Zucht meiner Heerden leben."

— Ganz vortrefflich, Sire; aber glauben Sie denn auch, daß die Engländer Ihnen geſtatten werden, Ihren Acker in Frieden zu bauen?

„Warum nicht? Was für Böſes könnte ich ihnen noch anthun?"

Digitized by Google

— Was für Böses? Ew. Majestät hat also vergessen, daß Sie England einst zittern machten. So lange Sie leben, Sire, oder so lange Sie frei sind, wird England die Wirkungen Ihres Hasses oder Ihres Genie's fürchten. Sie wären für England vielleicht auf dem Throne Ludwigs XVIII minder gefährlich, als in den vereinigten Staaten. Die Amerikaner lieben und bewundern Sie; Sie würden da großen Einfluß erhalten; und Sie könnten Amerika vielleicht zu verhängnißvollen Unternehmungen gegen England bewegen.

»Zu was für Unternehmungen? Die Engländer wissen, die Amerikaner lassen sich für ihren Grund und Boden alle todtschlagen; aber mögen keinen Krieg ausser ihrem Gebiet führen. Sie sind noch nicht auf den Punkt gekommen, England ernstlich zu beunruhigen. Einst vielleicht sind sie aber die Rächer der Meere. Doch diese Zeit, die ich hätte etwas näher rücken können, ist noch weit entfernt; die Amerikaner wachsen nur langsam.«

— Zugegeben, die Amerikaner können eben im gegenwärtigen Augenblick für England nicht gefährlich sein, würde doch der Aufenthalt Ew. Majestät in den vereinigten Staaten, Europa gegen diese aufwiegeln. Die Verbündeten werden ihr Werk für unvollendet halten, so lange Sie nicht in ihrer Gewalt sind; sie werden die Amerikaner zwingen, Sie, wo nicht auszuliefern, doch aus ihrem Gebiete zu entfernen.

»Wohlan. Ich gehe nach Mexiko. Da finde ich Patrioten; ich stelle mich an ihre Spitze.«

— Ew. Majestät vergißt, daß sie schon Anführer haben. Man macht gern für sich selbst, nicht für Andere, die Revolution; die Häupter der Unabhängigen würden sich von Ew. Majestät losmachen, oder Sie nöthigen, anderswohin zu gehen, um . . .

»Gut denn, so lasse ich sie sitzen und gehe nach Caraccas; gefällt es mir da nicht, so gehe ich noch Buenos Ayres; ich gehe nach Californien; ich wandere von Meer zu Meer, bis sich mir irgend eine Stätte der Zuflucht gegen die Verfolgung und Gewaltthätigkeit der Menschen öffnet.«

— Vorausgesetzt, Ew. Majestät redete hier im vollen Ernst: könnten Sie auch wirklich glauben, immer den Nachstellungen und Flotten der Briten zu entgehen?

»Kann ich ihnen nicht entgehen, nun so fangen sie mich. Ihre Regierung taugt nichts; aber die Nation ist großsinnig, edel, wacker. Sie werden mich behandeln, wie ich behandelt sein soll. Im Grunde, was wollen Sie denn, daß ich soll? Wollen Sie, ich soll mich hier vom Wellington, wie ein Tropf, fangen lassen und ihm die Freude machen, mich, wie einen König Johann, im Triumph durch die Gassen von London zur Schau zu führen? Ich habe nur eins zu wählen, weil man meine Dienste nicht verlangt, nämlich abzureisen. Das Schicksal thut das Uebrige.«

— Es bleibt noch eins übrig, Sire, und ich wage es, Sie darauf aufmerksam zu machen. Denn Ew. Majestät ist durchaus nicht gemacht, sich zu retten.

»Was? retten? (mit finsterm Gesicht und stolzem Blick) Wo sehen Sie, daß ich mich retten will?«

Digitized by Google

— Ich bitte Ew. Majeſtät, ſich nicht an den Ausdruck zu halten.

„Nun, fortgefahren, fortgefahren!“

— Meine Meinung iſt, Sire, daß Ew. Majeſtät Frankreich nicht ſo verlaſſen ſoll, erſt der Sicherheit, nachher des Ruhms wegen. Die Engländer ſind ſchon davon unterrichtet, daß Sie in die vereinigten Staaten wollen; und ohne Zweifel wimmeln unſre Küſten ſchon jetzt von ihren Kreuzern. Das iſt noch nicht genug. Ew. Majeſtät kennt den Haß und die Falſchheit des Herzogs von Otranto, und wer ſteht gut dafür, daß nicht ſchon Befehle gegeben ſind, Ihre Abreiſe aufzuhalten, oder den Gang Ihrer Schiffe zu verzögern, um Sie von den Engländern auffangen zu laſſen. Ich ſehe es folglich für unmöglich an, daß Ew. Majeſtät ihnen entrinnen könne. Und geſchähe es dennoch, würden Sie ihnen doch früher oder ſpäter in die Hände fallen müſſen. Unter ſolchen Umſtänden muß man wenigſtens ſuchen, mit der möglich größten Würde zu unterliegen.

„Wohin wollen Sie am Ende gerathen? Ich weiß, ich könnte zu mir ſagen, wie Hannibal: Befreien wir ſie von der Angſt, die ihnen mein Name macht! Allein man muß den Selbſtmord nur kleinen Seelen und Geiſteskranken überlaſſen. Welches mein Loos immerhin ſein möge, nie werde ich mein Ende um einen Schritt befördern.“

— Nicht das wollte ich eigentlich ſagen, Sire; und weil Ew. Majeſtät mich anzuhören geruht, ſo würde ich an Ihrer Stelle jeder eiteln Hoffnung entſagen, in der Fremde eine Zufluchtſtätte zu ſuchen. Ich würde aber den Kammern ſagen: Ich legte die Krone nieder, meine Feinde zu entwaffnen; ich vernehme, ſie ſind noch nicht zufrieden damit; verlangen ſie alſo mein Leben oder meine Freiheit, ich überlaſſe es ihnen; ich bin bereit, mich ihren Händen zu überantworten, glücklich, wenn ich nur Frankreich und meinen Sohn um dieſen Preis rette. Wäre es nicht groß, den großen Napoleon zu ſehen, wie er, nachdem er eine Krone abgelegt, welche zwanzig Jahre voller Siege auf ſein Haupt geſetzt hatten, nun ſich zum Opfer für die Unabhängigkeit des Vaterlandes darbeut!

„Ja, ja, dieſe Hingebung wäre ſehr gut; aber eine Nation von dreißig Millionen Seelen, die ſie duldete, wäre auf ewig in der Geſchichte entehrt. Und dann, wem ſollte ich mich denn ausliefern? dem Blücher? dem Wellington? ſie haben gar die nöthige Vollmacht nicht, mit mir auf ſolche Bedingungen zu unterhandeln. Sie würden damit anfangen, mich zu nehmen, und machten nachher mit Frankreich und mir doch, was ihnen gefiele.“

— Sire, ich würde mich an Kaiſer Alexander ergeben.

„Alexander! O, Sie kennen die Ruſſen gar nicht. Das würde ihm und mir das Leben koſten. Indeſſen will ich doch Ihre Idee überlegen; ſie verdient es. Ehe man eine Parthie ergreift, von der man nicht wieder zurückkommen kann, thut man wohl, ſie zweimal für einmal zu betrachten. Die Aufopferung meiner Perſon wäre für mich das Geringſte; aber vielleicht wäre ſie für Frankreich ganz ohne Nutzen gethan. Man muß der Treue des Feindes nicht zu viel trauen.“

Digitized by Google

Napoleon blieb alſo dabei, ſein Heil dem Winde und dem Glücke anzuvertrauen. Aber die Regierungskommiſſion, durch ihre Bevollmächtigten benachrichtigt, daß das Entrinnen des Kaiſers vor Abſchluß der Unterhandlungen von den Verbündeten als eine Zweideutigkeit unſererſeits angeſehen werden und die Wohlfahrt Frankreichs ins Spiel ſetzen würde, ließ dem Kaiſer ſogleich melden, daß unvorhergeſehene, politiſche Umſtände ſeine Abreiſe zu verzögern zwängen, bis Geleitsbriefe für ihn ankämen. Napoleon mußte alſo bleiben.

Hr. Chaboulon, nach Paris zurückgekommen, hörte, daß die Feinde ungeheure Fortſchritte machten; er wollte Napoleon davon berichten, erhielt aber keine Erlaubniß, nach Malmaiſon zu gehen. Er trug es einem Freund auf. Dieſer vernahm zugleich, die Preußen hätten den Plan, den Kaiſer zu entführen; Blücher habe geſagt: „Kann ich den Bonaparte ertappen, laß ich ihn vor meinen Kolonnen aufhängen!“ Wellington aber habe ſich dieſem niedrigen und verbrecheriſchen Vorhaben mächtig widerſetzt. Das Alles ſagte man nun dem Kaiſer wieder. Sobald er die Stellung der Preußen erfuhr, bezeichnete er ſie mit Nadeln auf der Landkarte und ſagte lachend: „Aha! ich habe mich wahrhaftig ſchon umgehen laſſen.“

Er traf alſo Anſtalten, um ſich gegen einen Ueberfall in Sicherheit zu ſetzen. Allein er hatte nichts zu fürchten. Er fand den beſten Schutz in der Ergebenheit ſeiner alten Waffengefährten. Denn die Soldaten, Offiziere und Generale, welche in der Richtung von Malmaiſon ſtanden, ließen ihm ſagen: ſie wachten für ihn und würden zu ſeiner Vertheidigung den letzten Blutstropfen daranſetzen.

Bald nachdem, es war halb vier Uhr Morgens, den 29. Juni, erſchienen, Namens der Regierungskommiſſion, der Herzog Decres und Graf Boulay, die ſogleich zum Kaiſer gingen und ihm anzeigten, daß Wellington verweigert habe, ihm ſicheres Geleit zu geben und daß er auf der Stelle abreiſen müſſe. Der Kaiſer empfing die Mittheilung ganz gelaſſen und verſprach, ſich noch denſelben Tag zu entfernen. Wirklich reiſete er Abends um fünf Uhr von Malmaiſon ab. Die Prinzeſſin Hortenſia zerfloß beim Abſchied in Thränen. Er blieb feſt, ſeine Stimme ruhig, ſein Antlitz heiter; es entſchlüpfte ihm keine Klage, kein Vorwurf.

Reiſe zum Meer und nach St. Helena.

In Rambouillet ſtieg der Kaiſer ſchon wieder aus dem Wagen und erklärte, er wolle im Schloſſe dort übernachten. Von hier aus ertheilte er auch noch verſchiedene Anordnungen über das, was er mit ſich zu Schiffe nehmen wollte. Vorher ſchon hatte er die Bibliothek von Klein-Trianon verlangt, Visconti's griechiſche Ikonographie und ein Exemplar vom ſchönen Werke des Nationalinſtituts von Aegypten.

Bei Tagesanbruch empfing er einen Eilboten. Er las die Briefſchaften, ſchlug einen traurigen Blick gen Himmel und ſagte zum General Becker: „Jetzt iſts vorbei! Um Frankreich iſts geſchehen! — Fort nun!“

Digitized by Google

Er eilte davon. Ueberall empfing er auf der ganzen langen Reise die unzweideutigsten Beweise der Theilnahme und Ergebenheit. Nichts aber kam dem stürmischen Ausdruck der Zuneigung und Ehrfurcht derer von Niort bei. — „Sagen Sie nur Ihrer Regierungskommission," sprach Napoleon zum General Becker: „sagen Sie ihr nur, sie habe den Geist Frankreichs schlecht gekannt, daß sie sich so gewaltig beeilte, mich zu entfernen. Hätte sie meine Anerbietungen nicht ausgeschlagen, die Sachen hätten andere Gestalt gewonnen. Ja, noch diesen Augenblick würde ich unsern staatsthümlichen Angelegenheiten eine vortheilhaftere Richtung geben, wollte ich die Unterhandlungen der Regierung durch eine Armee unterstützen, die schon mein Name geworben haben würde."

Becker schrieb diese Aeußerungen wirklich nach Paris an die Regierung. Indem er den Brief schließen wollte, erfuhr man, daß den 30. noch eine starke Kanonade gehört worden wäre. Der Kaiser diktirte dem General sogleich noch folgende Nachschrift: „Wir hoffen, der Feind wird Ihnen Zeit geben, Paris decken und den Ausgang der Unterhandlungen sehen zu können. Wenn in dieser Lage der Dinge englische Kreuzer die Abfahrt des Kaisers verzögern, so können Sie noch über ihn als Soldat verfügen."

Der Kaiser setzte seinen Weg fort, der von Niort bis Rochefort nichts Merkwürdiges mehr darbot. In Rochefort war er nur mit Vorbereitungen zur Abreise beschäftigt. Seine Anwesenheit in dieser Stadt erregte unter Bürgern, Seeleuten, Soldaten und allem Volk eine solche Begeisterung, daß das Meergestade unaufhörlich vom Geschrei: Der Kaiser soll leben! wiederscholl. Noch hier wäre es ihm ein Leichtes gewesen, seine Ketten abzuschütteln und neu aufzutreten gegen alle verbündete Mächte, und einen furchtbaren Volkskrieg gegen sie zu führen. Er ward mehrmals aufgefordert. Er wies es aber immer zurück. „Es ist nun zu spät," wiederholte er mehrmals in Lascasens Gegenwart; „das Uebel ist unheilbar; es steht nicht mehr in meiner Macht, das Vaterland zu retten. Bürgerkrieg wäre jetzt ohne Zweck und Nutzen. Mir vielleicht allein könnte er Vortheil gewähren; ich könnte für meine Person bessere Bedingungen ertrotzen. Aber das um den Preis des Edelsten und Großherzigsten, was Frankreich hat, zu erkaufen, das würde mir abscheulich sein."

Bis zum 29. Juni, den Tag seiner Abreise von Malmaison, hatte man in den Gewässern von Rochefort kein britisches Schiff gesehen. Es ist glaublich, daß, wenn Napoleon gleich nach seiner Abdankung hätte verreisen können, er ohne Hinderniß in die amerikanischen Freistaaten angelangt sein würde. Jetzt hingegen war Alles von feindlichen Segeln besetzt und wenig Hoffnung oder keine, ihnen zu entschlüpfen.

Am 8. Juli, also denselben Tag, da Ludwig XVIII wieder nach Paris kam, begab sich Napoleon an Bord der Fregatte die Saale. Sein Gefolge wurde auf die Meduse eingeschifft. Tage und Namen spielen in Napoleons Leben oft romanhaft und bedeutsam zusammen. Im Golf St. Jean hatte er seine Rolle in Frankreich wieder begonnen; auf Mont St. Jean hatte er sie wieder ausgespielt. An der Saale hatte er, auf dem Gipfel seiner Macht,

Digitized by Google

einſt Preußen zermalmt und deſſen König verjagt; jetzt, von den Preußen im Innern Frankreichs heimgeſucht, mußte das Schiff, auf dem er ſich vor ihnen retten wollte, wieder eben den Namen der Saale führen.

Chabaulon theilt uns die geheimen (très-secrètes) Inſtruktionen mit, welche der Kommandant der Saale, Kapitän Philibert, von Seiten der Regierungskommiſſion in Betreff Napoleons empfangen hat. Sie ſind nicht gar bekannt geworden und verdienen die Ueberſetzung. Sie lauten alſo von Wort zu Wort:

„Die beiden Fregatten ſind beſtimmt, denjenigen, der einſt unſer Kaiſer geweſen, in die vereinigten Staaten von Amerika überzuführen.“

„Er wird ſich auf der Saale mit denjenigen Perſonen ſeines Gefolges einſchiffen, die er bezeichnen wird. Die Uebrigen werden auf die Meduſa genommen.“

„Das Gepäck wird auf beiden Fregatten ſo vertheilt, wie ers anordnet.“

„Wenn die Meduſa bei der Abfahrt oder auf der Ueberfahrt für einen beſſern Segler erkannt werden ſollte, wird er ſich auf die Meduſa begeben und die Kapitaine Philibert und Poncé tauſchen dann das Kommando.“

„Ueber die Einſchiffung, welche der Seepräfekt zu beſorgen hat, ſo wie über die Perſon am Bord, ſoll daß größte Geheimniß walten.“

„Napoleon wird inkognito reiſen und ſelbſt Titel und Namen beſtimmen, unter welchen er reiſen will.“

„Sobald er das Schiff betreten haben wird, ſoll alle Verbindung mit dem Lande aufhören.“

„Die Fregattenkommandanten, Offiziere und Uebrige werden ſelbſt fühlen, daß ſie ſeine Perſon mit aller Rückſicht und Ehrfurcht behandeln müſſen, die man ſeiner Lage, wie der Krone ſchuldig iſt, die er getragen hat.“

„Am Bord ſollen ihm, wenn ers nicht ausſchlägt, die höchſten Ehrenbezeugungen erwieſen werden. Er wird im Innern der Fregatten über die Zimmer nach ſeiner Bequemlichkeit verfügen, ohne den zur Vertheidigung nöthigen Erforderniſſen zu ſchaden. Seine Tafel und ſeine perſönliche Bedienung werden ſo ſtatt finden, wie er es anordnet.“

„Man wird, und der Präfekt hat dazu Befehl erhalten, Alles, was zur Bequemlichkeit der Reiſe erforderlich iſt, veranſtalten, ohne allen Betracht der Unkoſten.“

„Es ſollen durch den Präfekt ſo viele Vorräthe für ihn und ſein Gefolge an Bord geſchickt werden, als das undurchdringliche Geheimniß über ſeine Einſchiffung und ſeinen Aufenthalt geſtattet.“

„Iſt Napoleon am Bord, ſollen die Fregatten, wenn es die Winde erlauben und ſich die feindlichen Kreuzer nicht der Abfahrt widerſetzen, ſich binnen vierundzwanzig Stunden ſegelfertig machen.“

„Man ſoll nicht vierundzwanzig Stunden, nach der Einſchiffung, mehr an der Rhede

bleiben, es wäre denn, daß es Napoleon verlangte, denn es iſt wichtig, ſobald wie möglich abzureiſen."

„Die Fregatten begeben ſich aufs ſchleunigſte nach den vereinigten Staaten von Amerika, und ſchiffen Napoleon und ſein Gefolge zu Philadelphia, oder zu Boſton, oder in jedem andern dortigen Hafen aus, den man am leichteſten und bälbeſten erreichen kann."

„Beiden Fregattenkommandanten iſt verboten, ſich in Rheden aufzuhalten, von wo die Abfahrt langſam und ſchwierig wäre. Sie dürfen es nicht thun, es ſei denn für das Beſte des Schiffes nothwendig."

„Man ſoll jedem Kriegsſchiff, dem man begegnen könnte, ausweichen; iſt man aber gezwungen, gegen überlegene Macht zu ſtreiten, ſoll ſich die Fregatte, auf der ſich Napoleon nicht befindet, aufopfern, um den Feind zurückzuhalten und der andern, auf der er ſich befindet, Zeit zu geben, zu entkommen."

„Ich habe nicht nöthig zu erinnern, daß die Kammern und die Regierung die Perſon Napoleons unter den Schuß franzöſiſchen Biederſinns geſetzt haben."

„Einmal in den vereinigten Staaten angekommen, muß die Ausſchiffung mit der möglichſten Schnelligkeit vorgenommen werden, und die Fregatten dürfen nicht länger als vierundzwanzig Stunden dort bleiben, unter welchem Vorwande es auch ſei, wenn es nicht überlegene Macht verhindert. Sie müſſen unmittelbar nach Frankreich zurückgehen."

„Die Geſetze und Polizeiordnungen für die Schiffe im Meere, wie im Betreff militäriſcher Subordination der eingeſchifften reiſenden Perſonen gegen die Befehlshaber der Fahrzeuge, ſollen mit aller Strenge gehandhabt werden."

„Ich empfehle dem Pflichtgefühl der Kapitäne, ſo wie ihrem Zartſinn, alle diejenigen Sachen, deren man in gegenwärtiger Inſtruktion vielleicht nicht voraus erwähnte."

„Ich habe dieſem Geſagten nichts beizufügen, als daß Napoleon unter den Schuß des Biederſinns der franzöſiſchen Nation geſtellt iſt, und daß er in dieſer Lage ganz beſonders den Kapitainen der Saale und Medusa, den Offizieren und der Mannſchaft beider Schiffe anvertraut iſt."

„Dies ſind die Befehle, welche ich den Kapitänen Philibert und Ponce, Namens der Regierungskommiſſion, zu ertheilen beauftragt bin."

„Der Herzog Decres."

Schon am folgenden Morgen nach der Einſchiffung landeten die beiden Schiffe an der Inſel Aix. Napoleon, immer der Nämliche, ließ die Beſatzung ausrücken, unterſuchte die Feſtungswerke in allen Einzelnheiten, und theilte, als wäre er noch Souverain im Lande, Beifall und Vorwürfe aus.

Der Wind ward am 10. Juli zwar günſtiger, aber eine engliſche Flotte von eilf Schiffen kreuzte im Angeſichte des Hafens. Der Kaiſer, dieſer ängſtlichen Lage müde, ſchickte den Graf Lascases an den britiſchen Admiral, um ihn fragen zu laſſen, ob er bevollmächtigt ſei, den

Digitized by Google

Kaiser frei nach Amerika oder nach England reisen zu lassen. Der Admiral erwiederte, er habe keinen Befehl erhalten, wäre aber immer bereit, ihn nach England zu führen, ohne jedoch versprechen zu können, daß man ihm dort einen Aufenthalt gestatten, oder erlauben würde, nach Amerika zu gehen.

Napoleon, mit einer solchen Antwort gar nicht zufrieden, ließ zwei Halbdecker kaufen, in der Absicht, begünstigt von der Nacht eine dänische Snak zu erreichen, mit der er schon Verständnisse angeknüpft hatte. Als dies aber fehlschlug, erboten sich die jungen Marinemänner, voller Muth und Ergebenheit, die beiden Barken zu bemannen, und schworen, mit Bürgschaft ihres Lebens, sie wollten ihn nach Neuyork bringen. Napoleon erschrack eben nicht vor den Gefahren einer so weiten Reise auf so zerbrechlichen Fahrzeugen; aber er mußte an den Küsten von Spanien und Portugal landen, um Lebensmittel und Wasser einzunehmen, und er wollte weder sich noch seine Leute bloßstellen, den Spaniern oder Portugiesen in die Hände zu fallen.

Er schickte darauf den General L'Allemand zu Pferde fort, um einen amerikanischen Schiffkapitän, der an den Mündungen der Gironde lag, zu beraten. Der Amerikaner erbot sich freudig, ihn den Nachstellungen der Feinde zu entführen. Allein der Kaiser änderte den Sinn, bewogen, wie man sagt, durch Zureden bei ihm befindlicher Personen, und beschloß, sich dem Edelmuth Englands anzuvertrauen. Er ließ es dem Admiral melden, und begab sich auf das britische Schiff Bellerophon, wo er mit allen seinem Range und Rufme gebührenden Ehrenbezeugungen empfangen ward. Indem er ins Schiff stieg, sah er den General Becker, der ihm folgte. „Gehen Sie zurück, General, zurück!“ rief er ihm zu: „damit niemand denke, es habe mich ein Franzose den Händen meiner Feinde übergeben!“

Auf der englischen Küste angekommen, schickte er den General Gourgaud mit folgenden Zeilen an den Prinz-Regenten von England:

„Rochefort den 13. Juli 1815.“

„Königliche Hoheit,“

„Den Parteien, die mein Land zerreissen, und der Feindschaft der größten Mächte Europens bloßgestellt, habe ich meine politische Laufbahn geendet; und ich komme, wie Themistokles, um mich unterm Obdach des britischen Volks niederzulassen. Ich begebe mich unter den Schutz von dessen Gesetzen, um den ich Ew. königliche Hoheit anrufe, als den mächtigsten, als den standhaftesten und als den edelmüthigsten meiner Feinde.“

„Napoleon.“

Bald aber vernahm er, daß er, als Kriegsgefangener betrachtet, nach dem Willen der verbündeten Mächte, auf die Insel St. Helena gebracht werden solle.

Er protestirte feierlich vor dem britischen Admiral, im Angesichte des Himmels und der Menschen, gegen die Verletzung seiner heiligsten Rechte und gegen die wider seine Person und Freiheit verübte Gewaltthat. Dann ergab er sich ganz ruhig in sein Loos.

Digitized by Google

Auf der Höhe vom Kap La Hogue fahrend, erkannte er Frankreichs Küſten in der Ferne. Er grüßte, reckte ſeine Arme gegen das Geſtade und rief mit tiefbewegtem Gemüthe: „Lebe wohl, du Land der Braven! lebe wohl, du liebes Frankreich! Ein paar Verräther weniger, und du wäreſt heute noch die große Nation, die Herrin der Welt!“

Den 17. Oktober zeigte man ihm die öden Felſen, welche künftig die Mauern ſeines Gefängniſſes ſein ſollten. Er betrachtete ſie ohne Klage, ohne Grauſen, ohne Unruhe. Den folgenden Tag trat er ans Land. Und nachdem er noch einmal wider den gegen ſeine Perſon vollzogenen Anſchlag proteſtirt hatte, begab er ſich mit feſtem Schritt ſogleich nach dem Ort ſeiner Gefangenſchaft.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Napoleon Bonaparte, nach seiner Wiederkehr von Elba, als Mensch und im häuslichen Leben dargestellt. S. 241

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

L905 U22 1820 1
3 5556 008 849 788

NORTHWESTERN
UNIVERSITY LIBRARY

BOOK CARD
PLEASE KEEP THIS CARD IN BOOK POCKET.

Digitized by Google

Digitized by Google

L905 U22 1820 1
3 5556 008 849 788

NORTHWESTERN
UNIVERSITY LIBRARY

BOOK CARD
PLEASE KEEP THIS CARD IN BOOK POCKET.

Digitized by Google

L905 U22 1820 1
3 5556 008 849 788

NORTHWESTERN
UNIVERSITY LIBRARY

BOOK CARD
PLEASE KEEP THIS CARD IN BOOK POCKET.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google